This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

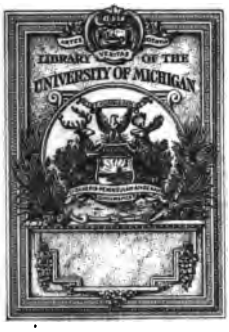
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,369,851



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

830.6
D49
V67

PRUSSIAN LIBRARY
University of
MICHIGAN

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

YII.

1839.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ueber
K. K
Ueber
Vo
Ueber
Vom
Die G
Zur Or
Deut
Das Ve
Zeit.
Ueber
Arabe
Purg
Kurze

...enwesen

...n seit etwa fünfzig
der gewerblichen In=
sehr einen Gegenstand
scharfsinniger und frucht=
...n einzelnen Konstruktionen
Kunst werden frühere Zeit=
...stellt; in den Wissenschaften
und Gelehrsamkeit schon aus
...r haben alle seit dem Beginn
... zusammengenommen in dem
...e geleistet, das gegen d... Her=
...orhunderte auftreten könn... ...nd
Zeitraume ein ... ...f=
...tende und folg...
..., wie wir es ...
...n über die Richtun...
...ung des industriellen ...
...urtheilen, gleich als ...
...n Geistes der Makel e...
... Genie weniger erhabe...
...n seine Hervorbringungen ...
förderlich sind. Wahrlich ...
...rden mag — ein Zug der e...
...ngen, einst nur von unterdrück...

Ueber das induſtrielle Maſchinenweſen der neueſten Zeit.

Der außerordentliche Umfang, welchen ſeit etwa fünfzig Jahren die Anwendung der Maſchinen in der gewerblichen Induſtrie gewonnen hat, bildet eben ſo ſehr einen Gegenſtand gerechter Bewunderung, als die Maſſe ſcharfſinniger und fruchtbringender Ideen, welche in den zahlloſen einzelnen Konſtruktionen zu Tage gelegt iſt. In der ſchönen Kunſt werden frühere Zeitalter uns als unerreichte Muſter aufgeſtellt; in den Wiſſenſchaften glänzen große Beiſpiele von Geiſt und Gelehrſamkeit ſchon aus dem Alterthume herüber. Was aber haben alle ſeit dem Beginn einer Geſchichte verfloſſener Zeiten zuſammengenommen in dem Fache der mechaniſchen Künſte geleiſtet, das gegen die Hervorbringungen der letzten vier Jahrhunderte auftreten könnte? Und wo findet ſich wieder in dieſem Zeitraume ein Abſchnitt von fünfzig Jahren, in welchem bedeutende und folgenreiche Erfindungen ſo einander die Hände bieten, wie wir es vor unſeren Augen ſehen? Nur zu oft hört man über die Richtung der neueſten Zeit auf Erweiterung und Bebauung des induſtriellen Gebietes mit vornehmer Geringſchätzung aburtheilen, gleich als ob gerade dieſen Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes der Makel einer niedern Geburt anklebte; gleich als ob das Genie weniger erhaben, weniger bewundernswürdig wäre, wenn ſeine Hervorbringungen den verachteten „materiellen Intereſſen" förderlich ſind. Wahrlich, es iſt — was auch dagegen geſagt werden mag — ein Zug der ewigen Gerechtigkeit, daß Beſchäftigungen, einſt nur von unterdrückten Leibeigenen

geübt und daher in langer Folgezeit gering geschätzt, endlich auch den Tag ihres Glanzes erleben, und eben so gut eine welthistorische Periode charakterisiren, als großartige Menschenwürgerei, eitel höfischer Prunk und hohle Geistesgymnastik zur Genüge schon gethan haben.

Es wäre eine große und schwierige, auf wenigen Blättern nicht zu lösende Aufgabe: in historisch-kritischer Uebersicht alle irgend bedeutenden Fortschritte der Gewerbsbetriebe aus dem letzten halben Jahrhunderte aufzuführen. Schon eine ähnliche Darstellung mit der Beschränkung auf eigentliches Maschinenwesen, wie sie hier beabsichtigt wird, müßte einen weit größern Umfang erhalten, als den Umständen nach gestattet ist, wenn sie mehr thun wollte, als — nach Erörterung einiger allgemeinen Verhältnisse — an ausgewählten Beispielen den Aufschwung zeigen, welchen der menschliche Erfindungsgeist in diesem Fache genommen hat.

Die zur Hervorbringung irgend eines Gegenstandes bestimmten Maschinen haben — wenn man sie mit der Handarbeit, deren Stellvertreter sie sind, vergleicht — vor dieser entweder den Vorzug einer vermehrten oder den einer verbesserten Leistung. Oft ist Beides zugleich der Fall. Vermehrte Leistung (bei gleicher Anwendung von Kosten oder von Zeit) wird erreicht, theils durch große Geschwindigkeit der Bewegungen, theils durch Anwendung großer wirkender Körpermassen oder großer bewegender Kräfte, theils endlich durch Vervielfältigung der wirksamen Theile. Verbesserte Leistung entsteht in Folge größerer Gleichförmigkeit oder Regelmäßigkeit der Bewegungen. Daß dieses die Gründe von dem Nutzen der Maschinen sind, zeigt sich bei der oberflächlichsten Ansicht dieser letzteren. Eine Sägemühle zum Bretterschneiden liefert in gleicher Zeit viel mehr und besser geschnittenes Holz als eine Handsäge; denn 1) gestattet die Handsäge nur die Anwendung der Kraft von zwei oder drei Menschen, dagegen die Sägemühle, von Wasser oder Dampf getrieben, die Wirkung einer oft zwanzig oder dreißig Mal größern bewegenden Kraft; 2) kann eben deßhalb die Mühle der Säge eine weit schnellere Bewegung ertheilen, als Menschenhände hervorzubringen im Stande sind;

3) bewegt ſich die Mühlſäge weit genauer und regelmäßiger, macht daher einen ſchönern, glattern Schnitt, und ſchafft Bretter von mehr gleichmäßiger Dicke, als die Handſäge. Werden nun noch an der Sägemühle mehrere Sägeblätter ſtatt eines einzigen angebracht, ſo kommt der aus dieſer Vervielfältigung der Theile entſtehende Vortheil hinzu, um die Menge der geleiſteten Arbeit zu ſteigern. — Eine Spinnmaſchine erzeugt weit mehr Garn, als in gleicher Zeit auf einem Spinnrade geſponnen werden kann: 1) weil auf der Maſchine 60, 100, 200, ja manchmal 400 Spindeln angebracht ſind, deren jede ihren beſondern Faden ſpinnt, gleich der einzigen Spindel des Spinnrades; 2) weil die Spindeln der Maſchine in ſchnellern Umlauf geſetzt werden können, indem das Ausziehen des Fadens aus dem Spinnmateriale (welches mit der Zuſammendrehung gleichen Schritt halten muß) mit entſprechender größerer Geſchwindigkeit geſchieht, als es beim Handſpinnen möglich iſt. Selbſt bei gleicher bewegender Kraft kann eine Maſchine bedeutend mehr Geſpinnſt liefern, als die Hand. Denn durch das Spinnen eines einzigen Fadens wird — bei dem Gebrauche des Spinnrades — zwar die Thätigkeit der Hände und die Aufmerkſamkeit der arbeitenden Perſon, dagegen noch lange nicht ihre Kraft, völlig in Anſpruch genommen. Eine Spinnmaſchine von ſolcher Größe, daß ſie noch von der Kraft eines Mannes in Betrieb zu ſetzen iſt, kann leicht 50 oder 60 Spindeln enthalten, und ungefähr fünfzig Mal ſo viel Garn produziren, als der nämliche Mann in gleicher Zeit auf einem Spinnrade ſpinnen könnte. Dieſer Vortheil entſteht daraus, daß die zeitraubende Arbeit des Fadenausziehens den Händen abgenommen, von der Maſchine durch mechaniſche Mittel verrichtet, und dem Spinner — außer der allgemeinen Beaufſichtigung — nur die Anwendung ſeiner bewegenden Kraft überlaſſen wird, welche zur gleichzeitigen Erzeugung vieler Fäden genügend iſt. — Das Maſchinengarn iſt aber auch beſſer und ſchöner, als das mit der Hand geſponnene Garn, weil die Bildung des Fadens durch Auseinanderziehen des ſpinnbaren Materials von den nach feſtbeſtimmten Geſetzen wirkenden Mechanismen der Maſchine viel gleichförmiger geſchieht, und überdies hiermit die Zuſammendrehung des Geſpinnſtes in einem, keiner zufälligen Unregelmäßigkeit unterworfenen, gleichbleibenden Verhältniſſe ſteht.

Nach dem Angeführten ergibt sich, daß bei den Maschinen die Geschwindigkeit der Bewegungen, die Größe der bewegenden Kräfte und der wirkenden Körpermassen, die Vielheit der thätigen Bestandtheile, Umstände von einflußreichster Bedeutung sind. Es mag nicht uninteressant seyn, hierüber einige, von verschiedenartigen Maschinen entlehnte Beispiele zusammenzustellen.

Wir müssen hier die Bemerkung vorausschicken, daß man in der Physik, im Maschinenwesen u. s. w., um die Größe von Geschwindigkeiten und bewegenden Kräften einfach ausdrücken und mit einander vergleichen zu können, sich gewisser allgemein angenommener Beziehungsarten bedient, zu denen auch wir uns für den gegenwärtigen Zweck um so mehr bequemen werden, als sie sehr bestimmt und zugleich leicht faßlich sind. So pflegt man die Geschwindigkeit einer Bewegung dadurch anzugeben, daß man den Raum nennt, welchen ein Körper oder ein bestimmter Punkt eines Körpers binnen einer Sekunde durchläuft. Um den an solchen Ausdruck nicht gewöhnten Leser vorläufig damit etwas vertrauter zu machen, seyen hier einige Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben angeführt. Ein rasch gehender Mann macht in einer Sekunde etwa zwei Schritte, deren jeder $2\frac{1}{2}$ Fuß oder wenig darüber umfaßt: die Geschwindigkeit ist also hier 5 Fuß, wonach eine Meile von 24,000 Fuß in 80 Minuten zurückzulegen wäre. Ungefähr eben so schnell bewegt sich eine Stubenfliege im gewöhnlichen Fluge fort; dagegen kann dieselbe, wenn sie gejagt wird, auch sechs Mal geschwinder seyn, nämlich in einer Sekunde einen Raum von 29 bis 30 Fuß durchschneiden. Schnellläufer haben es wohl dahin gebracht, selbst bei mehrstündiger Dauer des Gehens 12 Fuß Geschwindigkeit zu erreichen, also die Meile in 33 Minuten zu machen (z. B. der bekannte Mensen Ernst). Für kürzere Dauer können Läufer sich sogar 15 bis 17 Fuß in der Sekunde fortbewegen. Ein beladenes Kameel geht in gleichförmiger Schnelligkeit 12 bis 15 Stunden des Tages mit 6 bis $6\frac{1}{2}$ Fuß Geschwindigkeit. Ein Pferd im Schritte vor einem Lastwagen hat 2 bis 3 Fuß Geschwindigkeit; im Trabe vor einem Postwagen 7 bis 8, und auf kürzere Strecken selbst bis 12 Fuß; ein Reitpferd im

Galopp 16 bis 20 Fuß. Die engliſchen Rennpferde erreichen ſogar 40 Fuß, und zuweilen noch mehr; wie z. B. der berühmte Renner Sterling oder Eclipſe, welcher mit Einem Sprunge 19 Fuß, und in der Sekunde 78 Fuß durcheilte. Dieſe letztere Geſchwindigkeit wird auch von Windhunden erreicht. Ein geübter Schlittſchuhläufer bringt es bis auf 36 Fuß in der Sekunde, ein ſchnellſegelndes Schiff etwa auf 14 Fuß, ein Dampfwagen auf der Eiſenbahn, wenn er 6 deutſche Meilen in der Stunde durchläuft, auf 39 Fuß; die größte von Dampfwagen erreichte Geſchwindigkeit (15 d. M. auf die Stunde) beträgt 97 Fuß. Der Flug der Vögel findet in manchen Fällen mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſtatt. Ausgezeichnet ſind in dieſer Hinſicht bekanntlich die Brieftauben. Eine ſolche legte den 125 Lieues langen Weg von Lyon nach Lüttich in 5 Stunden zurück, was 95 Fuß für eine Sekunde beträgt; und ſelbſt bis 140 Fuß ſoll die Geſchwindigkeit dieſer Tauben in einzelnen Fällen geſtiegen ſeyn. Von Adlern und Falken hat man 70 bis 96 Fuß Geſchwindigkeit, bei mehrſtündiger Dauer des Flugs, beobachtet. Die durchſchnittliche Geſchwindigkeit der Flüſſe ſteigt ſelten über 3 bis 4 Fuß; die ſchnellſten Ströme erreichen 12 Fuß, einzelne Bergwäſſer aber wohl 30 Fuß. Ein mäßiger Wind legt etwa 10 Fuß in der Sekunde zurück, ein Sturm 50 bis 70 Fuß, der heftigſte Orkan höchſtens 120 Fuß. Vergleicht man hiermit die Bewegung einer Schnecke, welche in der Sekunde nur um den ſechzehnten Theil eines Zolls fortrückt, und des Stundenzeigers an einer Taſchenuhr, deſſen Spitze (wenn der Zeiger zu fünf Achtelzoll Länge angenommen wird) gar nur den elftauſendſten Theil eines Zolls während einer Sekunde durchſchleicht, ſo hat man der Verſchiedenheiten und Kontraſte genug; ſelbſt wenn wir von den ungeheuern Geſchwindigkeiten abgeſchoſſener Kugeln, des Schalles, der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, endlich des Lichts und der elektriſchen Materie, gar nicht ſprechen wollen.

Bei Maſchinen kommen zum Theil Bewegungen vor, deren Geſchwindigkeit groß genug iſt, um ſich mit der ſprichwörtlich gewordenen Eile des Sturmwindes meſſen zu können; dagegen allerdings auch andere, die das vollkommene Gegentheil hiervon ſind; je nachdem durch große Schnelligkeit die Maſſe der geleiſteten Arbeit bis an die Grenze des Möglichen erhöht, oder umgekehrt

durch zarte Langsamkeit die feinsten und genauesten Effekte hervorgebracht werden sollen.

In den Fabriken, wo die Baumwolle zu Garn versponnen wird, bedient man sich, um das Material aufzulockern und von Unreinigkeiten zu befreien, einer Maschine, deren Hauptbestandtheil ein um seine Achse gedrehter, zweiarmiger, haspelförmiger Schläger (Schlaghaspel) ist. Dieser muß fast ganz allein durch die außerordentliche Schnelligkeit seiner Umdrehung die Baumwolle in ihre Fasern zertheilen, weil letztere die Anwendung einer großen Gewalt nicht ohne Beschädigung vertragen würden. Daher läßt man den Schläger, welcher 13 bis 14 Zoll im Durchmesser hat, 1300 bis 1400 Umläufe in der Minute machen; wobei — da ein Punkt am Umkreise bei jeder Umdrehung einen kreisförmigen Weg von durchschnittlich 3½ Fuß zurücklegt — die Geschwindigkeit auf die Sekunde etwa 80 Fuß beträgt. Da jeder Arm des Schlaghaspels in der Minute 1300 bis 1400 Schläge auf die Baumwolle gibt, beide zusammen also wenigstens 2600 Schläge hervorbringen, so kommen etwa 45 Schläge auf jede Sekunde. Bei dem ältern, unvollkommeneren Zustande der Baumwollenmanufaktur mußte man eine ähnliche Wirkung auf die Baumwolle durch Klopfen mit Stäbchen aus freier Hand zu erreichen suchen. Allein die hierbei zu erlangende Geschwindigkeit bleibt immer weit unter jener, welche die Maschine hervorbringen kann; denn — abgesehen von allen andern Vortheilen, welche letztere gewährt — würden, da ein Mensch (mit einem Stäbchen in jeder Hand) auf die Dauer nicht wohl mehr als etwa 120 Schläge in der Minute machen kann, wenigstens 20 Personen erforderlich seyn, um die nämliche schnelle Aufeinanderfolge der Schläge zu erreichen, welche bei der Maschine durch Anwendung eines so einfachen und wenig Raum einnehmenden Mechanismus erzielt wird. — Zum Kratzen oder Krempeln der von der Schlagmaschine aufgelockerten Baumwolle dient die Kratzmaschine, deren Hauptbestandtheil eine drei Fuß im Durchmesser große, auf dem ganzen Umkreise dicht mit Eisendrahthäkchen besetzte Walze oder Trommel ist. Diese Trommel dreht sich in einer Sekunde zwei Mal um ihre Achse, wobei also jedes Häkchen einen Weg durchläuft, der gleich dem doppelten Umkreise, d. i. fast 19 Fuß ist. Bei der vor Einführung der Kratzmaschinen üblich gewesenen Handarbeit waren die Drahthäkchen

auf flachen Brettern angebracht, welche der Arbeiter höchſtens mit 1½ Fuß Geſchwindigkeit in der Sekunde bewegen konnte. Durch die Maſchine iſt alſo, abgeſehen von allen übrigen Vortheilen ihrer Anwendung, allein durch die wenigſtens auf das Zwölffache geſteigerte Geſchwindigkeit die Leiſtung außerordentlich vermehrt. — Nicht minder ſehen wir das Prinzip möglichſt beſchleunigter Bewegung bei den Spinnmaſchinen in Anwendung gebracht. Die Spindeln bei den Maſchinen, auf welchen mittelfeine Baumwollgarne geſponnen werden, machen ungefähr 100 Umdrehungen in der Sekunde. Jede ſolche Spindel wird durch eine an ihr befindliche kleine Rolle, um welche eine von dem Mechanismus getriebene Schnur läuft, in Bewegung geſetzt. Dieſe Rolle hat 1 Zoll im Durchmeſſer, woraus ſich ergibt, daß ein Punkt auf ihrem Umkreiſe (oder — was gleichviel iſt — ein Punkt in der treibenden Schnur) in jeder Sekunde einen Weg von 26 Fuß durchläuft.

Andere Beiſpiele von drehenden Bewegungen mit bedeutender Geſchwindigkeit bieten die Mühlſteine der Getreidemühlen und die Schleifſteine dar. Die erſteren machen, bei einem Durchmeſſer von 4 Fuß, 90 bis 120 Umgänge in der Minute, was einer Geſchwindigkeit ihres Umkreiſes von 18 bis 25 Fuß für die Sekunde entſpricht. Schleifſteine (in Meſſer- und Gewehrfabriken ꝛc.) von 1 bis 2 Fuß Durchmeſſer läßt man 400 bis 600 Mal, ſolche von 3 bis 6 Fuß 100 bis 200 Mal in der Minute umgehen, wonach ihr Umkreis in einer Sekunde 30 bis 40 Fuß durchläuft. Noch weit ſchneller iſt die Bewegung der Schleifſteine in den Nähnadelfabriken, mittelſt welcher die Spitzen an den Nadeln geſchliffen werden. Ein ſolcher Stein von 2½ Fuß Durchmeſſer vollbringt nämlich in einer Minute 1000 bis 1200 Umläufe, ſo daß ſeine Umfangsgeſchwindigkeit 130 bis 150 Fuß in der Sekunde beträgt. Man vergleiche mit Vorſtehendem die unbedeutende Geſchwindigkeit, welche man einem Handreibſteine oder einer Mörſerkeule zu geben im Stande iſt, oder womit ein zu ſchleifendes Werkzeug aus freier Hand auf einem Wetzſteine bewegt werden kann, und frage ſich: wie es um den Preis und die Menge der Arbeit ſtehen würde, wenn alles Mehl durch Zerreiben im Mörſer, alle Schleiferarbeit auf Handwetzſteinen verrichtet werden müßte.

Oefters beſteht der Vortheil großer Geſchwindigkeit bei Maſchinenbewegungen nicht allein in dem Zeitgewinn und der vermehrten Produktion, ſondern auch in einer Erſparung am Material und an den zur Arbeit nöthigen Zuthaten. Ein ſprechendes Beiſpiel hiervon geben die Hammer- und Walzwerke, mittelſt welcher auf den Eiſenhütten das Eiſen in Stangen oder Stäbe ausgearbeitet wird. Die Eiſenhämmer werden bekanntlich vom Waſſer in Bewegung geſetzt, indem ein einfacher Mechanismus den Hammer (deſſen Stiel um einen Punkt ſich drehen kann) aufhebt, und dann frei wieder fallen läßt. Je ſchneller die Schläge auf einander folgen, deſto eher iſt die Bearbeitung des Eiſens vollendet, deſto mehr kann in gleicher Zeit geliefert werden; aber deſto weniger Brennmaterial (zum Glühen des Eiſens) iſt auch erforderlich, und deſto weniger Eiſen geht als Abfall verloren. Es muß nämlich, um das Eiſen glühend zu machen, ununterbrochen das Feuer im Gange ſeyn, und die Koſten des letztern werden natürlich für eine beſtimmte Menge produzirten Stabeiſens deſto geringer, je mehr Eiſen in gleicher Zeit ausgearbeitet wird. Dazu kommt, daß das Eiſen ſo oft wieder in das Feuer gebracht werden muß, als es im Laufe der Bearbeitung den gehörigen Grad von Glühhitze verloren hat. Bei jedem neuen Glühen verbrennt aber eine neue Portion des Metalls, welche nachher als Hammerſchlag von demſelben abfällt. Um aus einer rohen Eiſenmaſſe Stäbe zu ſchmieden, muß es demnach auch in dieſer Beziehung vortheilhaft ſeyn, das Eiſen ſo wenig oft als möglich in das Feuer zu bringen. Die Beſchleunigung der Arbeit, welche nach allen angeführten Umſtänden als ſo wichtig erſcheint, iſt nun aber nur zu erreichen, wenn man es dahin bringt, die Schläge des Hammers äußerſt raſch aufeinander folgen zu laſſen; und hierin ſetzt die Natur eine Grenze, welche jedoch von der Kunſt auf eine ebenſo ſinnreiche als einfache und wirkſame Weiſe weiter hinausgerückt wird. Man muß in der Bewegung des Hammers deſſen Hebung und deſſen Niederfallen abgeſondert betrachten. Erſtere, als ganz allein von der Maſchinerie bewirkt und mithin nur von ihr abhängig, kann faſt nach Willkür beſchleunigt werden; nicht ſo das Niederfallen, welches nach dem phyſikaliſchen Geſetze für den freien Fall der Körper erfolgt, wonach zur Durchlaufung einer beſtimmten Fallhöhe eine gewiſſe Zeit erforderlich iſt. So lange

man alſo den Hammer wie einen freifallenden (bloß dem Antrieb der Schwere gehorchenden) Körper thätig ſeyn läßt, wird die Zeit, welche von einem Schlage bis zum folgenden verfließt, durch die Hub- oder Fallhöhe des Hammers beſtimmt werden. Um dieſe Schranke zu beſeitigen, hat man das Mittel erdacht, die Bewirkung des Herabfallens nicht ausſchließlich dem natürlichen Antrieb der Schwere zu überlaſſen, ſondern durch Hinzufügung einer zweiten antreibenden Kraft die Geſchwindigkeit des Falles zu vergrößern, und ſomit deſſen Dauer abzukürzen. Man bringt nämlich einen elaſtiſchen Körper an, welcher dem Hammer, im letzten Augenblicke von deſſen Aufſteigung, ſich in den Weg ſtellt, von demſelben nachzugeben genöthigt wird, aber ſogleich nachher vermöge der Elaſticität zurückwirkt, und den Hammer, der eben zu fallen beginnt, mit Kraft hinabſchleudert. So wenig merklich auch der hierdurch erzielte Zeitgewinn bei jedem einzelnen Hammerſchlage ſeyn mag, im Ganzen der Arbeit offenbart er ſich auf das Entſchiedenſte und Vortheilhafteſte. — Die Walzwerke zur Verfertigung der Eiſenſtäbe, wie ſie in der neueſten Zeit immer mehr und mehr ſich verbreiten, beſtehen aus zwei gußeiſernen Cylindern, auf deren Umkreis mehrere in ſich ſelbſt zurücklaufende Furchen oder vertiefte Reifen angebracht ſind. Die Furchen des einen Cylinders paſſen auf jene des andern, und ſo entſtehen, in der Berührungslinie der Cylinder, Oeffnungen von beſtimmter Geſtalt und Größe, durch welche bei der Umdrehung der Maſchine das Eiſen durchgezogen wird, um die vorgeſchriebene Geſtalt anzunehmen. Das Eiſen muß oft durch alle Oeffnungen (12 bis 16 an der Zahl) der Reihe nach gehen, und doch bis zum letzten Augenblicke die Glühhitze behalten, um dem Drucke der Walzen gehörig nachzugeben, ohne eines erneuerten Glühens zu bedürfen. Daher muß die Bewegung der Walzen ſehr ſchnell ſeyn: bei 8 bis 18 Zoll Durchmeſſer machen dieſelben 140 bis 240 Umdrehungen in der Minute, und es bewegt ſich ihr Umkreis mit 6½ bis 11 Fuß Geſchwindigkeit für die Sekunde; ein ebenſo langer Eiſenſtab kommt alſo im Laufe einer Sekunde aus der Maſchine hervor. Dieſe Geſchwindigkeit erſcheint beſonders dann als ſehr bedeutend, wenn man berückſichtigt, welch großer Widerſtand des Eiſens dabei überwunden werden muß.

Um noch einige Fälle von anſehnlichen Geſchwindigkeiten zu berühren, gedenken wir ſchließlich der Sägemaſchinen. Bei den

Bretsägemühlen nach neuerer Bauart macht die Säge sehr gewöhnlich einen 30 Zoll langen Zug, d. h. sie bewegt sich abwechselnd um 30 Zoll in die Höhe und dann um eben so viel wieder herab. Da sie nur beim Niedergange in das Holz einschneidet, so kommt demnach eine Bewegung von 5 Fuß auf jeden Schnitt (oder doppelter Zug); und indem 100 bis 110 Schnitte in der Minute geschehen, macht jeder Sägenzahn während dieser Zeit einen Weg von 500 bis 550 Fuß, was 8 bis 9 Fuß auf die Sekunde beträgt. Den Furnirsägen, welche dünne Blätter aus feinen Holzarten zu schneiden bestimmt sind, gibt man eine noch schnellere Bewegung, nämlich bei 24 Zoll Zug 180 Schnitte oder doppelte Züge in einer Minute, was einer Geschwindigkeit von 12 Fuß für die Sekunde entspricht. Am schnellsten aber von allen Sägen werden die Kreissägen bewegt: zirkelrunde dünne Stahlplatten, welche auf ihrem Umkreise die Zähne enthalten, um ihren Mittelpunkt sich drehen, und zum Bretterschneiden ꝛc. Anwendung finden. Man läßt diese so rasch umlaufen, daß jeder Punkt ihres Umfanges (also jeder Zahn) in einer Sekunde einen Weg von 20, 30 und manchmal 50 Fuß macht.

Einen Fall von sehr langsamer Bewegung bei der Arbeit einer Maschine bietet das Abdrehen mancher Metallgegenstände auf der Drehbank dar. Eine 12 Zoll dicke eiserne Walze macht, wenn sie abgedreht wird, etwa in 15 Sekunden eine Umdrehung, d. h. ihr Umkreis bewegt sich mit nahe $2\frac{1}{2}$ Zoll Geschwindigkeit; dabei rückt der Drehmeißel während einer Umdrehung um $\frac{1}{2}$ oder höchstens $\frac{3}{4}$ Linie fort, also um den zwanzigsten, oder gar nur um den dreißigsten Theil einer Linie in der Sekunde. Noch viel langsamer ist die Bewegung der Diamantspitze, mit welcher manche ganz feine Theile von astronomischen Instrumenten abgedreht werden, indem dieses Werkzeug so zarte Spänchen wegschneidet, daß dieselben kaum sichtbar und nicht über $\frac{1}{2000}$ Zoll breit und dick sind.

Die Größe der bewegenden Kräfte bei Maschinen ist man übereingekommen, nach Pferdekräften zu schätzen. Es ist nöthig, hier vor Allem den Begriff der Pferdeskraft festzustellen. Jede mechanische Wirkung, welche von einer Kraft hervorgebracht wird, läßt sich messen durch ein Gewicht (eine in Pfunden ausgedrückte

Laſt), welche binnen einer gewiſſen Zeit durch einen gewiſſen Raum bewegt worden iſt. Angenommen, ein Menſch ſchaffe eine Laſt von 50 Pfund in 6 Stunden 2 Meilen weit fort; ſo wird Niemand Anſtand nehmen, die mechaniſche Leiſtung (Wirkung) eines andern Menſchen für doppelt ſo groß zu erklären, falls dieſer letztere 100 Pfund in 6 Stunden zwei Meilen weit, oder 50 Pfund in 3 Stunden 2 Meilen weit, oder endlich 50 Pfund in 6 Stunden 4 Meilen weit transportirt. Da hiernach ſtets die Angabe dreier Zahlen (nämlich der bewegten Laſt, des Raumes und der Zeit) nöthig wäre, um einen Begriff von der Größe einer Kraft zu erhalten, ſo bezieht man, ſowohl um den Ausdruck zu vereinfachen als um die Vergleichung der Kräfte zu erleichtern, die bewegte Laſt auf den Raum von 1 Fuß als die Einheit des Maßes, und auf 1 Sekunde als die Zeiteinheit. Die Zahl, welche auf ſolche Weiſe hervorgeht, nennt man das mechaniſche Moment der Kraft. Wird etwa durch irgend eine Kraft ein Gewicht von 1000 Pfund in der Zeit von 20 Sekunden auf die Höhe von 4 Fuß gehoben, ſo iſt dieß eben ſo viel, als ob 4000 Pfund auf 1 Fuß Höhe in der angegebenen Zeit gehoben würden; und die Wirkung für 1 Sekunde wird der zwanzigſte Theil hiervon ſeyn, alſo 200 Pfund 1 Fuß hoch gehoben. Man ſagt dann: das mechaniſche Moment dieſer Kraft ſey gleich 200. In dieſem Sinne beträgt durchſchnittlich (und mit Zugrundlegung von Wiener Maß und Gewicht) das mechaniſche Moment eines erwachſenen Mannes, der mit gleicher Anſtrengung längere Zeit fortarbeiten muß, 60; das mechaniſche Moment eines guten Pferdes (bei 8 Stunden Arbeit des Tages) 400; eines Ochſen etwa 200; eines Eſels ungefähr 120. Man kann mithin die bewegende Kraft des Pferdes faſt 7 Mal, des Ochſen nahe 3 Mal, des Eſels 2 Mal ſo groß annehmen, als jene des Menſchen. In der Anwendung kommen allerdings, nach der individuellen Beſchaffenheit der Perſonen oder der Thiere, bedeutende Schwankungen in der Größe ihrer bewegenden Kraft vor. Sollte aber eines der genannten mechaniſchen Momente, und namentlich das des Pferdes (die Pferdeskraft), als brauchbarer Maßſtab zur Vergleichung anderer bewegender Kräfte dienen, ſo mußte ein konventioneller Werth dafür feſtgeſetzt und allgemein angenommen werden. Man hat dies zuerſt in England in Bezug auf die Kraft der

Dampfmaschinen gethan, und für diesen Zweck das Moment der Pferdeskraft zu 550 (nach englischem Maße und Gewichte) bestimmt; d. h. es wird unter einer Pferdeskraft die Größe einer Kraft verstanden, welche 550 englische Pfund in 1 Sekunde auf 1 engl. Fuß hoch heben kann. Dies beträgt 425 Wiener Pfund auf 1 Wiener Fuß Höhe, ebenfalls in 1 Sekunde, gehoben. Es ergibt sich hiernach von selbst, daß z. B. unter einer Dampfmaschine von 30 Pferdekräften eine solche verstanden sey, deren Kraft so groß ist, als hierfordert wird, um 30 Mal 425 Pfund, also 12,750 Pfund in 1 Sekunde auf 1 Fuß Höhe zu heben. Nach der Natur der Sache ist dies eben so viel, als 1275 Pfund auf 10 Fuß in 1 Sekunde, oder 765,000 Pfund in 1 Minute auf 1 Fuß, oder 7650 Pfund in 1 Minute auf 100 Fuß, u. s. w.

Es sollen nun von dem Gesagten einige Anwendungen auf die zwei im Maschinenwesen hauptsächlich benutzten bewegenden Kräfte, nämlich jene des Wassers und des Dampfes, gezeigt werden. — Das Wasser wirkt als bewegendes Mittel, wenn es von einer Höhe herabfließt oder herabfällt. Die Größe seiner bewegenden Kraft ergibt sich aus der Höhe des Gefälles und dem Gewichte der in einer Sekunde zufließenden Wassermenge. Angenommen, der Zufluß betrage in einer Sekunde 354 Pfund, und das Gefälle 12 Fuß, so wäre das mechanische Moment 4248 oder gleich 10 Pferdekräften. Die so berechnete Kraft ist die rohe Wasserkraft, welche aus mehreren praktischen Gründen nie in ihrer ganzen Größe nutzbar gemacht werden kann; d. h. das mechanische Moment eines Wasserrades ist jederzeit kleiner als das des darauf wirkenden Wassers. Beide dürfen daher nicht mit einander verwechselt werden. Die unvortheilhafteste Benutzung der Wasserkraft findet bei den sogenannten unterschlächtigen Rädern statt; bei den bestgebauten oberschlächtigen Rädern hat man in der neuesten Zeit wohl 70 bis 80 Prozent der rohen Wasserkraft als nutzbaren Effekt gewonnen; so daß hiernach das vorstehend als Beispiel genommene Wassergefälle, statt 10, höchstens 8 Pferdekräften in seiner Wirkung gleich seyn würde. Die interessanteste Erfindung in diesem Fache sind die seit einigen Jahren viel besprochenen Kreiselräder (horizontal liegenden Wasserräder) des französischen Ingenieurs Fourneyron, welche sich besonders für sehr hohe Gefälle eignen, und bei denen, wenn sie vollkommen

richtig ausgeführt ſind, bis gegen 90 Prozent der rohen Waſſerkraft wirklich nutzbar gemacht werden. Die Veranlaſſung zur Erfindung dieſer Art Räder gab die Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie in Paris durch eine von ihr geſtellte Preisaufgabe; und ſeitdem ſind ſowohl in Frankreich als in Deutſchland mehrere Kreiſelräder mit beſtem Erfolge hergeſtellt worden, unter welchen wohl das merkwürdigſte ſich in einer Spinnerei des Herrn v. Eichthal zu Sct. Blaſien im Schwarzwalde befindet. Dort iſt ein Gefälle von nicht weniger als 108 Meter (341 Wiener Fuß) ſenkrechter Höhe zum Betriebe des Kreiſelrades benutzt; letzteres hat nur 1 Fuß Durchmeſſer, bewegt ſich aber ſo außerordentlich ſchnell, daß es ungefähr 2300 Umdrehungen in einer Minute macht. Von dem Waſſer, welches in einer gußeiſernen Röhrenleitung längs des Bergabhanges herab dem Rade zugeführt wird, ſoll nicht mehr als 1 Kubikfuß in der Sekunde verbraucht werden; die durch das Rad ausgeübte Kraft wird als der von 60 Pferden gleich angegeben, was indeſſen nach der Gefällshöhe und der Größe des Waſſerverbrauchs bedeutend zu viel erſcheint.

Von ungeheuren Folgen iſt bekanntlich die Einführung des Waſſerdampfes als bewegende Kraft geweſen. Die völlige Unabhängigkeit von Lokalität und Jahrszeit; die Möglichkeit einer ſtets gleichbleibenden Kraftentwickelung in jedem den Umſtänden nach erforderlichen Umfange; ſehr oft auch die Wohlfeilheit, geben der Dampfkraft im Allgemeinen entſchiedene Vorzüge vor jeder andern bei Maſchinen anwendbaren Bewegungskraft. Die Einrichtung der jetzt allgemein gebräuchlichen Dampfmaſchinen beſteht bekanntlich, dem Weſen nach, in Folgendem. Durch Kochen des Waſſers in dem Dampfkeſſel wird aus erſterem fortwährend Dampf entwickelt, welcher durch eine Röhre in den Dampfcylinder übergeht. Dieſer Cylinder iſt an beiden Enden verſchloſſen, und enthält einen genau paſſenden beweglichen Kolben, ähnlich dem einer Feuerſpritze. Angenommen, der Cylinder ſtehe aufrecht (wie dies meiſtentheils der Fall iſt), der Kolben befinde ſich nahe an deſſen unterem Ende, und es werde dem aus dem Keſſel austretenden Dampfe augenblicklich der Zugang unter den Kolben geſtattet. Unter dieſen Umſtänden iſt natürlich, daß der Kolben dem in den Cylinder eindringenden Dampfe ausweichen, alſo ſich in die Höhe ſchieben muß. Wird hierauf der Zutritt des Dampfes unterhalb

des Kolbens abgesperrt, dagegen — nachdem letzterer das oberste Ende des Cylinders erreicht hat — Dampf über dem Kolben eingelassen: so erfolgt nothwendig eine entgegengesetzte Bewegung, nämlich ein Herabsteigen des Kolbens. So wechseln beide Bewegungen (die man zusammen ein Kolbenspiel nennt) unaufhörlich mit einander, und setzen mittelst der Stange des Kolbens, und anderer entsprechender Verbindungstheile eine Kurbel in Bewegung, deren auf solche Weise hervorgebrachte Umdrehung durch Räderwerk u. s. w. auf die in Betrieb zu setzende Maschinerie übertragen wird. Wie man sieht, hat der Kolben der Dampfmaschine eine ganz andere Bestimmung, als der Kolben in einer Spritze, mit welchem er oben verglichen worden ist: indem der Spritzenkolben, durch die ihm mittelst seiner Stange ertheilte Bewegung, das Wasser vor sich hertreibt, der Dampfkolben hingegen sich in Bezug auf den Dampf passiv verhält, und von demselben getrieben wird. Das abwechselnde Zulassen und Absperren des Dampfes über und unter dem Kolben wird von der Dampfmaschine selbst, mittelst einer einfachen mechanischen Vorrichtung (der sogenannten Steuerung) bewirkt. Abgesehen von jenen Verschiedenheiten der Dampfmaschinen, welche auf minder hervorragenden Einzelnheiten der Konstruktion beruhen, und deßhalb hier keine Erwähnung finden können, müssen wir mit wenigen Worten einiger Haupt-Modifikationen gedenken, die heut zu Tage, bei der allgemeinen Verbreitung der Dampfmaschinen, fast jeden Augenblick zur Sprache kommen.

Wenn der Kolben in dem Dampfcylinder sich nach einer oder der andern Richtung bewegt, so geschieht dieß, wie wir gesehen haben, in Folge der Kraft des Dampfes, welcher hinter dem Kolben in den Cylinder tritt. Vor sich hat der Kolben denjenigen Dampf, welcher bei dem vorhergegangenen (entgegengesetzten) Kolbenzuge auf ihn gewirkt hat, und nunmehr aus dem Cylinder entfernt werden muß, um der Bewegung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Bei einigen Maschinen geschieht diese Entfernung des bereits gebrauchten Dampfes dadurch, daß man denselben aus dem Cylinder in ein Behältniß treten läßt, wo er durch kaltes Wasser rasch abgekühlt und in tropfbare Flüssigkeit — Wasser — verwandelt (kondensirt) wird. Dieß sind die Dampfmaschinen mit Kondensation. Bei andern wird dem gebrauchten Dampfe ohne

weitere Vorkehrung blos ein Ausgang in die freie Luft eröffnet, damit er dem Kolben im Cylinder Platz machen kann, und dieß ſind die Dampfmaſchinen ohne Kondenſation. — Wenn in einem verſchloſſenen Keſſel, aus welchem alſo der ſich erzeugende Dampf nicht entweichen kann, Waſſer im Kochen erhalten wird, ſo ſteigt allmählig deſſen Temperatur über den natürlichen Siedpunkt (welcher letztere durch 80 Grad am Reaumür'ſchen Thermometer angegeben wird); zugleich nimmt die Spannung oder das Ausdehnungsbeſtreben des Dampfes nach einem gewiſſen Verhältniſſe zu. Wird hierauf dem Dampfe in beſchränktem Maße ein fortdauernder Abzug eröffnet, dergeſtalt, daß die Menge des in einer gewiſſen Zeit aus dem Waſſer entſtehenden Dampfes gerade gleich iſt derjenigen Menge, welche in eben der Zeit weggeht: ſo muß ſich in dem Keſſel die Spannung des Dampfes auf unveränderter Höhe erhalten; und läßt man den abziehenden Dampf als bewegende Kraft auf den Kolben der Dampfmaſchine wirken, ſo wird dieſer Kolben immer von dem Dampfe einen Druck erleiden, deſſen Größe ſich nach der Spannung des im Keſſel vorräthigen Dampfes richtet. Man mißt dieſen Druck durch Vergleichung mit dem Drucke, welchen die atmoſphäriſche Luft ausübt. Es iſt bekannt, daß die Atmoſphäre im Mittel mit einer Kraft von nahe 12¾ Wiener Pfund auf jeden Wiener Quadratzoll der ihr ausgeſetzten Körper drückt. Dampf, welcher ſich bei 80 Grad Reaum. aus dem kochenden Waſſer entwickelt, übt eben dieſen Druck aus, und man ſagt von demſelben, er habe eine Spannung (oder Elaſticität) von Einer Atmoſphäre. Dampf von zwei Atmoſphären (das iſt von 25½ Pfund Druck auf den Quadratzoll) entſteht, wenn die Hitze des kochenden Waſſers im Dampfkeſſel bis zu 97 Grad Reaum. geſteigert wird. So gehören ferner den Spannungen von 3, 4, 5 Atmoſphären die Temperaturen von 108, 117, 124 Grad Reaum. zu, ꝛc. Man kann, nach dem Geſagten, in einer Dampfmaſchine Dampf von geringerer oder größerer Spannung anwenden, und es zerfallen dem zufolge die Maſchinen in Hochdruckmaſchinen und Niederdruckmaſchinen: in erſteren wirkt der Dampf gewöhnlich mit einem Drucke von 3, 4 oder 5 Atmoſphären; bei den letzteren überſteigt deſſen Spannung wenig den einfachen Druck der Atmoſphäre. — Wenn die Kommunikation des Dampfkeſſels mit dem Cylinder geöffnet iſt, ſo beruht das Ueberſtrömen des Dampfes

aus dem erstern in den letztern auf dem Bestreben des Dampfes, sich in einen größern Raum auszudehnen. Wird in einem Zeitraume, wo die durch den eindringenden Dampf bewirkte Schiebung des Kolbens im Cylinder noch nicht ganz beendigt ist, die Verbindung zwischen Kessel und Cylinder abgesperrt, also der fernere Dampfzutritt gehemmt: so setzt der Kolben dem ungeachtet seine Bewegung bis ans Ende des Cylinders fort, weil nun die bereits im Cylinder befindliche Portion Dampf ihre Ausdehnungskraft äußert. Dampfmaschinen, bei welchen dieses Prinzip (in der beschriebenen oder in abgeänderter Weise) in Anwendung gesetzt ist, nennt man Expansions-Maschinen oder Dampfmaschinen mit Expansion.

Das mechanische Moment einer Dampfmaschine ergibt sich durch Multiplikation des Dampfdruckes auf den Kolben mit dem Raume, welchen der Kolben in einer Sekunde durchläuft. Der Druck auf den Kolben wird bestimmt durch die Spannung oder Elasticität des Dampfes und durch die Größe der Kolbenfläche. In Bezug auf erstere ist jedoch zu bemerken, daß nie ihre ganze Größe als bewegende Kraft wirksam werden kann. Denn wenn der Druck des Dampfes von einer Seite auf den Kolben wirkt, so ist jederzeit von der andern Seite ein Gegendruck vorhanden, welcher überwunden werden muß, und daher von der gesammten Druckkraft des Dampfes in Abzug zu bringen ist, um die reine oder nutzbare Druckkraft (welche man Ueberdruck zu nennen pflegt) zu erhalten. Bei den Maschinen ohne Kondensation besteht der erwähnte Gegendruck in dem Widerstande der atmosphärischen Luft, welcher (wie oben angegeben) gleich ist einem Drucke von 12¾ Pfund auf den Quadratzoll Fläche; bei Maschinen mit Kondensation kann nach physikalischen Gesetzen der Dampf vor dem in Bewegung befindlichen Kolben, selbst bei der besten Wirkung des Kondensators, nie ganz vollständig weggeschafft werden, und es bleibt demnach auch hier ein Gegendruck zu überwinden, wenn gleich derselbe geringer ist, als der Druck der Atmosphäre. Beispielsweise eine Dampfmaschine ohne Kondensation angenommen, bei welcher die Spannung des Dampfes im Kessel vier Atmosphären betrage, der Flächeninhalt des Kolbens gleich 64 Quadratzoll, die Länge des Kolbenhubes gleich 2 Fuß sey, und 45 Kolbenspiele (d. h. 45 Auf- und 45 Niedergänge des Kolbens) in einer Minute geschehen: so

ergibt ſich der Ueberdruck des Dampfes zu 3 Atmoſphären oder 38¼ Pfund auf 1 Quadratzoll, mithin der Druck auf die ganze Kolbenfläche gleich 2448 Pfund. Ferner iſt der Weg des Kolbens in einer Minute gleich 180, oder in 1 Sekunde 3 Fuß: daraus findet ſich das mechaniſche Moment 7344, was ein wenig mehr als 17 Pferdekräfte ausmacht. Bei den Dampfmaſchinen kommt aber, wie bei den Waſſerrädern, wegen mancherlei unvermeidlicher praktiſcher Hinderniſſe (als: Reibungen, Dampfverluſt ꝛc.) nie die ganze Größe der bewegenden Kraft zu wirklicher Benutzung; vielmehr darf man, der Erfahrung zufolge, im günſtigſten Falle nur 60 Prozent (manchmal ſogar nur 35 bis 40 Prozent) des nach obiger Weiſe berechneten theoretiſchen Effekts als wirklichen Nutzeffekt erwarten. Nimmt man für die als Beiſpiel gewählte Maſchine den Nutzeffekt zu 58 Prozent an, ſo beträgt des wirkliche mechaniſche Moment nur 4260, d. h. die Dampfmaſchine arbeitet mit der Kraft von 10 Pferden.

Die Anwendung der Dampfmaſchinen (worunter nicht ſelten ſolche von 100 bis 200 Pferdekräften und darüber) hat in der neueſten Zeit eine außerordentliche Ausdehnung erreicht, und iſt noch immer im Fortſchreiten begriffen. In allen Arten von Fabriken werden die verſchiedenſten mechaniſchen Arbeiten durch dieſelben verrichtet; in den Bergwerken werden erſtaunliche Mengen Waſſers durch ſie aus den Gruben gefördert; Dampfſchiffe beleben alle größeren Flüſſe und durchſchneiden den Ocean ſogar zwiſchen entlegenen Welttheilen; Dampfwägen auf Eiſenbahnen befördern mehr und mehr die raſche Verbindung im Innern der Kontinente. Vor 50 oder 60 Jahren war von allem dieſem theils nur der erſte Keim entwickelt, theils auch noch nicht ein Mal die geringſte Ahnung aufgetaucht. Viele Millionen Menſchenhände, Hunderttauſende von Pferden würden nicht hinreichen, die Maſſe von bewegender Kraft zu entwickeln, welche von den jetzt vorhandenen Dampfmaſchinen ausgeübt wird. Man kann ſich hiervon einiger Maßen einen Begriff bilden, wenn man hört, daß allein in den Bergwerken von Cornwall (i. J. 1834) 60 zum Waſſerheben angewendete Dampfmaſchinen zuſammen die Kraft von 3400 Pferden hatten. Da ein Pferd nur 8 Stunden des Tages arbeiten kann, ſo müßten, um jene Dampfkraft (die Tag und Nacht ohne Unterbrechung thätig iſt) zu erſetzen, nicht weniger als 10,200 Pferde

gehalten werden, deren Kraft jener von 70,000 erwachsenen Männern gleichgesetzt werden kann. Man schätzt die in sämmtlichen Bergwerken von Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 22,500 Pferdekräfte, wonach deren Leistung jener einer halben Million Männer gleichgestellt werden darf. Die sämmtlichen Baumwollenspinnereien Großbritanniens und Irlands enthielten i. J. 1833 an Dampfmaschinen eine bewegende Kraft von 30,853 Pferden, zu deren Ersatz durch wirkliche Pferde über 92,000 dieser letzteren gehalten werden müßten. Nach einer nicht unwahrscheinlichen Schätzung besitzt Großbritannien überhaupt jetzt 15 bis 16,000 Dampfmaschinen, zusammen von etwa 240,000 Pferdekräften, deren Arbeit also jener von 700,000 Pferden oder 4½ Millionen Menschen gleichkommt. Die einzige Fabrikstadt Glasgow zählte schon i. J. 1825 310 Maschinen, zusammen von 6500 Pferdekräften; und die zu Birmingham 1835 befindlichen Dampfmaschinen hatten die Kraft von 2538 Pferden. Ohne Zweifel gibt es im ganzen Gebiete der materiellen menschlichen Thätigkeit keine imposantere Erscheinung, als jene der Dampfmaschinen in ihrer Gesammtheit; keine, welche ein entschiedeneres Zeugniß von der Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte ablegte; keine endlich, welche von so raschem und unbegrenztem Einflusse auf die Erweiterung und Vermehrung der Lebensgenüsse gewesen ist und noch ferner zu seyn verspricht.

Wir haben oben die Vervielfältigung der wirksamen Theile als einen jener Umstände namhaft gemacht, welche die Leistungen der Maschinen oft in bedeutendem Grade erhöhen. Dieser Fall tritt ganz besonders bei solchen Maschinen ein, deren Arbeit nicht gerade die Anwendung einer sehr ansehnlichen bewegenden Kraft erfordert. Des Beispiels, welches die Spinnmaschinen in dieser Beziehung darbieten, ist bereits gedacht. Ein anderes, nicht weniger interessantes, sehen wir an den Maschinen, auf welchen der Spitzengrund (englische Tüll oder Bobbinet) verfertigt wird. Dieses merkwürdige Gewebe besteht aus parallelen Fäden, zwischen welche andere Fäden in schrägen sich durchkreuzenden Richtungen eingeflochten sind. Dieses Einflechten geschieht durch die höchst sinnreich kombinirten Bewegungen einer großen Anzahl dünner, messingener

Spulen. Solcher Spulen ſind gewöhnlich 18, 20, 22, ſelbſt 24, für jeden (engliſchen) Zoll der Breite des Gewebes vorhanden; und da zuweilen der Tüll 4 Yards (12 engliſche Fuß) breit iſt, ſo befinden ſich in dieſem Falle 2592 bis 3456 Spulen an der Maſchine, von welchen jede ihren abgeſonderten Faden regiert und einwebt. Eine ähnliche Betrachtung läßt ſich über die Vielheit der Nadeln und der dazu gehörigen Theile am Strumpfwirkerſtuhle anſtellen. Ein ſolcher Stuhl enthält oft auf einer Breite von 15 Zoll 500 bis 600 Nadeln, und wenn der Faden über alle Nadeln gelegt wird, ſo entſtehen mit Einem Male eben ſo viele Maſchen, während bei dem Stricken aus freier Hand jede Maſche einzeln — eine nach der andern — gebildet werden muß. — Verfolgt man die Betrachtung und die Analyſe mancher Maſchinen bis auf deren kleinſte Theile, ſo ergeben ſich zuweilen ſtaunenerregende Reſultate hinſichtlich der Vielzähligkeit dieſer letzteren. Bei den ſchon einmal erwähnten Baumwoll-Kratzmaſchinen beſtehen die Theile, welche unmittelbar die Baumwolle bearbeiten, auflockern und reinigen, aus kleinen Häkchen von Eiſendraht, welche in ſtarkes Leder eingeſtochen ſind. Die mit ſolchem Leder bezogene, alſo mit Häkchen beſetzte Oberfläche der verſchiedenen Walzen ꝛc. an einer Kratzmaſchine der größern Sorte kann auf 40 Quadratfuß angeſchlagen werden. Auf einem Quadratzolle ſtehen bei den feinſten Kratzen 800 bis 900 Häkchen, wonach die Zahl dieſer letzteren auf der ganzen Maſchine ungefähr 5 Millionen beträgt. Je zwei Häkchen ſind aus Einem Stücke Draht gebogen, und ſolcher Doppelhäkchen (die einzeln mittelſt beſonderer Maſchinen verfertigt werden) alſo 2½ Millionen vorhanden.

Haben wir im Bisherigen einige der beim techniſchen Maſchinenweſen vorkommenden bedeutenderen Verhältniſſe aus allgemeinen Geſichtspunkten betrachtet, und durch charakteriſtiſche Beiſpiele erläutert: ſo ſey es uns nunmehr erlaubt, mehrere der wichtigſten Fabrikmaſchinen, gruppenweiſe nach ihrer techniſchen Verwandtſchaft geordnet, ſpeziell zu durchgehen, und andeutungsweiſe — wie es der Raum nur erlaubt — die Hauptmomente ihrer Geſchichte hervorzuheben.

Maschinen zur Spinnerei. — Die Erfindung eigentlicher Spinnmaschinen (welche zuerst nur für Baumwolle und gekrempelte Schafwolle angewendet wurden) kann mit der größten Wahrscheinlichkeit in oder kurz vor das Jahr 1738 gesetzt werden, wo ein gewisser Lewis Paul zu Birmingham in England das erste Patent auf eine Methode, das Spinnen durch mechanische Mittel zu verrichten, erhielt. Das Wesentliche dieser Erfindung (wozu Paul nur den Namen gab, die aber eigentlich einem Engländer John Wyatt angehörte) bestand in der Bildung des Fadens mittelst Walzen, welche mit ungleicher Geschwindigkeit in Umlauf gesetzt wurden. Zwar scheint auf Wyatt's Erfindung eine mechanische Baumwollspinnerei gegründet worden zu seyn, welche in den Jahren 1741 und 1742 zu Birmingham, desgleichen eine andere, welche zu Northampton betrieben wurde; allein diese Unternehmungen verschwanden bald wieder, sey es, weil es dem Erfinder an Geldmitteln fehlte, oder weil es ihm nicht gelang, die den Maschinen noch anklebenden Mängel zu verbessern. Im Jahre 1765, oder wahrscheinlicher schon 1763, wurde ein armer Weber, Namens Hargreaves, zu Stanhill in Lancashire, auf die Erfindung einer Spinnmaschine geführt, welche in ihrer sehr einfachen Einrichtung keine Aehnlichkeit mit der von Wyatt hatte, unter der Benennung Jenny bekannt wurde, und ihrem Wesentlichen nach noch gegenwärtig im Gebrauch ist, indem sie unsern jetzigen Maschinen zum Spinnen der gekrempelten Wolle zu Grunde liegt. Der Erzählung nach beschäftigte sich Hargreaves mit Spinnen auf dem alten einfachen Handrade, als dieses durch Zufall umgeworfen wurde und gerade so zu liegen kam, daß es sich noch einige Zeit bewegen konnte. Dadurch soll in ihm der Gedanke erwacht seyn, eine Maschine zu konstruiren, bei welcher die Spindeln aufrecht standen und durch ein liegendes Rad getrieben wurden, während er früher vergeblich versucht hatte, den Zweck mit horizontal liegenden Spindeln zu erreichen. — Die von Wyatt zuerst versuchte Anwendung von Walzen zum Ausziehen der Fäden wurde später von Arkwright (einem Barbier aus Preston in Lancashire) wieder aufgenommen, vervollkommnet, und zur Konstruktion einer Baumwollspinnmaschine benutzt, welcher man den Namen Wassermaschine (Watermaschine, water frame,) deshalb ertheilte, weil die ersten Exemplare derselben durch Wasserkraft betrieben wurden. Arkwright's

Walzenſyſtem hat ſo ſehr den Grund zu der ſpätern ungemeinen Ausdehnung und Vollkommenheit der mechaniſchen Baumwollſpinnerei gelegt, daß man gewöhnlich — wiewohl mit Unrecht — ihn für den Erfinder dieſes Prinzips anſieht. Arkwright erwarb durch zwei in den Jahren 1769 und 1775 genommene Patente beträchtliches Vermögen, und ſtarb, angeſehen und vom Könige geadelt, 1792. Als ein Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit dieſes welthiſtoriſch merkwürdigen Mannes wird angeführt, daß er gewöhnlich von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends arbeitete, ſo wie, daß er noch in ſeinen letzten Lebensjahren zum Theil des Schlafes ſich beraubte, um täglich eine Stunde in der engliſchen Sprache und eine Stunde im Schreiben Unterricht zu nehmen, da ihm die Mängel einer vernachläſſigten Erziehung ſehr fühlbar geworden waren. — Ein fernerer großer Schritt in der Vervollkommnung der Spinnmaſchinen geſchah durch Crompton, einen Weber zu Hall-in-the-Wood bei Bolton, der in den Jahren 1774 bis 1779, durch eine ſinnreiche Vereinigung von Hargreave's und Arkwright's Erfindungen, die Mule-Spinnmaſchine (Mule jenny) zu Stande brachte, wie ſie, ungeachtet vielfacher ſpäterer Abänderungen, im Prinzipe unverändert noch jetzt allgemein gebräuchlich iſt. Indem wir uns enthalten, die äußerſt zahlreichen, ſowohl in England als in Frankreich, Deutſchland, der Schweiz und Nordamerika in der neueſten Zeit und beſonders in den letzten 25 Jahren gemachten Verbeſſerungen an den Spinnmaſchinen und den zur Spinnerei dienlichen Hülfsmaſchinen einzeln anzudeuten, gehen wir zur kurzen Darſtellung des jetzigen Zuſtandes der Baumwoll-, Woll- und Flachsſpinnerei über.

Unter allen ſpinnbaren Materialien nimmt die Baumwolle durch die Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich in einen feinen und vollkommenen Faden verwandeln läßt, den erſten Rang ein. Daher hat auch die mechaniſche Baumwollſpinnerei am früheſten und in der größten Ausdehnung einen Grad von Vollendung gewonnen, welcher bisher weder von der Wollſpinnerei noch von der Flachsſpinnerei erreicht iſt. Wenn man, ohne das Verfahren der Maſchinenſpinnerei zu kennen, den geringen Preis der Baumwollgarne betrachtet, ſo könnte man in Verſuchung geführt werden, das mechaniſche Spinnen für eine ſehr einfache Operation zu halten. Um ſo überraſchender muß es daher ſeyn, wenn man erfährt,

daß die Baumwolle von ihrem rohen Zuſtande bis zur vollendeten Umwandlung in einen Garnfaden durch wenigſtens acht auf einander folgende Maſchinen bearbeitet wird; und es iſt klar, daß nur durch eine ungemein geſteigerte Produktionsfähigkeit dieſer Maſchinen der geſammte Arbeitslohn auf den wirklichen niedrigen Stand herabgebracht werden kann. Kurz angegeben iſt die Reihe der Bearbeitungen, welche die Baumwolle in den Spinnereien durchläuft, folgende: Zuerſt wird ſie auf einer Schlagmaſchine, mittelſt eines äußerſt ſchnell um ſeine Achſe laufenden Schlaghaſpels (Schlägers) aufgelockert, in die einzelnen Faſern zertheilt, und von den gröbſten Unreinigkeiten befreit. Dieſe Behandlung wird ſodann auf einer zweiten, ganz ähnlich gebauten Schlagmaſchine fortgeſetzt, von welcher die Baumwolle zugleich in eine Art Watte (eine ziemlich dünne, 1½ bis 3 Fuß breite, pelzähnliche zuſammenhängende Maſſe) verwandelt wird. Die Watte übergibt man einer Kratz- oder Krempelmaſchine (Vorkratze), durch welche ſie beſſer aufgelockert, noch mehr gereinigt und gleichförmiger gemacht wird. Zu dieſem Behufe ſind die Walzen, welche den Hauptbeſtandtheil der Kratzmaſchine bilden, ganz und gar mit dichtſtehenden kleinen Häkchen von dünnem Eiſendrahte beſetzt, welche die Baumwollhaare faſſen, auseinander ziehen und gerade ausſtrecken. Auf einer zweiten, weſentlich eben ſo gebauten Kratzmaſchine (Feinkratze) wird die Bearbeitung wiederholt, zugleich aber die Baumwolle in ein langes, lockeres Band von 1 bis 2 Zoll Breite umgewandelt, in welchem die Haare noch ganz loſe und ohne Verbindung neben einander liegen, ſo daß ſie nur durch ihre natürliche Kräuſelung zuſammenhalten. Die Vollendung, in Abſicht auf Gleichförmigkeit und Reinheit, erhalten dieſe Bänder auf der Streckmaſchine, welche aus mehreren Paaren kleiner Walzen beſteht, durch deren ungleich ſchnelle Bewegung die Bänder mehr und mehr in die Länge gezogen werden. Man kann ſich ein ſolches Band gleichſam als einen ſehr dicken Baumwollfaden vorſtellen, dem aber noch alle Drehung und deshalb auch die runde Geſtalt fehlt. Um daraus einen wirklichen Faden darzuſtellen, muß durch ſehr ſtarkes Ausziehen (Strecken) die gehörige Verdünnung bewirkt und zugleich das Zuſammendrehen verrichtet werden. Hierin beſteht der eigentliche Spinnprozeß, welcher aber die Anwendung dreier auf einander folgender Maſchinen erfordert, in deren Konſtruktion die neuere

Zeit vielfache Abänderungen hervorgebracht hat. Die erste dieser Maschinen (jetzt meistentheils eine so genannte Grobspindelbank) streckt das Baumwollband bis etwa zur Dicke einer Federspule, und gibt ihm einen sehr geringen Grad von Drehung; die zweite (die Feinspindelbank) verwandelt es durch erneuerte Streckung und etwas stärkere Zusammendrehung in einen Vorgespinnstfaden, der ungefähr einem Bindfaden an Dicke gleicht; die letzte Maschine ist die eigentliche Spinnmaschine, auf welcher das Vorgespinnst, indem es die geforderte Feinheit und den nöthigen Grad von Drehung empfängt, in wirkliches Garn verwandelt wird. Die meisten der jetzt gebräuchlichen Spinnmaschinen sind so genannte Mulemaschinen, welchen man in großen Spinnereien einen solchen Umfang zu geben pflegt, daß eine jede 360 bis 400 Spindeln enthält, also eben so viele Fäden gleichzeitig spinnt. In viel geringerer Zahl kommen Watermaschinen vor, welche einfacher in der Konstruktion sind, aber weniger schnell arbeiten und kein sehr feines Garn liefern können. Um einen Begriff von der Menge der in einer Spinnerei nöthigen Maschinen und deren Ertragfähigkeit zu geben, wollen wir anführen, daß für einen Betrieb von 9600 Spindeln, welche Garn von der Feinheitsnummer 40 spinnen, erfordert werden (ungerechnet einige Nebenmaschinen): 2 Schlagmaschinen, 28 Vorkratzen, 28 Feinkratzen, 4 Streckmaschinen, 4 Grobspindelbänke (jede mit 36 Spindeln, zusammen mit 144 Spindeln), 6 Feinspindelbänke (jede mit 72, zusammen mit 432 Spindeln), 24 Mule-Spinnmaschinen (jede von 400, zusammen mit 9600 Spindeln), 24 Haspel, 1 Packpresse zur Fertigung der Garnpackete. Diese Anlage erfordert zur Bewegung eine Dampfmaschine von 20 Pferdekräften, kommt in der Errichtung (das Gebäude mit eingerechnet) auf etwa 96,000 Thaler zu stehen, beschäftigt gegen 200 Arbeiter (Männer, Weiber und Kinder), und kann wöchentlich 4500 Pfund Garn von Num. 40 liefern (was eine Fadenlänge von 18,586 geographischen Meilen beträgt).

Die Ausdehnung und Vervollkommnung der Baumwollspinnerei hat, durch Verminderung der Garnpreise, die Produktion und den Verbrauch der baumwollnen Stoffe ungemein vergrößert, hierdurch auf die Erzeugung der Baumwolle mächtig zurückgewirkt, und diese zu einem früher nicht gekannten Umfange gesteigert. So führte Großbritannien an Baumwolle ein:

im Jahre	1765	4,000,000	Pfund
„ „	1785	18,400,000	„
„ „	1795	26,490,000	„
„ „	1815	99,306,343	„
„ „	1825	228,005,291	„
„ „	1833	303,656,837	„

Von der angegebenen Summe des letztgenannten Jahres gelangten 293,682,976 Pfd. in den vereinigten Königreichen ſelbſt zur Verarbeitung. Im Jahr 1834 ſtieg die geſammte Einfuhr auf 326,719,586 Pfd., wovon 31,034,589 Pfd. wieder ausgeführt, und mithin 295,684,997 Pfd. der einheimiſchen Verarbeitung überlaſſen wurden. Im Jahre 1760 beſchäftigte die Spinnerei nebſt der übrigen Verarbeitung der Baumwolle in Großbritannien kaum etwas mehr als 40,000 Individuen; gegenwärtig wird dieſe Zahl auf 1,500,000 angeſchlagen. 1787 zählte man in England, Schottland und Wales zuſammen nicht mehr als 143 Baumwollſpinnereien; 1833 betrug die Zahl der Spinnereien und mechaniſchen Webereien in England und Wales allein 1000, in Schottland 125, in Irland 29, zuſammen 1154, mit 220,825 Arbeitern, etwa 9½ Millionen Spindeln und einer bewegenden Kraft von 41,000 Pferdekräften (worunter drei Viertel in Dampfmaſchinen und ein Viertel in Waſſerrädern). — Von geringerem Umfange, aber demungeachtet von hoher Bedeutung, iſt die Baumwollſpinnerei in mehreren Staaten des Kontinents. In Frankreich ſchätzte man 1835 die jährlich verarbeitete Baumwolle auf 40,000,000 Kilogramm, und die Zahl der Spindeln auf 3 bis 3½ Millionen. Von letzteren befanden ſich 800,000 allein im Elſaß in 56 Spinnereien, welche zuſammen 17 bis 18,000 Individuen beſchäftigten. Die ſchweizeriſchen Kantone: St. Gallen, Thurgau, Baſel, Argau und Zürich beſaßen (1827) etwa 370,000 Spindeln. Der preuſſiſche Staat zählte (1837) 125,972 Spindeln, wovon 65,677 in 29 Spinnereien allein auf den Regierungsbezirk Düſſeldorf kamen. Im Königreiche Sachſen befanden ſich (1834) 91 Baumwollſpinnereien mit 375,730 Spindeln. Die öſterreichiſche Monarchie ſoll gegenwärtig etwa 50 große Baumwollſpinnereien beſitzen; in Böhmen allein zählte man (1834) 88 Spinnereien mit 350,000 Spindeln, welche jährlich 85,000 Zentner Garn lieferten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika erhielten die erſte Baum-

wollſpinnerei 1791; im Jahre 1807 beſtanden dort nur erſt 15 Spinnereien, welche höchſtens 300,000 Pfund Garn erzeugten. Seitdem hat dieſe Induſtrie ſo ſehr zugenommen, daß 1831 nicht weniger als 795 Spinnereien mit 1,246,503 Spindeln vorhanden waren, welche 68 Millionen Pfund Garn produzirten.

Die Wollſpinnerei zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in das Spinnen der Streichwolle, d. h. der auf Kratz- oder Streichmaſchinen bearbeiteten kürzeren Wolle, welche zu Tuch und ähnlichen gewalkten Stoffen beſtimmt iſt, und in die Kammwollſpinnerei, welche aus längeren, durch Kämmen vorbereiteten Wollſorten, die zu Shawls, Merino's und andern leichten, nicht gewalkten Wollenzeugen dienlichen Garne liefert. Die Streichwollſpinnerei wird jetzt faſt ausſchließlich auf Maſchinen betrieben, welche viel einfacher als die Baumwollſpinnmaſchinen ſind, weil das Garn keines bedeutenden Grades von Feinheit bedarf; auch geht die Wolle von den Kratzmaſchinen, welche jenen für Baumwolle in mehreren Hauptpunkten ſehr ähnlich ſind, ſogleich auf die Vorſpinnmaſchine und von dieſer auf die Feinſpinnmaſchine über, wonach alſo das Maſchinenſyſtem dem der Baumwollſpinnereien an Einfachheit weit vorſteht. Dagegen erfordert die mechaniſche Kammwollſpinnerei, welche (nachdem die erſte Fabrik dieſer Art erſt 1792 in England entſtand) der neueſten Zeit ihre Ausbildung verdankt, und die Handſpinnerei nur erſt theilweiſe verdrängt hat, eine zahlreichere Reihe von Maſchinen, durch welche die mit Handkämmen gekämmte Wolle, auf ähnliche Weiſe wie die Baumwolle, nach und nach in einen Faden verwandelt wird. — Von welchem Umfange das Verſpinnen der Wolle in England ſey, kann man ſchon daraus entnehmen, daß die vereinigten Königreiche, ungeachtet einer eigenen jährlichen Produktion von mehr als 1 Million Zentner Wolle, noch eine bedeutende Menge fremder Wolle einführen (i. J. 1834, 402,000 Zntr.), dagegen nur wenig unverarbeitete Wolle in das Ausland ſenden (1834, 34,443 Zntr.). Im preußiſchen Staate waren (1837) 4143 Wollſpinnereien im Gange, welche zuſammen 401,210 Spindeln zählten; von letzteren arbeiteten 55,316 auf Kammgarn, und 345,894 auf Streichgarn. Das Königreich Sachſen zählte i. J. 1834 (mit Ausſchluß der Oberlauſitz) über 100 Streichgarnſpinnereien mit 58,646 Spindeln und 15 Kammwollſpinnereien mit 19,524 Spindeln.

Das Spinnen des Flachses auf Maschinen bietet mehr Schwierigkeiten dar, als jenes der Wolle und Baumwolle, wurde deshalb auch später versucht, und erst im Laufe des letzten Jahrzehntes zu dem Grade von Vollkommenheit erhoben, auf welchem auch in ökonomischer Hinsicht eine erfolgreiche Konkurrenz mit der Handspinnerei möglich ist. Hier, wie in den übrigen Zweigen der Maschinenspinnerei, gingen die ersten bewährten Leistungen von England aus, wenn auch Frankreich frühzeitig (und namentlich in Folge eines durch Napoleon 1810 ausgesetzten, niemals ertheilten Preises von 1 Million Franken) nach dem Ziele rang. Die Maschinen-Flachsspinnerei erfordert eine äußerst sorgfältige Reinigung und Vorbereitung des Materials, wodurch dieses letztere unter manchen Umständen leicht zu kostspielig wird. Der gehechelte Flachs wird durch eine Reihe von Maschinen zuerst in Bänder verwandelt und dann immer mehr ausgezogen und verdünnt, bis er auf die Spinnmaschine selbst kommen kann. Hierin liegt also eine Aehnlichkeit mit dem Verfahren bei der Baumwollspinnerei; allein die Maschinen für Flachs sind wesentlich anders gebaut, indem die große Länge und die schlichte (nicht krause) Beschaffenheit der Flachsfasern die Behandlung derselben bedeutend schwieriger macht. Großbritannien zählte i. J. 1836 bereits 352 Maschinen-Flachsspinnereien mit 32,862 arbeitenden Individuen; es führt jährlich ungefähr 1 Million Zentner Flachs und Werg zu eigener Verarbeitung ein (i. J. 1833 war der Betrag 1,112,190 Ztr.), und produzirt etwa 1,500,000 Ztr. Maschinengarne aus Flachs und Werg. In Frankreich und Deutschland hat diese Art Spinnerei zur Zeit nur erst eine geringe Ausdehnung erlangt (so z. B. soll Frankreich 8 im Gang befindliche Spinnereien mit kaum mehr als 60,000 Spindeln besitzen; und in den königl. preußischen Ländern waren 1837 nicht mehr als 7 mechanische Flachsspinnereien mit 10,444 Spindeln); allein es ist vorauszusehen, daß in wenigen Jahren hierin sehr bedeutende Fortschritte geschehen seyn werden.

Die Maschinenspinnerei im Allgemeinen ist ein höchst imposantes und bewundernswerthes Denkmal, welches der menschliche Erfindungsgeist sich gesetzt hat. Die pünktliche, sichere und genaue Wirkung aller einzelnen dabei angewendeten Vorrichtungen, das schöne Ineinandergreifen derselben in dem Hinwirken auf das letzte Ziel, die Menge sinnreich konstruirter Mechanismen, welche bei

der außerordentlichen Schnelligkeit ihrer Funktionen doch zugleich vollkommener arbeiten, als die Hand des aufmerkſamſten und geſchickteſten Spinners im Stande wäre: alle dieſe Umſtände laſſen eine Spinnerei wie einen koloſſalen, von unſichtbarer Seele wunderbar gelenkten Organismus erſcheinen, bei welchem der unmittelbar an der Thätigkeit Theil nehmende Menſch gleichſam nur die Rolle des dienenden Weſens ſpielt. Und nicht genug, daß alle Theile der Arbeit durch Maſchinerie, mit geringem Zuthun von Menſchenhänden ausgeführt werden: die Herrſchaft der Mechanik in dieſem Kreiſe erſtreckt ſich noch viel weiter; denn die verſchiedenen Vorbereitungs- und Spinn-Apparate, oder wenigſtens deren Haupttheile, ſind ſelbſt wieder das Produkt von Maſchinen, die jenen an ſchöner und ſcharfſinnig erdachter Einrichtung nichts nachgeben. Dahin gehören die verſchiedenen Dreh-, Bohr- und Hobelmaſchinen, die Maſchinen zur Verfertigung der Streck- oder Auszieh-Walzen, die Maſchinen zur Erzeugung der Drahthäkchen für die Kratzen, und ſo manche andere, über welche die Beſchränktheit unſeres Raumes ſelbſt nur eine oberflächliche Andeutung zu geben verbietet.

Maſchinen zur Weberei. — Die ſeit Jahrhunderten übliche Einrichtung des Webſtuhls hat bis gegen die neueſte Zeit herab wenig Veränderungen erlitten; und namentlich war der Stuhl, womit noch um das Ende des letztverfloſſenen Jahrhunderts allgemein die glatten Stoffe erzeugt wurden, in allen weſentlichen Theilen derſelbe, deſſen die Weber des ſechzehnten Jahrhunderts ſich bedienten. Selbſt die von dem Engländer Kay aus Bury in Lancaſhire 1738 erfundene Schnellſchütze (welche als Stellvertreter des Handſchiffchens nicht nur das Durchſchießen des Einſchlagfadens und ſomit die ganze Weberei ſehr bedeutend beſchleunigt, ſondern auch das Weben der breiteſten Stoffe durch einen einzigen Arbeiter ausführbar macht,) wurde anfangs ſo verkannt, daß wenigſtens 20 Jahre verfloſſen, bevor die engliſchen Baumwollweber ſich dieſes ſo ſchätzbaren Geräthes allgemeiner zu bedienen anfingen, obgleich die Wollenweber daſſelbe allerdings ſchon früher benutzt hatten. Der einfache Handſtuhl mit der Schnellſchütze, ſelbſt in ſeiner jetzigen vervollkommneten Geſtalt, kann gar nicht als eine Maſchine, im eigentlichen Sinne dieſes Wortes, angeſehen werden: er erfordert nämlich zur Ausführung jeder einzelnen beim Weben nöthigen Bewegung eine eigene Art von Thätigkeit der Hände oder Füße,

und trägt hierdurch, ſo wie in ſeiner ganzen Konſtruktion, nur den Charakter eines großen und ziemlich unbeholfenen Werkzeugs an ſich, auf deſſen Wirkung die Geſchicklichkeit des Arbeiters von dem wichtigſten Einfluſſe iſt. Der Gedanke, das Weben durch eine wirkliche Maſchine verrichten zu laſſen, welche durch jede beliebige Kraft in Bewegung geſetzt werden kann, und des Menſchen nur zur Aufſicht bedarf, wurde zwar ſchon i. J. 1678 von de Genne gefaßt und der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London vorgelegt; allein der Entwurf dieſer Maſchine war ſehr unvollkommen, und ſcheint nie ausgeführt worden zu ſeyn. Im Jahre 1747 erfand der berühmte Mechaniker und Automaten-Verfertiger Vaucanſon ſeine Webemaſchine, welche nicht minder erfolglos blieb. Bemerkenswerth iſt der Verſuch einer ſolchen Maſchine, welchen der Engländer Cartwright 1784 machte, ohne (wie er ſpäter ſelbſt geſtand) einen Begriff oder die geringſte Kenntniß von der üblichen Weberei zu haben. Wie bei dieſem Umſtande zu erwarten war, mißlang die Maſchine faſt ganz; allein nachdem der Erfinder unterdeſſen den Stuhl und die Arbeit der Handweber ſtudirt hatte, brachte er 1787 eine neue, beſſere Maſchine zu Stande, ohne jedoch auch hiermit große praktiſche Erfolge zu erreichen, wiewohl das Parlament die Erfindung mit einem Geſchenke von 10,000 Pfd. Sterl. belohnte. Im Jahre 1796 nahm Millar in Glasgow ein Patent auf die von ihm erfundene Webemaſchine, welche die erſte in erhebliche praktiſche Anwendung gekommene geweſen zu ſeyn ſcheint. Noch vorzüglicher, aber dennoch nicht ohne Mängel war die von Horrok i. J. 1813 ausgeführte Maſchine. Von da an ſind, ſowohl in als außer England, zahlreiche Abänderungen an den Maſchinen-Webſtühlen oder ſogenannten Kraftſtühlen (power looms) gemacht worden, die mehr oder weniger Eigenthümliches und mehr oder weniger Erfolg hatten. Die neueſte und vollkommenſte Konſtruktion iſt jene von Sharp und Roberts in Mancheſter. Von Dampf- oder Waſſerkraft in Bewegung geſetzt, verrichten die Kraftſtühle alle Theile des Webeprozeſſes ohne menſchliches Zuthun; ja ein ſehr ſinnreicher und zugleich einfacher Mechanismus macht, daß der Stuhl von ſelbſt ſtille ſteht, ſobald der Einſchlagfaden zufällig abreißt, oder die damit verſehene Spule in dem Schiffchen leer wird. Zwölf Webemaſchinen erfordern zur Bewegung etwa die Kraft eines Pferdes; zwei oder drei werden von einem Arbeiter

oder einer Arbeiterin beaufſichtigt. In einer Minute werden 90 bis 120 Einſchlagfäden eingeſchoſſen. Man hat bisher die Kraftſtühle vorzugsweiſe für die Baumwollweberei, in viel geringerem Umfange zur Woll- und Seidenweberei, angewendet. Ihr Gebrauch für die Leinenweberei ſcheint eben jetzt im Entſtehen zu ſeyn.

England und Schottland beſaßen im Jahre 1820 bereits 14,150 Kraftſtühle auf Baumwolle; 1833 war deren Zahl auf ungefähr 100,000, 1836 auf 120,000 geſtiegen. Dabei fand, in Folge der bedeutenden Zunahme der Baumwollverarbeitung, in dem genannten Zeitraume keine Abnahme der Handwebſtühle Statt; denn die Anzahl dieſer letzteren wurde i. J. 1820 auf 240,000 und i. J. 1833 auf 250,000 geſchätzt. Die vereinigten Staaten von Nordamerika beſaßen 1837 ſchon 33,506 mechaniſche Webſtühle. Die quantitative Leiſtung der Kraftſtühle iſt ſchon an ſich ſelbſt bedeutend größer als jene der Handſtühle; ſie erhält aber noch mehr das Uebergewicht durch die Verminderung des arbeitenden Perſonals. Nach engliſchen Angaben liefern vier Kraftſtühle, von einem 15- bis 20jährigen Arbeiter und einem 12jährigen Mädchen bedient, wöchentlich 18 bis 20 Stück Shirting aus Baumwollgarn Nr. 40, $^{5}/_{8}$ Ellen breit, jedes Stück 24 Yards lang, 100 Einſchlagfäden auf dem Raume eines Zolls enthaltend; wogegen ein ſehr geſchickter, fleißiger und kräftiger, 25- bis 30 Jahr alter Handweber wöchentlich nur 2 Stück des nämlichen Gewebes verfertigen kann. Ein Kraftſtuhl produzirt mithin etwa $2^{1}/_{2}$ mal ſo viel als ein Handſtuhl in gleicher Zeit; eine jede bei den Kraftſtühlen angeſtellte Perſon 5 mal ſo viel als der Handweber. Berückſichtigt man, daß der Lohn zweier halberwachſener Perſonen bei den Kraftſtühlen, wo ſie nur leichte Arbeit zu verrichten haben, höchſtens ſo viel beträgt, als der Lohn des erwachſenen, angeſtrengt beſchäftigten Handwebers, ſo ergibt ſich, daß, für gleiche Lohnzahlung, von einem Kraftſtuhle zehnmal ſo viel Arbeit geliefert wird, als auf einem Handſtuhle. Die größeren Anſchaffungs- und Unterhaltungskoſten der Kraftſtühle werden hierdurch mehr als wieder vergütet.

Die Einführung der Webemaſchinen hat die Erfindung mehrerer Hülfsmaſchinen zur nothwendigen Folge gehabt: namentlich der Ketten-Schermaſchinen, durch welche die zur Kette oder zum Aufzuge der Gewebe erforderliche Anzahl von Fäden in einer Länge

von 300 und mehr Ellen abgemessen und regelmäßig neben einander auf die dazu bestimmten walzenförmigen Bäume aufgewickelt werden; der Spulmaschinen, um das Garn auf Spulen zu bringen, bevor es durch die Schermaschine verarbeitet wird; der Schlichtmaschinen, wodurch die Kettenfäden mit Kleister bestrichen werden, um die beim Weben unvermeidliche Reibung ohne Beschädigung auszuhalten. Alle diese Maschinen werden, gleich den Nebenmaschinen, durch Wasser oder Dampf in Betrieb gesetzt, und erfordern Handarbeit nur als Nebensache.

Ein besonderer Zweig der Weberei, für dessen Fortschreiten die Mechanik in der neuesten Zeit nicht minder erfolgreich gewirkt hat, ist die Verfertigung der gemusterten Stoffe oder Bildgewebe. Die Einrichtung der Stühle, auf welchen solche Zeuge verfertigt werden, ist lange Zeit hindurch unvollkommen und äußerst zusammengesetzt gewesen; und wenn demungeachtet nicht selten bewundernswerthe Produkte damit hervorgebracht wurden, so war dieser Erfolg durch mühevolle und langsame Arbeit erkauft. Zu allen großen und schönen Mustern waren zwei Arbeiter erforderlich: der Weber und ein sogenannter Ziehjunge, welcher letztere durch Ziehen an Schnüren die Fäden des Aufzuges in die zum Entstehen der Figur nöthige Lage brachte, bevor der Weber den Einschlagfaden einschießen konnte. Die erwähnten Schnüre nahmen viel Raum ein, vergrößerten dadurch sehr den Umfang des Stuhls, und erforderten an sich selbst, um für ein bestimmtes Muster vorgerichtet zu werden, viel Zeit und Arbeit. Nachdem verschiedene, größtentheils nicht sehr glückliche Versuche gemacht waren, durch eine mechanische Vorrichtung den Musterwebstuhl zu vereinfachen und den Ziehjungen zu ersparen, trat im Jahre 1808 der französische Weber Jacquard mit einer hierher gehörigen Erfindung auf, welche jetzt nach ihm benannt wird, und alle älteren Stuhl-Einrichtungen bereits fast gänzlich verdrängt hat. Die Wichtigkeit dieser Maschine wurde von den Seidenwebern in Lyon so sehr erkannt, daß dieselbe, obschon dort schnell allgemein eingeführt, doch durch Geheimhaltung mehrere Jahre lang dem Auslande unbekannt blieb. Die Jacquard-Maschine macht es dem Weber möglich, die kunstreichsten Bildgewebe ohne Mithülfe eines zweiten Arbeiters zu erzeugen; sie befördert wesentlich die Schnelligkeit der Arbeit; die Einrichtung des Stuhls wird dadurch vereinfacht und an Raum wird bedeutend

gewonnen; die größten Muſter können mit derſelben Leichtigkeit wie die kleinſten ausgeführt werden; endlich nimmt die Vorrichtung des Stuhls für ein neues Muſter ſehr wenig Zeit in Anſpruch, ſo daß nicht, wie früher, deshalb eine längere Unterbrechung der Arbeit Statt findet. Das ſinnreiche Mittel, durch welches alle dieſe Reſultate erreicht werden, beſteht in der Anwendung von Pappblättern (ſogenannten Karten), deren eine gewiſſe Zahl — nach Beſchaffenheit des Muſters bis zu mehreren Hunderten, ja öfters über tauſend — in Form einer Kette an einander geheftet ſind. Jede Karte iſt auf eine andere, von der Muſterzeichnung abhängige Weiſe mit kleinen runden Löchern verſehen, und alle Karten kommen der Reihe nach zur Wirkung, welche darin beſteht, daß die Pappe gegen die Enden einer großen Anzahl horizontaler Eiſendrähte gepreßt wird. Je nachdem hierbei ein Loch der Pappe oder eine nicht durchlöcherte Stelle auf einen beſtimmten Draht trifft, werden die mit dieſem letzteren in Verbindung ſtehenden Fäden des Aufzuges in die Höhe gehoben oder unberührt gelaſſen; dadurch aber bildet ſich, wenn hierauf der Weber den Eintragfaden einſchießt, die eigenthümliche Verſchlingung der Fäden, aus welcher das Muſter in dem Stoffe hervorgeht. Der rechte Fuß des Webers iſt es ganz allein, welcher den kunſtreichen Mechanismus mittelſt eines Trittes in Thätigkeit ſetzt; und ſo wie eine andere Kette von Pappblättern eingehängt wird, kann ohne alle weitere Abänderung das derſelben entſprechende Muſter gewebt werden. Die Verfertigung der Karten, nämlich ſowohl das Zerſchneiden der Pappe zu Blättern von der erforderlichen Größe, als das Ausſchlagen der Löcher in denſelben, geſchieht ungemein ſchnell und genau durch beſondere Maſchinen, von welchen vorzüglich die Lochmaſchine bewundernswerth konſtruirt iſt, ſo daß zu deren Bedienung weder eine ſchwer zu erwerbende Geſchicklichkeit noch viel Körperkraft erfordert wird.

Zu den merkwürdigſten Arten der Gewebe gehört der auf Maſchinen verfertigte engliſche Tüll oder Spitzengrund (Bobbinet), deſſen Fabrikation in der neueſten Zeit eine außerordentliche Vervollkommnung und Ausdehnung erlangt hat. Die Erfindung einer Maſchine, auf welcher ein dem geklöppelten Spitzengrund ganz ähnliches Gewebe dargeſtellt werden konnte, gelang zuerſt einem Strumpfwirker zu Loughborough, Namens Heathcoat, i. J. 1808.

Bald nachher wurden von Anderen wesentliche Verbesserungen zu Stande gebracht, welche bis auf den jetzigen Augenblick rasch auf einander folgten. Das Fabrikat wurde in dem Maße allmälig vollkommener und zugleich wohlfeiler, wie dessen Erzeugung sich ausbreitete. Bobbinet von 1 Yard Breite, welcher i. J. 1809 mit 5 Pfund Sterling die Yard bezahlt wurde, kostet jetzt etwa 1½ Schilling; 3 Zoll breite Streifen (Entoilagen, Quillings), deren Preis 1810 auf 4½ Schilling stand, sind auf 1½ Pence gesunken. Dennoch ist der Geldwerth des in England jährlich fabrizirten Bobbinets außerordentlich bedeutend, und betrug z. B. im Jahre 1833 nicht weniger als 1,850,650 Pf. Sterling. Die Produktion des genannten Jahres erhob sich nämlich auf die ungeheure Größe von 30,771,000 Quadrat-Yards, wozu ungefähr 5000 Maschinen im Gange gewesen seyn sollen. Die gesammte Fabrikation beschäftigte durch das Weben und die dabei vorfallenden Nebenarbeiten 48,000 Personen, ungerechnet etwa 100,000 Arbeiterinnen, welche sich mit Ausnähen (Sticken) des Tülls abgaben. Im Jahr 1836 wurde die Zahl der im Gang befindlichen Tüllmaschinen auf 3547 angegeben, was vermuthen läßt, daß die Schätzung von 1833 zu hoch war. Frankreich, dessen Tüllfabrikation erst seit 1820 besteht, besaß i. J. 1833 bereits 1500 Maschinen, welche jährlich für 30 Mill. Franken Tüll produziren sollen. In Deutschland ist diese Fabrikation nach Verhältniß noch ganz geringfügig. — Die jetzigen Bobbinet- oder Tüllmaschinen gehören zu den künstlichsten und zartesten, zugleich aber auch zu den kühnsten Schöpfungen des mechanischen Genies, besonders seitdem man darauf Gewebe bis zu der Breite von 4 Yards (fast 4¾ Wiener Ellen) verfertigt. Das Gewebe entsteht aus einer Kette (einem Aufzuge) von parallel ausgespannten Fäden, zwischen welche andere Fäden in zwei entgegengesetzten, schrägen Richtungen eingeflochten werden, um die kleinen, regelmäßigen sechseckigen Löcher oder Maschen zu bilden. Die Zahl der Kettenfäden beträgt meistentheils 18 bis 24 auf der Breite eines Zolls, also 648 bis 864 auf 1 Yard. Eben so groß ist die Anzahl der schrägen Eintragfäden, welche alle gleichzeitig in Thätigkeit sind, indem ein jeder derselben von einer damit angefüllten dünnen messingenen Spule regiert und mit den Kettenfäden verflochten wird. Die Genauigkeit, mit welcher — bei der Kleinheit und

der bedeutenden Anzahl der Theile — alle Bewegungen ſtatt finden müſſen und wirklich ſtatt finden, überſteigt faſt die Vorſtellung, welche man ſich davon machen kann.

Maſchinen zur Papierfabrikation. — Bei der Verfertigung des Papiers wurden zwar ſchon längſt Maſchinen in Anwendung gebracht, namentlich zum Zerſchneiden der als Material dienenden Lumpen, zur fernern völligen Zerkleinerung derſelben und Umwandlung in ſogenanntes Papierzeug, endlich zum Preſſen des Papiers; allein der Hauptprozeß, nämlich die Bildung der Papierbogen aus dem Zeuge, geſchah durch Schöpfen aus freier Hand, mittelſt der Drahtformen. Dieſe Arbeit iſt ſehr zeitraubend und unterliegt einer ſehr engen Beſchränkung in Abſicht auf die Größe der Papierformate. Daher war es ein Fortſchritt von der größten Wichtigkeit, daß man den Maſchinenbetrieb auch auf die Papierbildung ſelbſt anwendete. Es wurde dadurch möglich, die Fabrikation ungemein zu beſchleunigen, und Bogen von ſehr großer Breite, ſo wie von beliebiger Länge zu verfertigen, die entweder ganz (in Rollen), oder in Blätter von beliebigem Formate zerſchnitten, in den Handel geſetzt werden. Der Schwierigkeiten, Papiermaſchinen von vollkommen tadelloſer Wirkung zu konſtruiren, waren nicht wenige. Es handelt ſich darum, den aus zarten Leinenfaſern und Waſſer gemengten dünnen Brei mit äußerſter Gleichförmigkeit über eine bewegliche Fläche von Drahtſieb auszubreiten, durch deren allmählige Fortführung und beſtändige Erneuerung dem Papiere jede beliebige Länge (z. B. von mehreren hundert Fuß) gegeben werden kann; ferner muß das noch ganz naſſe, weiche und äußerſt zerreißbare Papier von der Drahtform abgelöſet und, ohne Beſchädigung zu erfahren, durch Auspreſſen von Waſſer möglichſt befreit, ja zuletzt durch Druck und Wärme ſo vollſtändig und ſo ſchnell getrocknet werden, daß es binnen wenigen Augenblicken in ganz vollendetem Zuſtande zum Vorſcheine kommt. Wie faſt bei allen bedeutungsreichen Erfindungen, ſo gingen auch hier dem endlichen Gelingen eine Menge mißglückter oder halbgerathener Verſuche voraus; aber auch hier wußte Scharfſinn und Beharrlichkeit über alle Hinderniſſe zu ſiegen. Das erſte Unternehmen einer Papiermaſchine war jenes des franzöſiſchen Papierfabrikanten Robert zu Eſſonne, welcher 1799 ein Erfindungspatent und ſpäter von der Regierung eine Aufmunterungs-Prämie von

8000 Franken erhielt. Man muß Robert die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß in ſeiner Maſchine ſchon, den Hauptpunkten nach, jene Konſtruktion enthalten war, bei welcher man neuerlich als bei der beſten ſtehen geblieben iſt. Indeſſen fanden ſich doch im Einzelnen Schwierigkeiten genug, ſo daß die Erfindung anfangs ohne bemerkenswerthen Erfolg blieb. Aeußere Verhältniſſe trugen hierzu ebenfalls bei. Robert überließ nämlich ſein Patentrecht an Leger Didot, welcher gezwungen war, nach England zu gehen, und ſo auch dorthin die Erfindung verpflanzte. Frankreich erhielt die erſte regelmäßig betriebene Maſchinenpapierfabrikation nicht früher als 1811, und ziemlich lange blieben zwei ſolche Fabriken (zu Sorel und Souſſay) die einzigen des ganzen Landes; denn obſchon 1814 Leiſtenſchneider in Dijon ein Patent auf eine neue von ihm erfundene Maſchine genommen hatte, fing derſelbe doch erſt 1820 an, die Erzeugung des Maſchinenpapiers zu betreiben. In England erfand 1805 der berühmte Mechaniker Bramah eine Papiermaſchine, deren Bauart jedoch dem Zwecke nur unvollkommen entſprach, und nie zur Anwendung gekommen zu ſeyn ſcheint. Später haben Foudrineer, Dickinſon und Andere beſſere Konſtruktionen zur Ausführung gebracht. In Deutſchland ſcheint ſich zuerſt der Papierfabrikant Keferſtein zu Weida im Großherzogthum Weimar mit der Darſtellung des Maſchinenpapiers beſchäftigt zu haben; er arbeitete daran ſeit 1816, und fabrizirte wirklich im Jahr 1819 Papierbogen von 60 Ellen Länge. Ungefähr in dieſelbe Zeit fällt die Einführung der Papiermaſchinen in Berlin (durch den Engländer Corty) und in Oeſterreich. Seitdem hat ſich überall die Fabrikation des Maſchinenpapiers raſch verbreitet und feſter begründet; wo früher nur dickes und grobes Papier (zum Theile ſelbſt nur Packpapier) geliefert wurde, erzeugt man jetzt das dünnſte Druck- und Schreibpapier. Frankreich allein hatte im Jahr 1838 bereits 120 Papiermaſchinen im Gange. Sehr wahrſcheinlich wird innerhalb weniger Jahre der größere Theil aller Papierfabriken auf dieſe Art des Betriebes eingerichtet ſeyn.

Das Weſentlichſte der neueſten Papiermaſchinen beſteht aus einem an den Enden vereinigten, in horizontaler Richtung über Walzen gelegten, und mittelſt derſelben langſam ſich bewegenden Drahtſiebe (der Form); aus einer Vorrichtung, durch welche der Papierbrei in einem ununterbrochenen dünnen Strome auf jene

Form ausgegoſſen wird; aus Walzen, welche das naſſe und weiche Papier von der Form abnehmen und es auspreſſen; aus hohlen metallenen, durch Dampf geheizten Zylindern, durch welche das Papier ſchnell und vollſtändig getrocknet wird; endlich aus einem Haſpel, auf welchen ſich der fertige lange Bogen aufwickelt. Der Leim wird dem Papierzeuge ſchon vor der Verarbeitung zugeſetzt, daher das Leimen als beſondere Arbeit wegfällt. So lange keine zufällige Störung in der Wirkung der Maſchine eintritt, geht das Papier ohne Unterbrechung in Geſtalt eines Blattes von 3 bis 4 Fuß Breite hervor. Nach einer gewiſſen Zahl von Umgängen des Haſpels ſchneidet man das aufgerollte Papier an einer Stelle ſeines Umkreiſes durch, breitet es aus, und zertheilt es mit einem Meſſer aus freier Hand in Bogen von der gebräuchlichen Größe; falls nicht etwa das Maſchinenpapier in Rollen von beträchtlicher Länge (z. B. zum Gebrauche der Tapetenfabriken) abgeſetzt werden ſoll.

Maſchinen zu Metallfabrikationen. — Unter den wenigen Arten hierher gehöriger Maſchinen, welche wir beiſpielsweiſe ausheben, ſey zuerſt der Walzwerke und ihrer in neuerer Zeit ungemein ausgedehnten Anwendung gedacht. Der Gebrauch der Walzen gewährt die allgemeinen Vortheile, welche in ſo vielen Fällen die ſtete Umdrehung im Vergleich mit wiederkehrender Bewegung mit ſich führt. Hierzu gehört erſtens die Zeiterſparniß durch den Gewinn desjenigen Theils der Zeit, welcher bei wiederkehrender Bewegung durch die wirkungsloſe Rückkehr der Werkzeuge oder Maſchinentheile verloren geht. Man betrachte in dieſer Beziehung z. B. eine Feile von der gewöhnlichen Art. Indem dieſelbe von dem Arbeiter vorwärts geſchoben wird, greift ſie an, und nimmt Späne des behandelten Metalls weg; im Zurückziehen dagegen wirkt ſie nicht, und dieſer Theil der Bewegung (welcher nur nöthig iſt, um die Feile wieder in die anfängliche Lage zu bringen, damit ein neuer Stoß mit derſelben geſchehen kann) verurſacht mithin großen Zeitverluſt. Wird der Umkreis einer ſtählernen oder verſtählten Scheibe nach Art einer Feile rauh gehauen, dieſe Scheibe auf eine Achſe geſteckt und ſammt derſelben umgedreht; ſo iſt die Wirkung ununterbrochen, weil die rückgehende Bewegung ganz wegfällt. Der nämliche Fall tritt bei den Kreisſägen ein, im Vergleiche mit geraden Sägen. Ein anderes Beiſpiel bieten die Scheeren dar. Eine gewöhnliche, aus zwei geraden

Blättern bestehende Scheere läßt den Theil der Zeit ungenutzt verloren gehen, welcher während des Oeffnens verfließt. Man hat neuerlich zum Schneiden des Bleches nicht selten Scheeren angewendet, welche aus zwei kreisförmigen, am Rande schneidigen, sich umdrehenden stählernen Scheiben bestehen, und also ununterbrochen schneiden. — Zu den Vortheilen der drehenden Bewegung gehört zweitens die (in manchen Fällen nicht unwichtige) Oekonomie des Raumes, indem der sich um seine Achse drehende Maschinentheil seinen Ort nicht verändert, also zur Bewegung nicht mehr Raum erfordert, als er im ruhenden Zustande einnimmt; wogegen bei wiederkehrenden Bewegungen ein mehr oder weniger großer Spielraum für das Hin- und Hergehen nöthig ist. — Drittens empfiehlt sich die drehende Bewegung bei Maschinen auch noch besonders dadurch, daß sie mit einfacheren Mechanismen ausgeführt, und ihr — ohne Nachtheil für die Konstruktion — leicht eine viel größere Geschwindigkeit gegeben werden kann, als bei wiederkehrenden Bewegungen in der Regel möglich ist.

Ein Walzwerk im Allgemeinen besteht aus zwei parallel liegenden Zylindern (gewöhnlich von Gußeisen, seltener von Stahl oder von geschmiedetem Eisen), welche nach entgegengesetzten Richtungen umgedreht werden, und zwischen sich einen Raum lassen, bestimmt zum Durchgange des der Bearbeitung unterworfenen Körpers. Größe und Gestalt jenes Raumes bestimmen Form und Größe, welche das gewalzte Metall annimmt. Daher müssen die Walzen sich nach Bedürfniß einander mehr oder weniger nähern lassen; und nach Erforderniß ist die Walzenoberfläche entweder glatt oder mit zweckmäßig gestalteten Vertiefungen und Hervorragungen versehen. Indem das Metall zwischen den Walzen durchgezwängt wird, erleidet es durch diese selbst einen Druck, welcher ihm seine Gestalt gibt, und — da er in jedem Augenblicke nur eine sehr kleine Fläche trifft — leicht auf einen außerordentlichen Grad gesteigert werden kann.

Die älteste Anwendung der Metall-Walzwerke ist ohne Zweifel jene zum Ausstrecken der Metalle in Platten, also zur Blechfabrikation; allein erst in der neuesten Zeit ist deren Verbreitung so allgemein geworden, daß gegenwärtig fast gar kein Blech mehr auf andere Weise als mittelst Walzen verfertigt wird. Die Fabrikation des geschlagenen (d. h. des unter großen, vom Wasser

getriebenen Hämmern geſchmiedeten) Bleches iſt beinahe ganz verſchwunden, da ſie weder in Schnelligkeit noch hinſichtlich der Schönheit und Güte des Produkts mit den Walzwerken die Konkurrenz aushalten kann. Die Blechwalzen ſind ſehr genau gearbeitete glatte Zylinder, welche man, wo möglich, auf eine ſolche Weiſe aus Eiſen gießt, daß ſie eine dem Gußeiſen im gewöhnlichen Zuſtande nicht eigenthümliche, ungemein große Härte erhalten. Dieſer Zweck wird dadurch erreicht, daß man eine ſelbſt wieder aus Eiſen beſtehende Gießform anwendet, in welcher der Guß viel ſchneller ſich abkühlt, als in den Formen von Sand, welche zu andern Gußwaaren üblich ſind. Die Länge der Walzen muß etwas größer ſeyn, als die Breite der breiteſten damit hervorzubringenden Blechtafeln; und da nun nicht ſelten Bleche von 3 bis 4 Fuß Breite vorkommen, ſo gibt es Walzwerke mit Zylindern von 4 bis 5 Fuß Länge. Die Dicke muß entſprechend groß ſeyn, und beträgt öfters 2 bis 2½ Fuß. Eine maſſive Walze von ſolchen Dimenſionen iſt, wie in die Augen ſpringt, ein Gußſtück von ſehr bedeutendem Gewichte, wonach ſich ein Schluß auf die kraftvolle Bauart der ganzen Maſchinerie machen läßt, welche von Waſſer- oder Dampfkraft in Umtrieb geſetzt wird. Die Geſchwindigkeit der Walzen hängt einigermaßen von der Willkür und von zufälligen Umſtänden ab; indeſſen kann man durchſchnittlich annehmen, daß die Geſchwindigkeit des Walzenumfangs 1½ bis 2 Fuß für die Sekunde beträgt, wonach z. B. Walzen von 18 Zoll Durchmeſſer 20 bis 25 Umdrehungen in einer Minute machen. Ein Walzwerk für Eiſenblech mit 30 Zoll langen und 15 Zoll dicken Zylindern erfordert eine bewegende Kraft, welche der von 18 Pferden gleichkommt.

Der Walzwerke zur Verfertigung des Stabeiſens haben wir ſchon an einer frühern Stelle gedacht. Die mittelſt derſelben produzirten Stäbe haben eine Regelmäßigkeit der Form und eine Glätte der Oberflächen, gegen welche das meiſte unter Hämmern geſchmiedete Eiſen gar keinen Vergleich aushält; zugleich iſt die Schnelligkeit, mit welcher das Walzwerk arbeitet, ein nicht minder großer Vorzug deſſelben. Es erfordert dabei allerdings eine bedeutende bewegende Kraft (40 bis 60 Pferdekräfte). Mit ähnlichen Walzwerken, wie die für gewöhnliches Stabeiſen beſtimmten ſind, ſtellt man auch verſchieden geformte Schienen für Eiſenbahnen,

ferner die keilförmigen Blätter der Wagenfedern, endlich die dickeren Sorten von Eiſendraht (bis zu etwa 3 Linien Dicke herab) dar. Alle dieſe Ausdehnungen des Gebrauchs der Walzen gehören den letzten Jahrzehnten an. Den Stabeiſen-Walzwerken nahe verwandt ſind die ſo genannten Eiſenſchneidwerke (Spaltwalzwerke), auf welchen die dünnſten Stabeiſengattungen nach einer noch viel ſchnellern und ökonomiſchern Weiſe verfertigt werden, als dies ſelbſt auf den eigentlichen Walzwerken möglich wäre: nämlich durch Zerſchneiden breiter gewalzter Schienen. Das Schneidwerk iſt gleichſam eine Vervielfältigung der oben angedeuteten kreisförmigen Scheere, und wirkt ſo raſch, daß eine glühend zwiſchen den Schneidwalzen durchgehende, 6 bis 8 Zoll breite Eiſenſchiene binnen wenigen Sekunden in 12 bis 16 Stäbchen von ½ Zoll Breite zertheilt wird, welche die ganze Länge der Schiene (12 bis 18 Fuß) haben.

Walzwerke in kleinem Maßſtabe ausgeführt gebraucht man, um Verzierungen auf Streifen und Platten von Blech zu preſſen, ſo wie, um Blechtafeln in Rinnen- oder in Zylinderform ſchnell und regelmäßig zu biegen. Für den erſten Zweck gibt man den Walzen eine Gravirung von beliebigen Muſtern, welche ſich bei einmaligem Durchgange des Metalls vollſtändig auf demſelben abdrucken. Das Walzwerk zum Biegen beſteht aus drei im Dreiecke geſtellten glatten Zylindern, und wird z. B. angewendet, um Ofenröhren aus Eiſenblech, zylindriſche Gefäße aus ſilberplattirtem Kupferblech, Weißblech ꝛc. darzuſtellen.

Zu den merkwürdigſten Metallarbeiten mittelſt Maſchinen gehören die gezogenen und noch mehr die gepreßten Bleiröhren. Solche Röhren zu Gas- und Waſſerleitungen ꝛc. konnte man früher nur durch Gießen darſtellen, und wenn Stücke von beträchtlicher Länge und ohne Zuſammenfügung nöthig waren, ſo mußten ſie aus kurzen Theilen zuſammengelöthet oder zuſammengegoſſen werden. Auf dieſe Weiſe fielen aber jederzeit die Röhren ziemlich dick in der Wand (daher ſchwer und koſtſpielig), auch nicht ſehr glatt, überdies leicht porös und undicht aus. Ein großer Fortſchritt war deßhalb ſchon das Ziehen der Röhren. Man goß Rohrſtücke von nicht mehr als 2 bis 2½ Fuß Länge, aber von beträchtlicher Wandſtärke (etwa ½ Zoll), ſchob ein ſolches Stück auf einen in ſeine Höhlung paſſenden Zylinder (Dorn) von Eiſen, deſſen Länge bis zu 8 oder 10 Fuß betrug, und zog nun mit

Hülfe einer Maſchine das Ganze durch mehrere ſtufenweiſe an Durchmeſſer abnehmende runde Oeffnungen in eiſernen oder ſtählernen Platten. Das Bleirohr wurde dadurch genöthigt, ſich, mit Beibehaltung ſeiner Höhlung, zu verdünnen, wobei es in entſprechendem Maße ſich verlängerte, und zuletzt die volle Länge des Dorns erhielt, von dem es — ebenfalls mit Hülfe der Maſchine — wieder herabgezogen wurde. Dieſes Verfahren, ſo vorzüglich es im Vergleich mit dem bloßen Gießen der Röhren genannt werden konnte, unterlag doch einer großen Beſchränkung in Hinſicht der Länge der Röhren, welche kaum über 10 Fuß zu ſteigern möglich war. Verbeſſert wurde es, namentlich in dieſer Beziehung, durch eine höchſt ſinnreiche Abänderung, welche den letzten Jahren angehört, und darin beſteht, daß der Dorn nicht mit dem Rohre durch das Loch der Ziehplatten gezogen, ſondern im Mittelpunkte dieſes Loches ruhend erhalten wird, während das Rohr allein durch die ringförmige Oeffnung zwiſchen Dorn und Loch durchgeht. Auf dieſe Art iſt man im Stande, mit einem Dorne von nur 6 bis 8 Zoll Länge Rohrſtücke bis zu 30 oder 40 Fuß Länge zu ziehen. Die gezogenen Röhren übertreffen die gegoſſenen weit an Schönheit, Brauchbarkeit und Leichtigkeit, indem ſie ſehr glatt, dicht (durch die Zuſammenpreſſung des Metalls in der Ziehplatte) und dünn ſind. Von noch größerer, und überhaupt von wohl nicht mehr zu übertreffender Vollkommenheit ſind aber die gepreßten Röhren, deren Verfertigung auf einer ſo kühnen Anwendung mechaniſcher Kräfte beruht, daß wenige techniſche Verfahrungsarten dieſe an Merkwürdigkeit übertreffen möchten. Wenn man ſich eine gewöhnliche Spritze vorſtellt, welche mit Mehlteig gefüllt iſt, und in die man nachher den Stempel oder Kolben langſam hineindrückt, ſo hat es nichts Ueberraſchendes, daß der Teig durch die kleine Oeffnung der Spritze in faden- oder nudelförmiger Geſtalt herausgetrieben wird. Rohrförmig werden dieſe Nudeln ausfallen, wenn man in der Mitte der Austritts-Oeffnung einen Stöpſel anbringt, der nur rundherum einen ſchmalen ringförmigen Raum offen läßt. Erſtaunen muß es aber erregen, wenn man ſtatt des Teiges ein Metall — Blei oder Zinn — angewendet, und dieſes auf ganz gleiche Weiſe behandelt ſieht. Der Gedanke könnte wahrhaft überſpannt erſcheinen, wenn nicht die Ausführung und der beſte Erfolg davon vor Augen läge.

Natürlich ist die Spritze (die Preßform) ein äußerst starker Zylinder von gegossenem Eisen, und das Hineintreiben des Stempels geschieht durch eine ungeheure mechanische Kraft (durch eine mächtige Bramah'sche oder hydraulische Presse). Zuerst ist, vor etwa 15 Jahren, in England der Versuch gemacht worden, bleierne Röhren zu pressen. Später wurde eine Fabrik dieser Art in der Nähe von Wien errichtet, und ganz neuerlich eine andere in Köln. Die beiden sind, so viel bekannt, die einzigen auf dem europäischen Kontinente (wenigstens ganz gewiß in Deutschland). Man preßt Röhren aus Blei von ¼ Zoll bis zu 6 Zoll im Durchmesser, und von 20 bis zu 120 Fuß Länge. Ihre Glätte und Dichtigkeit ist im höchsten Grade ausgezeichnet; ja das Blei zeigt in diesem gewaltsam verdichteten Zustande einen Glanz und eine Farbe, die fast jenen des Zinns sich nähern. Die Kölner Fabrik liefert seit Kurzem auch zinnerne gepreßte Röhren. In England hat man angefangen, Bleiröhren von sehr großem Durchmesser (9 bis 12 Zoll) zu pressen, diese sogleich bei ihrem Austritte aus der Maschine der Länge nach aufzuschneiden, flach auszubreiten, und so auf die schnellste Weise Bleiplatten herzustellen, welche vor den gewalzten eben die Vorzüge haben müssen, wie die gepreßten Röhren vor den gezogenen.

Es gibt mancherlei kleine, besonders aus Draht verfertigte, Metallarbeiten, welche durch ihren außerordentlich zahlreichen Verbrauch ein Gegenstand von Wichtigkeit werden, und darum in der neuern Zeit ebenfalls der Verfertigung durch Maschinen entweder schon ganz anheim gefallen, oder wenigstens auf dem Wege sind, dies zu thun. Hierher gehören die aus Eisendraht gemachten Häkchen zum Beschlagen der Woll- und Baumwollkratzen, deren wir weiter oben schon gedacht haben; die zum Zusammenheften von Kleidungsstücken gebräuchlichen Haken und Oehre; die aus Kupfer- oder Messingdraht gemachten Oehre der Kleiderknöpfe; die Stecknadeln; die eisernen und messingenen Drahtstifte. Was die Kratzenhäkchen betrifft, so werden sie mittelst einer kleinen, aber ziemlich zusammengesetzten und höchst sinnreich konstruirten Maschine verfertigt, welche mit größter Leichtigkeit von Einer Hand, durch Umdrehen einer Kurbel, in Bewegung zu setzen ist. Die Maschine zieht selbst den Draht an sich, zerschneidet ihn in Stücke von erforderlicher Länge, biegt jedes Stück in die Form eines

doppelten Hakens, und wirft dieſen in eine dazu beſtimmte Schieblade. Jede Umdrehung der Kurbel liefert zwei fertige Doppelhäkchen, und es können dieſer letzteren leicht 180 bis 200 in einer Minute auf jeder Maſchine gemacht werden. — Die Maſchine zur Verfertigung der Knopföhre hat mit der eben erwähnten in mancher Beziehung Aehnlichkeit; ſie liefert in einer Minute 70 bis 80 Oehre von vollkommenſter Gleichheit und Regelmäßigkeit der Geſtalt. — Die Fabrikation der Kleiderhäkchen, der Drahtſtifte und der Stecknadeln auf Maſchinen hat noch keine ſolche Ausbreitung und zum Theil noch keine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß man ſchon jetzt entſcheiden könnte, ob dadurch die Handarbeit ſobald ganz verdrängt werden wird. Doch ſpricht die Wahrſcheinlichkeit mehr dafür als dagegen. Auch dieſe verſchiedenen Maſchinen bieten eine Vereinigung von ausgezeichnet ſchönen Mechanismen dar, welche mit wunderbar ſchneller Aufeinanderfolge die einzelnen, zur Darſtellung der genannten Gegenſtände erforderlichen Arbeiten verrichten. Bei den Drahtſtiften geſchieht auf eine ganz eigenthümliche und merkwürdige Weiſe die Bildung der Spitze durch Preſſen, wobei ſie regelmäßig vierkantig, ſehr ſcharf und hart ausfällt; wogegen die mittelſt Handarbeit erzeugten Stifte eine rund angeſchliffene (oder vielmehr angefeilte), meiſt ziemlich ſtumpfe und ganz weiche — daher dem Biegen unterworfene — Spitze haben. Den meiſten Schwierigkeiten unterliegt die Fabrikation der Stecknadeln auf der Maſchine, und doch iſt ſie bereits in England, nicht ohne Erfolg, in Ausführung gebracht. Die Maſchinen-Nadeln haben vor den gewöhnlichen den Vorzug, daß der Kopf derſelben nie abgehen kann, weil er aus dem Körper der Nadel ſelbſt, durch Zuſammenſtauchen des Drahtendes, gebildet iſt.

Ungemein große Fortſchritte hat die neueſte Zeit in dem feinſten und ſchwierigſten Theile der Mechanik, nämlich in der Verfertigung der aſtronomiſchen und mathematiſchen Inſtrumente, zum Vorſcheine gebracht. Die Maſchinen zur genaueſten Darſtellung der Kreiseintheilungen, die Feil- oder Hobelmaſchinen, die im höchſten Grade vervollkommneten Drehbänke, die Fühlhebel-Apparate zur Prüfung der Genauigkeit abgedrehter Beſtandtheile (womit nöthigen Falls Maßunterſchiede von $^1/_{10000}$ Linie noch entdeckt werden können), u. ſ. f. ſind wichtige und unentbehrliche

Hülfsmittel zu diesem Zwecke, um welche sich namentlich v. Reichenbach (ein Mann, dessen Name in der Geschichte der Mechanik für immer Epoche machen wird) hohe Verdienste erworben hat. Von der Genauigkeit der Reichenbach'schen Kreistheilungen gibt der Umstand einen Begriff, daß die größte bei sorgfältiger Arbeit noch eintretende Unsicherheit in dem Abstande zweier Theilstriche nicht mehr als $\frac{1}{25000}$ Zoll beträgt. Wie weit die Genauigkeit in dem Abdrehen der stählernen Zapfen an Instrumenten der fraglichen Art gesteigert werden kann und wirklich gesteigert wird, haben einige von Stampfer vorgenommene Untersuchungen an den in der Werkstätte des polytechnischen Instituts zu Wien verfertigten Instrumenten gezeigt. Es wurden z. B. bei einem Zapfen von $1\frac{1}{10}$ Zoll Dicke verschiedene Durchmesser (an einer und der nämlichen Stelle der Länge) auf das Genaueste geprüft, und der größte Unterschied zwischen denselben nicht größer als der 28571ste Theil eines Zolls gefunden; wonach also die größte Abweichung von der völlig richtigen Kreisgestalt nur den 31428sten Theil des Durchmessers betrug. Welchen Einfluß ein solcher Grad von Vollkommenheit auf die Schärfe der astronomischen Beobachtungen und mancher Resultate der höhern Feldmeßkunst haben mußte, soll hier nicht weiter erörtert werden.

Wir knüpfen an das Vorhergehende einige Betrachtungen über den Zustand des Maschinenwesens in Deutschland und die Umstände, welche hier dessen Fortschreiten in der neuesten Zeit theils befördert, theils gehindert haben.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ganz besonders im Laufe der letztverflossenen 25 Jahre, das Maschinenwesen in Deutschland sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, und daß manche Zweige desselben jetzt einen Standpunkt erreicht haben, dessen wir uns, selbst England und Frankreich gegenüber, mit Recht rühmen dürfen. Diese Erscheinung verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, nicht gering genannt werden können. Man vergegenwärtige sich nur das Bild des deutschen Fabrikenwesens,

wie es vor vierzig Jahren war; man erinnere ſich, wie damals große und ausgezeichnete Maſchinenwerkſtätten eine Seltenheit waren. Der Fleiß und die Geſchicklichkeit des deutſchen Handwerkers haben ſich zu keiner Zeit verleugnet; ſie aber allein bildeten das, was damals an unſerer Induſtrie Rühmenswerthes ſeyn mochte. Während England ſchon zu jener Zeit Rieſenſchritte in der Vervollkommnung und Ausdehnung ſeiner Gewerbe durch Einführung von Maſchinen machte, blieb Deutſchland großentheils in völliger Unkenntniß davon; und wenn ja hin und wieder Verſuche auftauchten, die nur vom Hörenſagen gekannten engliſchen Maſchinen nachzuahmen, ſo beſtanden die Reſultate meiſt in ſehr unvollkommenen und ſelbſt ganz mißlungenen Konzeptionen. Die wichtigen Fächer der Woll- und Baumwollſpinnerei ſind eines von den vielen Beiſpielen, welche hierzu angeführt werden könnten. Wie viel anders jetzt! Ganze große Bezirke des deutſchen Landes wimmeln von Maſchinenanlagen der trefflichſten Art und zum Theil in großartigem Maßſtabe: man denke nur an die weſtlichen preußiſchen Staaten, an Sachſen, Böhmen, einen Theil von Oeſterreich ꝛc. Jede Stadt von mittelmäßiger Größe beſitzt einen oder einige gute, ja nicht ſelten ausgezeichnete, Mechaniker: um gediegene Ausführung mechaniſcher Arbeiten wird man jetzt nicht ſo leicht in Verlegenheit kommen. — Welche waren die Urſachen und die begünſtigenden Umſtände eines ſo erfreulichen Aufblühens? Daß die durch einen viertelhundertjährigen geſicherten Frieden hervorgelockte und gepflegte Induſtrie zur Begründung und Vervollkommnung des Maſchinenweſens, als eines ihrer Haupthebel, die nächſte Veranlaſſung, ja eine beſtimmte Nöthigung geweſen iſt, liegt vor Augen; allein man muß, um gerecht zu ſeyn, ſelbſt dem vorhergegangenen, in ſo vielen Hinſichten ſchlimmen Zuſtande ſeinen Nutzen nicht abſprechen. Während auf der einen Seite die durch das Kontinentalſyſtem erſchwerte Verbindung mit England ein Sporn für Deutſchland wurde, einen ſelbſtſtändigen Weg zu betreten, und ſomit manche einheimiſche Fabrikation ſich raſch zu großer Ausdehnung erhob, riß andernſeits die allgemeine Völkerbewegung den Deutſchen aus ſeiner frühern Abgeſchloſſenheit, und bildete ihn zu genauerer Kenntniß und beſſerer Aneignung deſſen heran, was die Fremde Vorzügliches und Beſitzenswerthes aufweiſen konnte. So vorbereitet, war der Deutſche des Jahres

1815 in vielen (und auch in industriellen) Beziehungen ein ganz Anderer, als noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der wieder eröffnete freiere Verkehr mit England machte, daß man auf dem Kontinente bald mit den wichtigsten, seit einem Jahrzehnt dort zum Vorscheine gekommenen Erfindungen näher bekannt wurde; diese Kenntniß ward eifrig benutzt, um das im eigenen Lande kürzlich Entstandene zu vervollkommnen und zu bereichern. Der Schutz, welchen inländische Unternehmungen, anfangs hauptsächlich in Preußen und Oesterreich, später durch den folgenreichen großen Zollverband auch in der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten, gegen die Gefahren einer zu großen auswärtigen Konkurrenz erlangten, trug nicht wenig dazu bei, den industriellen Anlagen, und namentlich auch dem damit zusammenhängenden Maschinenwesen, vermehrte Lebendigkeit einzupflanzen. Es wäre höchst interessant, in dieser Beziehung den Zustand Deutschlands vor und nach Begründung des Zollverbandes, auf authentische Quellen gestützt, vergleichen zu können. Leider fehlen aber solche Hülfsmittel, gerade für den Gesichtspunkt, welchen wir hier festzuhalten haben, noch fast ganz. In Betreff eines deutschen Staates — nämlich Baden — ist jedoch kürzlich eine Uebersicht der angedeuteten Art veröffentlicht worden. Dieser zufolge hat sich im Großherzogthume, seit dessen Anschluß an den Zollverein, z. B. die Zahl der mechanischen Werkstätten von 5 auf 8, der Eisenwalzwerke von 2 auf 3, der Papierfabriken von 25 auf 28, der Wollspinnereien von 2 auf 3, der Baumwollspinnereien von 7 auf 14 vermehrt ꝛc. Von früher gar nicht vorhandenen Maschinenanlagen sind seit dem Anschlusse entstanden: 1 Flachs-Maschinenspinnerei, 1 Dampfmühle u. a. Die Gesammtzahl der Fabriken betrug vor dem Anschlusse 231 mit 7818 Arbeitern, und beläuft sich jetzt auf 294 mit 9281 Arbeitern: ein Resultat, welches, bei dem Umfang des Landes und der Kürze der Zeit, bedeutend genannt werden kann.

In einzelnen, namentlich größeren, deutschen Staaten, sind von den Regierungen manche wohlberechnete Schritte geschehen, um schneller und sicherer, als es durch Privatmittel hätte der Fall seyn können, auswärtige neue Erfindungen im Maschinenfache auf den einheimischen Boden zu verpflanzen. Namentlich hat Preußen in dieser Beziehung seit einer Reihe von Jahren viel gethan durch

Anſchaffung koſtbarer Maſchinen aus England ꝛc., welche inländiſchen Fabrikbeſitzern entweder unentgeltlich überlaſſen, oder unter ſehr erleichternden Bedingungen zur Benutzung und Weiterverbreitung übergeben wurden. Der durch die günſtigen Zeitverhältniſſe immer mehr zum Leben aufgerufene Spekulationsgeiſt unter den Privaten ſcheute ſeinerſeits weder Koſten noch Schwierigkeiten, um durch Reiſen nach England, Herbeiziehung engliſcher Werkmeiſter und Arbeiter, Anſchaffung ganzer in England verfertigter Maſchinen-Syſteme, induſtrielle Anlagen zu ſchaffen, welche den beſten des Auslandes ſich gleichſtellen können. Die vorzüglichſten, in allgemeinem Rufe ſtehenden mechaniſchen Werkſtätten Deutſchlands bildeten eine große Zahl tüchtiger Arbeiter, welche ſich ſodann überall hin verbreiteten, und ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten auf eine höchſt wirkſame Weiſe fortpflanzten. Wer nur mit einiger Aufmerkſamkeit dieſen Umſtand beachtet hat, weiß, welchen außerordentlichen Nutzen in dieſer Hinſicht beſonders v. Reichenbach durch ſein mechaniſches Inſtitut ſtiftete, indem, von dieſem aus, ganz Deutſchland eine Menge trefflicher mechaniſcher Arbeiter und viele einflußreiche Erfindungen ſich aneignete. Nicht übergangen darf endlich das werden, was für das Fortſchreiten des Maſchinenweſens, mehr oder weniger bedeutend, mehr oder weniger unmittelbar, durch vermehrten techniſch-literariſchen Verkehr, durch polytechniſche Lehranſtalten und durch Gewerbvereine genutzt worden iſt.

Bleibt, alles Angeführten ungeachtet, die Erfüllung gar mancher Wünſche zum Beſten unſers Maſchinenweſens noch der Folgezeit vorbehalten, ſo muß, als Erklärung und zum Theil als Troſt oder Beruhigung hierfür, zunächſt berückſichtigt werden, daß die Periode des Aufſchwunges ſo neu und kurz, das Geleiſtete aber im Verhältniſſe doch ſchon höchſt bedeutend iſt. Andernſeits darf man ſich freilich auch nicht verhehlen, daß mehrere wichtige Umſtände erſt noch ihre Beſeitigung finden müſſen, wenn die deutſche Induſtrie im Ganzen den höchſten Grad von Feſtigkeit, Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gewinnen ſoll, deſſen ſie fähig, und deſſen das Land würdig iſt. Hierzu rechnen wir: daß die Regierungen noch allgemeiner, als ſchon jetzt der Fall iſt, die Bedeutſamkeit und Schutzwürdigkeit des Fabrik- und Maſchinenweſens, die Ehrenhaftigkeit und die gerechten Anſprüche des Standes,

der sich damit beschäftigt, gründlich anerkennen; — daß die Besitzer großer Kapitalien sich mehr und mehr den industriellen Unternehmungen hingeben, statt nach Bereicherung durch die Glücksfälle des Börsenspiels zu jagen, oder in träger Ruhe die Zinsen eines in Staatspapieren angelegten Besitzthums zu verzehren; — daß endlich aber auch bei uns allgemeiner jene großartige Beharrlichkeit in Verfolgung und Ausbildung neuer Erfindungen, jener unbegrenzte Wetteifer Platz greife, wovon in so hohem Grade unsere brittischen Nachbarn das Vorbild geben. Wer, in der That, muß nicht Staunen und Bewunderung empfinden, wenn er beobachtet, wie in England sehr gewöhnlich durch ungeheure Geldopfer, durch vieljähriges unermüdliches, selbstvertrauendes Fortstreben nach Vervollkommnung, das endliche Gelingen der kühnsten mechanischen Aufgaben gleichsam erzwungen wird, in der sichern Zuversicht — freilich aber auch in der erfahrungsmäßigen Gewißheit — daß pekuniärer Vortheil, und nicht minder das allgemeine ehrende Anerkenntniß dem siegenden Erfinder zum Lohne werde. So ist England in der neuern Zeit fast der alleinige Ausgangspunkt großer mechanischer Erfindungen geworden. Hier gilt es Nachahmen — und der Erfolg wird nicht ausbleiben!

K. Karmarsch.

Ueber den öffentlichen Unterricht, beſonders in gewerblicher Hinſicht.

Das Syſtem des öffentlichen Unterrichts, wie es ſich, in den Hauptzügen gleichmäßig, bei den europäiſchen Völkern, und ſpeziell in Deutſchland, dem Lande der Wiſſenſchaftlichkeit, ausgebildet hat, iſt, wiewohl eine rein geiſtige Angelegenheit betreffend, doch ungleich mehr in Folge äußerer Verhältniſſe geworden, als daß es als Ausführung eines von dem ſelbſtſchaffenden Geiſte bewußtvoll ausgeprägten Planes zu betrachten wäre. Das Intereſſe und der Charakter bereits beſtehender Gewalten, die zu ihrem eigenen Nutzen und Dienſt für dieſe Aufgabe eine Fürſorge übernahmen, hat ihm ſeinen Gang und ſeine Bahnen bezeichnet. Die Kirche gründete Schulen und nahm die beſtehenden unter ihre Obhut, zunächſt damit ſie ihre eigenen Diener heraufbilde, und allenfalls den Laien die nothdürftigſte Möglichkeit, mit einigem Bewußtſeyn an den kirchlichen Uebungen Antheil zu nehmen, eröffnet werde. Der weitere Gedanke, dadurch überhaupt die Nationalbildung zu beherrſchen, mag dabei gewirkt haben, ohne daß ſich behaupten ließe, ob er jemals den einzelnen Organen der Kirche zum rechten Bewußtſeyn gekommen. Gar oft iſt der Hauptgrund, aus dem eine aus vielen Gliedern beſtehende Vereinigung handelt, von keinem einzigen dieſer Glieder erkannt worden. Geht es doch auch dem Einzelnen ſo, daß er Impulſen folgt, die er ſelbſt nicht verſteht. Doch dem ſey wie ihm wolle, die Kirche unterwarf ſich die Schule in ſehr ſpezieller und eigennütziger Abſicht, dem Schulunterricht aber gab ſie die alten Sprachen zur Baſis, weil dieſe

zur theologiſchen Bildung unentbehrlich waren. Dies der Urſprung des noch heute gültigen Umſtandes, daß die klaſſiſchen Studien die Grundlage der Gelehrtenbildung ſind. Der lateiniſchen Sprache ward dabei der Vorrang gegeben; ja lange Zeit behauptete ſie allein das Feld, denn ſie war zunächſt am nöthigſten, ſchon in Betreff des Rituals der katholiſchen Kirche. Es mochte auch die Oppoſition der lateiniſchen Kirche gegen die griechiſche dabei walten; ſie diente als Bindemittel zwiſchen Rom und dem Klerus in allen Ländern; ſie ward durch den Klerus zur diplomatiſchen Sprache. Darüber gerieth die griechiſche Literatur in Vergeſſenheit. Als ſie nach dem Falle Konſtantinopels den europäiſchen Gelehrten zurückgebracht ward, bemächtigten ſich ihrer zunächſt die freieren, die bereits höher ſtrebenden Geiſter, und ſteigerten wieder durch ſie ihren Forſchertrieb. Sie ward mehr gegen die Kirche, als in deren Dienſte benutzt, und war mehr der höhern Gelehrtenbildung angehörig, als mit der lateiniſchen Sprache in dem Schulunterricht auf eine Linie geſetzt. Auch davon haben ſich die Wirkungen in der, was übrigens das Alles gleichmäßig betrifft, ſehr rationellen Einrichtung erhalten, daß die Erlernung der lateiniſchen Sprache in den Schulen der der griechiſchen vorauszugehen pflegt. Als im Innern der Kirche ein höheres wiſſenſchaftliches Leben ſich entzündete und die geiſtige Thätigkeit des Klerus in immer weiteren und einflußreicheren Funktionen ſich zeigte, gebar ſie aus ihrem eigenen Schooße die Univerſitäten und in ihnen die gefährlichſten Feinde ihres geiſtigen Monopols. Aber auch dieſe wurden zunächſt zum Dienſte und im Intereſſe der Kirche hervorgerufen. — In den proteſtantiſchen Ländern trennten ſich die höheren Bildungsanſtalten von der Kirche. Die Univerſitäten erfaßten die reine Pflege der Wiſſenſchaft als Aufgabe, und erſt gegenwärtig ſind ſie hier und da bedroht, von einem kurzſichtigen Utilitätsprinzip zu Abrichtungsanſtalten für künftige Staatsbeamte gemacht, und nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet zu werden. Die Gelehrtenſchulen emanzipirten ſich durch die Gelehrſamkeit ihrer Vorſteher von einem materiellen Einfluß der Lokalgeiſtlichkeit, die vielleicht in der Form eine Art Aufſicht über ſie führte, und berechneten ihre Wirkſamkeit auf die Vorbereitung zum akademiſchen Studium. Wie die Kirche ſich nicht mehr dieſer Anſtalten annahm, fielen diejenigen, welche nicht auf öffentliche, aus eingezogenen Kirchengütern gewonnene

Fonds gestützt waren, den Gemeinden anheim, in deren Mitte sie sich befanden, und diese thaten zwar, was sie konnten, weil man den Besitz einer Gelehrtenschule, die manche junge Leute, selbst manche Familie in die Stadt zog, als lucrativ betrachtete und weil man die bequeme Gelegenheit schätzte, seinen Kindern eine höhere Bildung, und in ihr sowohl an sich ein Gut, als auch eine Staffel zu Ehren und Würden zu verschaffen. An einzelnen Orten jedoch, und wie besonders die Ansprüche an die Gelehrtenbildung gesteigert wurden, erlaubten die beschränkten Mittel der Gemeinde nicht, ihrer Schule den Standpunkt einer Gelehrtenschule, einer lateinischen Stadtschule zu behaupten, und so sanken einzelne auf die Stufe sogenannter Bürgerschulen, oder deutscher Stadtschulen herab. Das wäre kein Herabsinken gewesen, wenn man für den nunmehrigen Standpunkt der Schule ein Prinzip von gleicher Höhe gefunden hätte; aber das war nicht; vielmehr hatte man immer noch den Plan der Gelehrtenschule im Auge, und gab eine ähnliche Bildung, nur unvollkommen und ungenügend. Die Schule war dann etwas besser, als eine gewöhnliche Elementarschule, weil eine Classenabtheilung möglich war; es wurden auch wohl ein paar sogenannte Realwissenschaften, meist sehr nothdürftig, vorgetragen; der eigentliche Glanzpunkt der Schule ward in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache gesucht, durch deren Vortrag sie sich zur Vorbereitungsanstalt auf höhere Gelehrtenschulen qualificirte. — Nur die eigentlichen Volksschulen blieben in strenger Unterordnung unter die Kirche, und wie unbedingt zweckmäßig sie auch ist,[1] der nächste Grund war doch auch in äußerlichen Verhältnissen, in der durch pecuniäre Rücksichten gebotenen Verbindung des Schullehreramtes mit dem eines Kirchendieners zu suchen. Selbst die Schullehrerseminarien sind in Deutschland meist nicht planmäßig entstanden. Der Schullehrerstand hatte lange Zeit seine besten Candidaten aus solchen Zöglingen der Gelehrtenschulen, die es nicht zum Besuche der Universitäten hatten bringen können, und aus von älteren Schullehrern, oder auch von Geistlichen ausgebildeten Jünglingen gezogen, und die große Mehrzahl der übrigen Stellen mit allerlei Leuten besetzt, die gerade in andern Ständen überflüssig

[1] S. mein Handbuch der Staatswirthschaftslehre. (Leipzig, 1835. 8.) S. 107, Anm. 3.

geworden waren, und einige nothdürftige Kenntniß der Elementarlehren beſaßen. Mit dem Vorſchreiten der allgemeinen Bildung verbreitete ſich die Meinung, daß die Schullehrer von letzterer Art nicht brauchbar ſeyen und der Zeit keine Ehre machten. Beſſer gebildete Schullehrer wurden von ſorgſamen Collatoren eifrig geſucht und der Staat machte durch geſteigerte Anſprüche den allzu niedrig Gebildeten das Durchkommen ſchwerer. Nun fing hier und dort ein tüchtiger Geiſtlicher oder Schullehrer, der ſich gerade für das Schulweſen intereſſirte, an, ſich ſyſtematiſch der Heranbildung von Candidaten des Schulamtes zu unterziehen und begründete Privatanſtalten, für welche allmählig Zuſchüſſe von Seiten des Staats erwirkt wurden, die eine Beiziehung mehrerer Lehrer möglich machten. So haben z. B. in Sachſen der bekannte Dinter und der weniger bekannte, aber geiſtig tiefere Friſch gewirkt. Endlich übernahm der Staat ſolche Anſtalten auf eigene Rechnung und gründete nach ihrem Muſter ähnliche. Sie wurden aber meiſt zu unmittelbaren Anſtalten gemacht und in keine organiſche Verbindung geſetzt.

Es liegt außer dem Zwecke dieſes Aufſatzes, die Ueberzeugung näher zu begründen, daß das Syſtem der deutſchen Gelehrtenbildung, ſoviel wenigſtens die Stellung, die innere Organiſation und den Unterrichtsplan der Univerſitäten und der Gelehrtenſchulen, und ſoviel die Stellung und die hauptſächliche Einrichtung der Volksſchulen anlangt, wiewohl durch rein geſchichtliche Verhältniſſe herbeigeführt, doch in der Hauptſache von ſolcher Vortrefflichkeit iſt, wie ſchwerlich zu erwarten ſeyn würde, wäre das Ganze planmäßig aus dem Kopfe eines Organiſators hervorgegangen. Ich habe meine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Hauptzüge jenes Syſtems bereits an einem andern Orte zu rechtfertigen geſucht.[1] Hier wollte ich nur darauf aufmerkſam machen, daß auch auf dieſem rein geiſtigen Gebiete ſich wiederholt, was wir in dem Verfaſſungsleben und auf ſoviel andern Seiten des Staatslebens bemerken müſſen, die Vortrefflichkeit gewordener, durch die Verhältniſſe ſelbſt hervorgerufener Einrichtungen. Es ſcheint, von der Sprache an bis auf die höchſten Grundſätze der Geſetzgebung, wird den Menſchen das Beſte, oder wenigſtens die Grundlage

[1] In meinem „Handbuch der Staatswirthſchaftslehre“ S. 96. ff. S. 133 ff.

dazu, von selbst und wie ohne ihr Zuthun, und ihnen mag höchstens der äußere Aufputz und die Reinigung zufallen, so wie es ihre Sache ist, einen mehr oder minder guten Gebrauch davon zu machen. In der That, wenn ich von wenigen Momenten absehe, die lediglich Sache des berechnenden Verstandes sind, kenne ich in dem Inbegriff der auf menschliche Zustände influirenden Einrichtungen nichts Gutes und Haltbares von Bedeutung, wovon man nicht sagen müßte: es war eher im Leben da, als in der Wissenschaft; wer es ins Leben eingeführt, das weiß Niemand; oder die es thaten, folgten nur einer äußern Nothwendigkeit, wußten nicht, was sie thaten, überlieferten dem Leben einen Keim, den es zu ganz anderer Frucht entwickelte, als die sie im Sinne hatten. Ich sage gefliſſentlich: nichts von Bedeutung. Die Formen, mit denen man wechselt, bedeuten wenig. Das Wichtigste ist uns so natürlich geworden, daß wir gar nicht an seine Bedeutung denken. Bei dem Volksunterricht z. B. ist es von höchster Bedeutung, daß in den Volksschulen die Religion, in den Gelehrtenschulen die klaſſiſchen Studien die Baſis alles Unterrichts bilden. Alles Andere ist Nebenwerk. Aber wer kann ſich das Verdienst von Jenem zuschreiben? Es ist geworden. — In vielen Beziehungen ist die Erscheinung sehr natürlich. Die gewordenen Einrichtungen haben ſich gleichzeitig und in lebendiger Wechselwirkung mit den Verhältniſſen und dem Volksgeiſte entwickelt, folglich sogleich in ihrem Aufwuchse ſich allen den einzelnen Zuſtänden und Eigenheiten naturgemäß angeſchmiegt, die dem Blicke des Geſetzgebers verborgen bleiben, oder von ihm verachtet werden, und deren Einfluß doch oft unberechenbar groß ist. Sie haben ihrerseits wieder, und eben, indem ſie ſich in dem Einen den Zuſtänden und dem Volksgeiſte anſchmiegten, in dem Andern einen deſto wirkſameren Einfluß auf beide erlangt, und ſie für ſich gebildet und gewonnen, ihnen ihr Beſtehen zu etwas Natürlichem und Nothwendigem, zur andern Natur gemacht, wodurch eine freiwillige, dem Geiſte des Inſtituts gemäße Mitwirkung, oder doch ein williges Tragen der Opfer geſichert und das Inſtitut mit dem Leben verſchmolzen wird. — Wie geſagt, auf vielen Seiten des Staatslebens ist nur jene, mir wenigſtens durch viele Fälle zur Gewißheit gewordene Thatſache, die übrigens dem Syſtem der Reformen keinen Eintrag thut und es nur an die gegebenen

Zustände bindet, sehr erklärlich. Aber merkwürdig bleibt mir immer, daß auch in den rein geistigen Beziehungen des Unterrichts das blinde Leben ein System begründen sollte, wie es die größte Menschenkenntniß nicht zweckmäßiger hätte aufstellen können. Allerdings, wäre das von dem Leben dictirte System völlig unhaltbar gewesen, so wäre es gar nicht aufgekommen, oder nicht behauptet worden. Aber daß es ein Vortreffliches geworden, ist zu bewundern.

Die Sache selbst ist zudem auch noch e contrario zu erweisen. Denn wir haben auch einzelne Beispiele gemachter Einrichtungen in diesem Gebiete, und diese haben theilweise sich wenigstens nicht in gleich wohlthätigen Bezug zu allen Richtungen des Lebens setzen können, theils sind sie völlig mißlungen, theils sind sie wenigstens in einem etwas zweideutigen Lichte geblieben, und haben größere Schatten in ihrem Gefolge gehabt, als die gewordenen.

Schon die bereits besprochenen sogenannten unlateinischen Stadtschulen, durch die Ungunst der Verhältnisse unter die höhere Linie hinabgedrängt, aber mehr künstlich, als durch das Leben auf der jetzigen Linie erhalten, fristeten ein wenig fruchtbares Daseyn. Es mag ferner bezweifelt werden, ob die heutigen, unter die Flügel des Staats genommenen Schullehrerseminarien, bei aller preiswürdigen, von hoher Intelligenz und regem Eifer geleiteten Sorgfalt, die man ihnen gewidmet hat, wahrhaft eine dem Wirkungskreise, dem Leben des Volksschullehrers so recht entsprechende Vorbildung gewähren, und ob die Zöglinge dieser Seminarien, ihrer Mehrzahl nach, eine wohlthätigere Bildung unter das Volk verbreiten, als ihre schlichten, oft beschränkten, aber nicht selten in dem Einfachen sehr tüchtigen Vorgänger. — Man hat zuweilen hier und da den Versuch gemacht, Gelehrtenschulen nach einem besondern, gerade der Liebhaberei einer herrschenden Persönlichkeit oder Meinung entsprechenden, abweichenden Zuschnitte, z. B. einem geistlichen, oder einem militärischen, zu organisiren. Das hat Einseitigkeiten erzeugt und sich nicht lange halten können. Zuweilen sind Zöglinge reiner Militärbildungsanstalten zu einer Laufbahn übergetreten, die gewöhnlich eine gelehrte Vorbildung bedingt. Einzelne darunter haben Ausgezeichnetes geleistet; wie denn keine Regel ohne Ausnahme ist, und eben das Außerordentliche berufen scheint, den Regeln zu trotzen. Aber in der Mehrzahl

solcher Fälle zeigte sich doch mehr eine weltmännische, als eine rein wissenschaftliche Bildung, rächte sich die Bezuglosigkeit der Vorbildung auf den Wirkungskreis und konnte das umfassende Urtheil und der gründliche Ernst, zu denen unsere Gelehrtenbildung anleitet, nicht ersetzt werden. Wiederholt sind Anstalten gegründet worden, auch im nördlichen, protestantischen Deutschland, z. B. in Braunschweig, in Zerbst und anderwärts, die sich in die Mitte stellten zwischen Gymnasium und Universität. Diese Versuche sind Alle gänzlich gescheitert.

Ebenso ging es mit den Versuchen der Philanthropine,[1] der höheren allgemeinen Nationalbildung ein ganz anderes Prinzip zu substituiren: Versuche, die äußerlich untergegangen sind, schon weil sie sich durch augenfällige Künsteleien und gänzlich unpraktische Vorschläge lächerlich machten, deren Nachwirkungen aber in einigen anerkennungswerthen Verbesserungen, besonders der physischen Erziehung und pädagogischen Behandlung, sich erhalten haben, dann aber auch leider in Bezug auf die eigentlichen Grundfehler des Systems noch immer fortspuken. Zu letzteren gehören: die mit dem Pomp großer Worte verhüllte, eigentlich aber sehr niedere, nur in Verstand und Phantasie, nicht in Vernunft und Gemüthstiefe ihren Grund habende Bildungsrichtung; das Absehen von dem Charakter der neuern Zeit, der den Menschen und Bürger nur in der Form des Standes erscheinen läßt, daher auch die Standesbildung, oder richtiger die Berufsbildung, als Durchgang zur Bildung des Menschen und Bürgers fordert, wie denn auch die praktischen Resultate jener Anstalten bei vielen Schülern bewiesen, daß weder Tauglichkeit zum Berufsleben, noch wahre Höhe der menschlichen und bürgerlichen Bildung, sondern ein unerquickliches Zwitterwesen erzielt wurde, und wie sie es noch bei Mehreren bewiesen haben würden, wenn nicht zum Glücke diese Anstalten wenigstens die dauernden, zuletzt doch meist nur in Form und Schein dem Systeme angehört hätten; endlich die Tendenz, den Unterricht in sogenannten Realien an die Stelle der classischen

---

[1] Ueber die Sache und deren Literatur s. Schwarz, Erziehungslehre (Leipzig, 1829, 3 B.) B. 1. Abth. 2, S. 447 ff. Vergl. auch meine „Staatswirthschaftslehre" S. 87 und: Snell, über Zweck und Einrichtung eines Realgymnasiums; Dresden und Leipzig 1834. 8.

Studien zu setzen. Unter Realien verstand man, was man im Leben brauchbare und allgemein wissenswürdige Dinge nannte, und es ließ sich viel Schönes darüber sagen, wie unvernünftig es sey, daß die Jugend mit Rom und Athen vertrauter sey, als mit ihrem Vaterlande und seiner Urzeit; daß sie mit Dingen geplagt werde, die ganz unnöthig seyen, oder deren Nothwendigkeit durch Uebersetzungen, Einführung neuer Gesetzbücher u. dergl. mit Leichtigkeit aufgehoben werden könne, daß sie dagegen von alle dem, was sie wirklich im Leben brauche, oder was zu wissen wahrhafte Ehrensache für jeden Gebildeten sey, erst spät etwas oder gar nichts erfahre. Man müsse den Geist der Jugend zunächst direkt durch Denklehre und allerlei Denkübungen, durch philosophische Grundlehren u. s. f. nach allen seinen verschiedenen Richtungen wecken, schärfen und ihn zugleich mit den nützlichen Kenntnissen ausstatten, die uns über die uns umgebende Natur und die Benutzung ihrer Kräfte und Gaben zum Dienste des Menschen, über die Vergangenheit der jetzt lebenden Völker und über ihren gegenwärtigen Zustand belehren. Neben den Elementarkenntnissen bildeten: Seelenkunde, die noch heute ein ungelöstes Problem ist und die man die Kinder lehren wollte, Logik, natürliche Religion(!), Moral, Naturgeschichte, etwas Mathematik, etwas Physik, etwas Technologie, ziemlich viel Geographie in der damaligen ideenlosen Behandlungsweise, etwas Geschichte, etwas Latein, etwas Griechisch und die gangbarsten neueren Sprachen den Unterrichtskreis jener Anstalten, und etwas Aehnliches hat sich viel später noch Mancher gedacht, wenn er von der Einführung von Realschulen an die Stelle der Gelehrtenschulen sprach. Die Sache lieferte nur einen neuen Beweis, daß in allen Dingen, wo die räthselhafte Menschennatur mit ins Spiel kommt, in der Regel die Ansichten, die sich dem ersten, oberflächlichen Blicke, der sich gemeiniglich mit dem Namen des gesunden Menschenverstandes schmückt, empfehlen, unbedingt falsch und gehaltlos sind. Es war nicht wahr, daß es, um zum nützlichen Wirken im Kreise der Gegenwart zu erziehen, das beste Mittel sey: dem Knaben diese Gegenwart auf dem Wege des Unterrichts zu erklären. Es war nicht gut, daß man mit der Erklärung und wissenschaftlichen Erörterung über Dinge anfangen wollte, bei denen es ungleich weiser ist, wenn man das Kind zunächst daran glauben macht,

es voraussetzt, bis der junge Mensch allmälig zu eigener Prüfung gereift ist. Es war nicht zweckmäßig, daß man zu Hauptgegenständen des Unterrichts fast lauter Werdendes wählte, wo die Lehrer selbst nichts Sicheres bieten konnten, und wo doch etwas darauf ankam, daß das Gebotene nicht bloß ein auf Treu und Glauben hingenommener Irrthum sey. In der That, die Erfahrung lehrte: daß es dem durch die klassischen Studien gereiften Geiste leicht war, sich all jener Realien, so weit er ihrer bedurfte, zu bemächtigen und zum Theil durch eigenes Forschen und Streben in ihnen sie weiter zu fördern; daß dagegen die Mehrzahl der Zöglinge jener Bildungsweise weder ihren Geist harmonisch gebildet, noch die Kenntnisse, die man ihnen vordocirt, für bleibenden Nutzen bewahrt, sondern ihre Jugend mit einem wissenschaftlichen Allerlei hingebracht hatten, das, wenn die Schule verlassen war, bei den meisten wie Spreu vor dem Winde verflog. Die ganze Anschauungsweise ist eine überaus seichte, die da glaubt, es sey die Ausstattung mit gewissen Kenntnissen der Hauptzweck des Unterrichtes der Jugend, während dieser Hauptzweck die systematische Ausbildung des Geistes durch Beschäftigung mit bildungfördernden Gegenständen ist. Wären übrigens auch jene sogenannten Realien geeignet gewesen, als Werkzeuge bei Lösung dieser Aufgabe zu dienen; in jener Zusammenstellung waren sie es sicherlich nicht und neutralisirten Eines das Andere.

Bei allem Unterrichte, der bilden, nicht bloß belehren soll, muß man zuerst nach einem Hauptprinzip der Bildung, vielmehr einem Hauptmittel derselben suchen. Der Hauptzweck ist die allgemeine Uebung und Ausbildung der geistigen Fähigkeit, in deren Besitz der Geist seine Bahn im Leben schon findet und sich die zu ihrer Verfolgung erforderlichen Fertigkeiten mit Leichtigkeit, und seinem individuellen Bedürfniß gemäß[1] erwirbt. Zur Entwickelung der Geisteskraft tragen alle wissenschaftlichen Beschäftigungen mehr oder weniger bei; diejenigen aber sind am wirksamsten, die nicht bloß oder nicht wesentlich Gedächtnißsache sind, sondern

[1] Auch hier finden wir den Gegensatz zwischen dem Mechanischen und dem Organischen. Es giebt keine Methode, die für Alle zum Erwerb von Fertigkeiten die beste wäre, und es wird da am meisten gelernt, wo der Lernende selbst die für ihn geeignetste Methode findet.

den Verstand fortwährend beschäftigen, zum Nachdenken, zu steter geistiger Uebung anspornen, das Urtheil schärfen, und auf klaren und wohlbegründeten Vernunftgesetzen beruhen, die der Geist der Jugend erst nur in ihrer Anwendung auf das Materielle benutzt, dann allmälig ahnt, endlich mit Bestimmtheit erkennt.[1] Das geistige Element in ihnen muß auch der jugendlichen Fassungskraft leicht erkennbar seyn und nicht zu seiner Auffindung den schon gereiften Geist des Mannes bedingen, wenn gleich dem Grade nach der Mann es höher und sicherer auffassen mag, als der Knabe. Sie müssen etwas Sicheres, Abgeschlossenes bieten, das höchstens in Einzelheiten anders erkannt, nicht in seinem Ganzen erschüttert werden kann. Allerdings soll auch bei allen andern Lehrgegenständen „die Methode ihres Vortrags darauf berechnet seyn, sie wenigstens so bildend zu machen, als die besondere Natur der Materie nur irgend verstattet; sie soll auf die Entwickelung der besonderen Geistesfähigkeiten gerichtet werden, zu deren Ausbildung die fragliche Lehre gerade vorzugsweise geeignet ist." Namentlich in den Schulen der niederen Stände hat z. B. die Darbietung geschichtlicher, geographischer, naturwissenschaftlicher Kenntnisse an und für sich nur einen sehr geringen Werth; aber wenn dergleichen Unterrichtsgegenstände dort vorkommen können, so sind sie hauptsächlich als Bildungsmittel und zur Erweiterung des Gesichtskreises dieser Leute zu benutzen. Das eigentliche Hauptvehikel der geistigen Ausbildung kann jedoch stets nur Eines seyn, das im Vordergrund stehen, auf das Alles bezogen, dem alles Uebrige untergeordnet werden muß. Sonst entsteht Verwirrung, sonst wird Alles zum Stückwerke.

Ein Gegenkampf gegen das bestehende Unterrichtssystem kehrte in der neuesten Zeit wieder. Es ist aber interessant, zu erkennen, wie verschieden er doch sich ankündigte. Der Philanthropinismus war nicht so eigentlich gegen die höheren Gelehrtenbildungsanstalten mit ihrem Humanismus gerichtet, überhaupt nicht so polemischer Natur, wie das Neuere. Jener hatte doch noch mehr die Erziehung im Sinne, als den Unterricht, hielt sich an das früheste Kindesalter und meinte, von schimmernden Idealen geblendet, in seinen Anstalten, neben den bestehenden, durch Erziehung eines edleren

[1] S. meine „Staatswirthschaftslehre" S. 85.

und geistvolleren Geschlechts den Beweis seiner Vortrefflichkeit zu liefern. Wir wissen, was daraus geworden ist. Der neuere Realismus dagegen zog offen gegen den Humanismus zu Felde, klagte ihn hart an, verwarf und verdammte ihn, wollte die klassischen Studien in den Gelehrtenschulen beschränkt, oder fast ganz aus ihnen verdrängt und die mittleren und höheren Lehranstalten ebenso auf die technische Bildung, als auf die des Gelehrten berechnet wissen. Daß er, im Gegensatz zu jenen Vorgängern, so energisch auftrat, das mag er dem Umstande verdanken, daß er ein allerdings anerkanntes Bedürfniß, und daß er die Interessen eines großen Standes vertrat, während es sich bei seinen Vorgängern nur um die Meinungen und Ideale einiger Philosophen handelte. — Ein fernerer Unterschied war in der veränderten Richtung der Zeit begründet. Es gehörte zu den schönsten Zügen des vorigen Jahrhunderts, daß ein Eifer für Wahrheit und Humanität selbst zur Modesache werden konnte, daß man sich damals für gemeinschaftliche Veredelung verband, und alles Heil von den Eroberungen im Reich des Geistigen erwartete. Es mag dabei, wie immer, wenn hohe Dinge zu frühzeitig von Vielen und Gewöhnlichen betrieben werden, manche Verkehrtheit vorgekommen seyn, man mag falsche Ideale erfaßt, das Ziel auf falschem Wege gesucht haben; die Hauptneuerung lag schon in der bei den Meisten vorkommenden Abwendung vom Christenthum. Aber das Ziel war doch schön, der Geist doch edel und das ganze Streben freier von dem Hasse und Parteigeiste, der jetzt sich in Alles mischt und Alles vergiftet; jetzt, wo fast in jede Tendenz ein egoistischer Zweck sich verwebt. An die Stelle jenes Humanitätseifers sind die materiellen Interessen getreten, und so verlangt man auch für die Schüler die Realien nicht mehr deßhalb, weil sie angeblich besser als die klassischen Studien zu Menschen und Bürgern bildeten; sondern lediglich, weil sie die Kenntnisse umfassen, die man zu seinem Fortkommen im Leben brauche. Man hörte überhaupt nach und nach auf, Realschulen zu fordern, und verlangte Gewerbsschulen an deren Stelle. Das war ein Vorschritt.

Lange Jahrhunderte hindurch ging die Gewerbsbildung den Weg der Routine und blieb außer Verbindung mit der Wissenschaft. Verbesserungen des technischen Betriebes waren die Früchte glücklicher Zufälle, oder der seltenen Organisation eines natural-

genialen Autodidakten, und wurden durch Ueberlieferung und Nachahmung weiter verpflanzt. In neuerer Zeit haben rasch hinter einander sich drängende Erfindungen dem ganzen Gewerbsleben eine andere Gestalt gegeben, selbst seine Verfassung geändert und unberechenbaren Einfluß geäußert. Dazu, sowie zu der vielfältigen Verbesserung gewonnener Vortheile und ihrer gewandten Benutzung befähigten namentlich die Engländer, abgesehen von dem ihnen inwohnenden praktischen Sinne, die dort auch unter den niederen Ständen, besonders in Schottland und Irland, seit längerer Zeit eingebürgerten mathematischen Kenntnisse. (Nicht daß man sagen könnte, daß z. B. die Mehrzahl der irischen Proletarier Mathematik verstände; aber Kenntniß davon findet sich dort ziemlich häufig auch unter den niedersten Ständen und gehört zu den Requisiten und Steckenpferden dortiger Schullehrer.) Von da aus bildeten sich Dilettanten der Mechanik, die ihre Kenntnisse auf Erleichterung ihrer Arbeit anwendeten, oder, oft unter großen, lebenslangen Entbehrungen und Mühen, einer Erfindung nachhingen, die, vielleicht erst nach dem Tode des kaum genannten, in Dürftigkeit gestorbenen Urhebers, zur Quelle unermeßlicher Bereicherung seines Vaterlandes wurde. Wenn England die Mechanik, so machte Frankreich die Chemie für die Gewerbe fruchtbar (England that es auch). Die Franzosen haben wenigstens in den exakten Wissenschaften bis zu einem gewissen Grade, über welchen hinaus für einen echten Franzosen alle Fähigkeit aufhört, etwas geleistet, und da viele Spekulanten darauf ausgingen, ihre in den Wissenschaften gemachten Entdeckungen sobald als möglich für sich fruchtbar zu machen, so war es nicht zu verwundern, wenn Einzelne zum Ziele kamen. Sie würden jene Entdeckungen nicht gemacht haben, hätten nicht in England, Frankreich, Italien, und vor allen in Deutschland die gelehrten Forscher im regen Eifer für Wissenschaft deren Schranken erweitert, ihr Wesen beleuchtet, der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht. Diejenigen Wissenschaften, welche zunächst auf das Technische von Einfluß seyn können, haben nur auf diesem Wege eine wahrhafte Erweiterung zu erwarten. Ein glücklicher Zufall, oder die Gewandtheit eines spekulativen Kopfs kann die Anwendbarkeit der von ihnen gefundenen Gesetze für den praktischen Gebrauch entdecken. Es wird das öfter und regelmäßiger der Fall seyn, wenn die in jenen Wissenschaften gelehrten Kenntnisse

das Eigenthum von Praktikern werden. Aber die Wissenschaft selbst, und in ihr die Möglichkeit immer weiter schreitender technischer Vervollkommnung, wird nur durch Solche gefördert, die sich um ihrer selbst willen der Wissenschaft widmen.

Die bürgerlichen Gewerbe überließ man lange Zeit der Routine und dem Ungefähr. Aber wie die technischen Wissenschaften durch erlesene Geister auf eine so hohe Stufe gehoben wurden, trat in einigen Zweigen der Staatsverwaltung der Gedanke hervor, sie für technische Vervollkommnung einzelner Staatsgewerbe zu benutzen. Unabhängig davon, aber an sich natürlich war es, daß in den zur Bildung künftiger Offiziere bestimmten Militärakademien, neben mancherlei Disciplinen und Uebungen, bei denen man meist die Bildung des Kavaliers im Sinne hatte, die exakten Wissenschaften vornehmlich gepflegt wurden. — Mehr dem obigen Gesichtspunkte gehören die Berg- und Forstakademien an, welche hier und da, besonders seit der Zeit gegründet wurden, wo man einzusehen anfing, daß man mit den Berg- und Waldschätzen nicht so sorglos fortwirthschaften könne, wie man seither gethan hatte. Ebenso gründete man in mehreren Staaten, die für gut fanden, dem nautischen Geiste Englands nachzueifern, Marineschulen, und suchte durch Unterricht die Seemänner zu bilden, die nicht, wie in England, das Leben schuf. Diese Anstalten haben größtentheils für ihren Zweck sehr Ersprießliches geleistet. Sie betrafen Spezial-Berufe. Die Jünglinge, die sich für diese bestimmten, waren dazu in der Regel entweder durch entschiedenen inneren Beruf, oder durch begünstigende äußere Verhältnisse veranlaßt, kamen in die Anstalten mit einer auf dieselben berechneten Vorbereitung, und verließen sie nur, um im Standesleben ihre Erziehung für den Stand zu vollenden. Auf die Nationalbildung im Allgemeinen haben diese Anstalten nur wenig Einfluß gewinnen können, es wäre denn durch die Schriften der auf ihnen wirkenden Gelehrten. Theils war nicht immer der Zutritt zu ihnen erleichtert; aber auch wo das geschehen war, ja wo man zu ihrer allseitigen Benutzung aufmunterte, erfolgte die letztere dennoch nicht der Erwartung gemäß, und es wird schwer seyn, einen entscheidenderen Grund dafür zu finden, als den: daß diese Anstalten zu einzeln und isolirt standen, als daß ihre Benutzung sich dem gewöhnlichen Lebensgange hätte anschmiegen wollen. — Aehnliches gilt von den älteren

Handelsschulen, Handelsakademien, welche hie und da der Einfluß einer Persönlichkeit hervorrief, die jene seltene Combination einer praktischen Kenntniß des Handels und einer wissenschaftlichen Anschauung desselben darbot. Sie wurden weniger für das gewöhnliche Bedürfniß, als für Solche wirksam, die unter besonderen äußeren Begünstigungen ins Leben traten, unter Begünstigungen, die bei Manchen die Wirkung des besseren Unterrichts wieder aufhoben.

Die guten Früchte, die bei allem dem jene Staatsanstalten für den Flor der Verwaltungszweige, auf die sie sich bezogen, getragen hatten, vielleicht zunächst die Erfahrung, die man von der eminenten Geschicklichkeit wissenschaftlich hochgebildeter Militärs im Straßen- und Brückenbau u. dergl. gemacht hatte, ließen den Gedanken entstehen, besondere, der allgemeinen technischen Ausbildung gewidmete Anstalten zu begründen. Voranging darin Frankreich, wiewohl man auch hier bei der Hauptanstalt zunächst nur den speciellen Zweck ins Auge faßte. Im Jahr 1794 ward zu Paris, nach einem von Monge unter Mitwirkung Fourcroy's entworfenen Plane, die **école centrale des travaux publics** errichtet; damals eine freie Anstalt, auf welcher, während eines dreijährigen Kursus, Vorträge über Mathematik, Physik und Chemie gehalten und Uebungen im Zeichnen angestellt wurden. Bereits im Jahre 1795, wo sie den Namen **école polytechnique** erhielt, traf man Bestimmungen, die ihre Wirksamkeit auf der einen Seite beschränken, auf der andern sicherer verbürgen mußten. Man verschärfte die Forderungen für die Eintretenden, und in der That sind die großen Erfolge, die jene Anstalt gehabt hat, zum großen Theil durch die strengen Prüfungen bedingt, die über die Vorbereitung der Jünglinge angestellt werden, die sich um den Eintritt bewerben. Es trat ferner damals schon die Idee hervor, daß die Anstalt selbst wieder nur als Vorbereitungsanstalt für andere, und zwar für Staatsanstalten dienen sollte. Sie hat seit dem Jahr 1804, von wo an die Zöglinge in der Anstalt selbst wohnen, eine militärische Einrichtung erhalten, die ihr auch, nach kurzer Unterbrechung, geblieben ist. Die Zöglinge besuchen sie in einem Lebensalter von 16—21 Jahren. Nach dem ersten Jahreskurs haben sie sich über die Wahl eines Faches zu entscheiden, nach dem zweiten oder dritten gehen diejenigen, welche nicht als

Unterlieutenants in ein Armeekorps eintreten, oder eine Forstschule, oder als freie Zöglinge eine bürgerliche Gewerbsschule besuchen, in die Specialschulen für die Artillerie und das Genieweſen (zu Metz), für die Marine (zu Brest), für den Wasser- und Straßenbau und für das Berg- und Hüttenwesen (zu Paris), oder in die geographische Abtheilung der école d'application du corps royal d'état-major über. Der Kursus ist gegenwärtig ein zweijähriger, und es werden Analysis und ihre Anwendung auf Geometrie, Mechanik, darstellende Geometrie, Geodäsie, Maschinenlehre, politische Arithmetik, Physik, Chemie, Baukunst, französische, deutsche und englische Sprache und Zeichnen gelehrt.[1] — Die Einrichtungen der erwähnten höheren Specialschulen, neben denen noch mehrere andere Militärbildungsanstalten, sowie eine Forstschule (zu Nancy) bestehen, gehören nicht hierher. Man sieht aber, diese polytechnische Schule ist keineswegs als eine Universität des Gewerbslebens zu zu bezeichnen. Sie ist eine streng begrenzte Vorbereitungsschule auf höhere, für Staatszwecke bestehende Bildungsanstalten. Sie selbst aber setzt bereits eine gründliche Vorbildung voraus, und übernimmt ihre Zöglinge in einem Lebensalter, in welchem der größere Theil der Jugend des Volks zum praktischen Leben überzugehen veranlaßt ist. Auch ist die Zahl der Schüler auf 300 beschränkt, und wird nach dem Bedürfnisse der öffentlichen Dienste bemessen. Wird auch die Anstalt solchen Jünglingen, die sich nicht dem Staatsdienste widmen wollen, nicht gerade verschlossen, so tritt es doch einer häufigen derartigen Benutzung entgegen, daß Disciplin und Studienordnung für Alle die gleichen sind. Kurz, diese Anstalt, wie Ausgezeichnetes sie auch in Heraufbildung tüchtiger Techniker leisten möge, ist doch nur auf das Bedürfniß des Staatsdienstes berechnet und unterscheidet sich von den älteren Specialanstalten nur dadurch, daß sie zunächst jene allgemeine technische Bildung verleiht, in deren Besitze man sich mit größerer Sicherheit für Specialfächer ausbilden kann. Der allgemeinen Gewerbsbildung der Nation leistet sie nur indirecte Dienste.

---

[1] Vergl.: Hermann, über polytechnische Institute, zweites Heft. Nürnberg, 1828. 8°. Nebenius, über technische Lehranstalten. Karlsruhe 1833. 8°.

Die königlichen Gewerbsschulen ferner zu Chalons und Angers haben allerdings die Bildung von Arbeitern zum Zweck, und suchen dies sowohl durch Uebung in mechanischen Musterarbeiten, als durch Darbietung theoretischer Kenntnisse zu vermitteln. In letzterer Hinsicht werden französische Sprache, Arithmetik, die Elemente der Geometrie und Trigonometrie, die darstellende Geometrie mit ihren Anwendungen auf Zimmermannsarbeiten und Maschinenkonstruktion, die für den technischen Arbeiter wichtigsten Lehren der Physik, der Chemie, der Lehre von der Stärke und Widerstandskraft der Baumaterialien gelehrt. Auch diese Anstalten mußten manche Phasen durchmachen. Sie hatten ihre militärische Epoche; sie wurden erweitert und wieder vereinfacht. Es herrschte bald das Theoretische, bald das Praktische vor. Noch gegenwärtig unterliegen die einmal in die Anstalten Eingetretenen einem strengen Zwange, müssen in der Anstalt wohnen und sind in Allem von ihr abhängig. Die Aufnahme geschieht im 15—16. Lebensjahre. Die praktischen Uebungen scheinen vorzuherrschen. Der ganze Plan der Anstalt ist ebenfalls auf Staatszwecke berechnet, und der Staat, der von den 600 Zöglingen beider Anstalten für 150 alle, für 150 drei Viertheile und für 150 die Hälfte der Kosten trägt, bedenkt dabei zum großen Theile den Vortheil der unmittelbar von ihm abhängigen Staatsgewerbszweige. Von allgemeinerer Bedeutung können diese Anstalten schon wegen der beschränkten Zahl der Eleven nicht werden.[1] — Am nützlichsten scheint noch für das Bedürfniß der bürgerlichen Gewerbe die école centrale des arts et manufactures in Paris zu wirken, die, für einen nicht zu hohen Preis, Schülern, die die Elemente der Algebra und Geometrie inne haben, aber nicht in der Anstalt wohnen, in einem dreijährigen Kursus, darstellende Geometrie, Mechanik, Physik und Chemie, Mineralogie und Geognosie, Maschinenkunde und Maschinenbau, Baukunst, Naturgeschichte, industrielle Oekonomie, Hüttenkunde, Gewerbsstatistik und Zeichnen lehrt, um Civilingenieurs, Baumeister, Vorsteher von Hüttenwerken und Manufakturen und Lehrer der technischen Unterrichtszweige zu bilden.

Von ganz anderer Natur sind nun freilich die mancherlei Mittel, die in Paris namentlich zur freien Belehrung der gewerbtreibenden Stände dargeboten werden. Theils wurden dort drei

[1] Vergl. die angeführten Schriften von Hermann und Rebenius.

Zeichnenschulen errichtet, die Jedermann unentgeldlich offen stehen. Sie können, schon wegen der räumlichen Entfernung in einer so großen Stadt, dem Bedürfniß nicht im Entferntesten genügen, sollen aber auch sonst sehr schwach besucht werden. Ihre Schüler bestehen größtentheils aus Knaben bis zum vierzehnten Jahre. Es werden ferner freie öffentliche Lehrvorträge, Kurse, an mehreren Anstalten gehalten. Zunächst wurden dergleichen am **conservatoire des arts et métiers** 1819 eingerichtet, und über Geometrie, Mechanik, technische Chemie, Physik, Nationalökonomie, darstellende Geometrie und Zeichnen erstreckt. Dabei sind reiche Modell- und Maschinensammlungen zur Anschauung eröffnet. In der hauptsächlich für Bauhandwerker bestehenden **école gratuite de mathématique et de dessin en faveur des arts mécaniques** wird unentgeldlicher Unterricht in der praktischen Geometrie, arithmetischen Meßkunst, in Steinschnitt, Holzschnitt, in der Holzkonstruktion, in den Elementen der Baukunst, im freien Handzeichnen, in der Schule der schönen Künste Unterricht im ästhetischen Theile der Baukunst ertheilt. — Aehnliche Kurse sind in mehreren Provinzialstädten eingerichtet, und namentlich wird in den Seehäfen über Hydrographie gelesen.[1] — Es soll aber die Benutzung dieser Hülfsmittel im Ganzen sehr gering, und auch ihr innerer Werth mehr Scheinwesen seyn.[2] Ersteres zunächst ist sehr begreiflich. Theils fehlt es an Vorbereitung, von welcher der Sinn für solche Bildungsmittel ebensowohl, wie die Fähigkeit zu ihrer Benützung wesentlich abhängt. Theils liegt die Wichtigkeit ihres Nutzens für den eigenen Vortheil nicht in hinreichend eindringlichen Beispielen vor. Namentlich mangelt es an einer äußerlichen Beziehung zu dem Lebensgang. Auch sind sie für Leute bestimmt, die meist aus den Jahren und der Uebung des Lernens durch Unterricht hinaus sind. Endlich ist es allerdings ein Erfahrungssatz, daß auf die Dauer von einem unentgeldlichen Unterrichte weder von Seiten der Lehrer, noch der Lernenden viel zu erwarten ist. Es mag ein Gelehrter, den es drängt, seine Ansichten vor einem Kreise wißbegieriger und bereits zur Fassung einiges selbstständigen Urtheils befähigten Zuhörer auszusprechen, dies mit Freuden auch ohne äußeren Lohn thun. Es

[1] Nebenius a. a. O.
[2] Hermann a. a. O.

wird auch von Zeit zu Zeit gemeinnützige Männer geben, die sich den faßlichen Vortrag bekannter technischer Lehrsätze, um der gehofften Früchte für das Gemeinwohl willen, zum Vergnügen machen. Oft und auf die Dauer ist auf letzteres nicht zu rechnen. Werden aber auch die Lehrer dafür bezahlt, daß sie unentgeldliche Vorträge halten, so lehrt doch die Erfahrung, daß das Volk im Durchschnitt einen Unterricht, der ihm umsonst gereicht wird, nicht so eifrig benutzt, als wenn es eine Ausgabe dafür hat, die es ablernen will.

Wichtiger ist es, daß man in dem Gesetz von 1833 die Einrichtung der höheren Bürgerschulen auf die Zwecke des Gewerbslebens mit berechnet habe. Es soll in jeder Stadt, die über 6000 Einwohner zählt, eine höhere Bürgerschule bestehen, deren Lehrplan wenigstens die Linearzeichnung, Meßkunst und andere Anwendungen der praktischen Geometrie, so wie die für das Leben nützlichen Kenntnisse aus Naturlehre und Naturgeschichte mit umfassen soll. Darüber später. Im Ganzen, sieht man, ist in Frankreich für die Herausbildung ausgezeichneter Techniker für den Staatsdienst, und allenfalls, jedoch bei Weitem nicht ausreichend, für Vorsteher größerer technischer Unternehmungen gesorgt worden. Den ganzen Gewerbsstand mit einer ihm gemäßen höheren Kenntniß und Bildung zu durchdringen, das ist nicht versucht worden, und schwer wird sich nachweisen lassen, wiefern die von den Franzosen, in Bezug auf gewisse Zweige der Technik, für die sie besonderen Sinn haben, gemachten Verbesserungen eben in ihrer natürlichen Applikabilität dafür, oder in den reicheren Bildungsmitteln ihren Grund haben.

In Großbritannien, von wo der erstaunlichste Aufschwung der Industrie erfolgt ist, ist am wenigsten für systematische Gewerbsbildung gethan worden. Indeß habe ich bereits bemerkt, daß die Mathematik dort an vielen Orten einen nicht unwesentlichen Theil des Volksunterrichts, wie des Privatstudiums ausmacht, und dies, verbunden mit den natürlichen Anlagen des Volks für Berechnung, mag Manchen befähigt haben, durch eigene Kraft Resultate zu finden, zu deren Aufsuchen ihn die glänzenden Beispiele, welche das Leben darbot, ermunterten. Den Britten begünstigt Manches dabei. Sein Charakter vereinigt die Kühnheit des Wagens mit der beharrlichen Verfolgung des einmal erfaßten Ziels. Er ist ebenso zum Versuchen, wie zum mühsamen Ausführen

geschickt. Er hat freien Raum und glänzende Zielpunkte. Aber, wie bemerkt, der Staat kommt wenig zu Hülfe. In den höhern Schulen und Universitäten werden allerdings die Haupttheile der reinen und angewandten Mathematik, die allgemeine Chemie und Physik gelehrt. Es gibt auch einige Privatanstalten für Civilbaukunst. Im Ganzen aber sind doch die meisten Gewerbtreibenden auf die Praxis verwiesen. Erst in neuerer Zeit ist die in England so eifrige gemeinnützige Privatkraft einigermaßen eingeschritten. Die 1754 von William Shipley gegründete **Society for the encouragement of arts, manufactures and commerce** sucht Erfinder zu belohnen, gibt Preisaufgaben für Verbesserungen und Erfindungen, und verbreitet das Nützliche durch eine permanente Ausstellung und durch ihre periodischen Schriften.[1] — Mehr noch gehört hieher die 1823 von Birkbeck, unter besonderer Mitwirkung Broughams gestiftete **London Mechanics institution for the promotion of useful knowledge among the working classes**, deren Zweck es ist, ihre Mitglieder in den Grundprincipien der Künste und Gewerbe, welche sie betreiben, zu unterrichten, und zugleich gemeinnützige Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften zu verbreiten. Zu diesem Zwecke dienen kleine Geldbeiträge der Mitglieder, Geschenke von Büchern, Instrumenten u. dgl., eine Bibliothek zum Nachschlagen, eine circulirende Bibliothek und ein Lesezimmer für periodische Schriften, Vorlesungen über allgemeine Naturwissenschaft und Naturgeschichte, Astronomie, Chemie, praktische Mechanik, Medicin, Literatur und Kunst, ein förmlicher Klassenunterricht für Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie und ihre Anwendung, insbesondere auf Perspektive, Architektur, Meßkunst, Mechanik, Chemie und allgemeine Kenntnisse verschiedener Art, ein Laboratorium und eine mechanische Werkstätte. Die öffentlichen Vorlesungen werden wöchentlich zweimal, in den Abendstunden, von verschiedenen Lehrern, welche größtentheils Mitglieder der Gesellschaft sind, gehalten, und haben keineswegs eine ausschließlich technische Richtung. Der Klassenunterricht wird gleichfalls nur in den Abendstunden gegeben, und ist nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts eingerichtet. Die Lehrer werden von der Gesellschaft erwählt. Das Institut ist für die

[1] Transactions of the society for etc. bis 1836 50 Bände.

Mitglieder der Gesellschaft und deren Söhne und Lehrlinge bestimmt, und gleichfalls nicht ausschließlich technisch. — Zuweilen sind auch in den bedeutendsten Fabrikstädten ambulirende Lehrer von technischen Wissenschaften aufgetreten, die bald in dieser, bald in jener Stadt, vor einem Publikum aus den gewerbtreibenden Ständen, eine Reihe von Vorlesungen über eine einzelne Disziplin hielten. Endlich bestehen einige Gesellschaften, die nur fortwährende Ausstellungen von Industrie-Erzeugnissen, Modellen u. dergl. unterhalten.[1] — Man sieht, es handelt sich bei dem Allen nur um eine fragmentarische Belehrung Solcher, die schon belehrt seyn sollten, um einiges nachholendes Ausfüllen der Lücken, welche der Unterricht gelassen hat.

In verschiedenen deutschen Staaten ist in neuerer Zeit Vieles für technische Bildung geschehen. Voran ging Oesterreich mit den 1806 und 1815 gegründeten polytechnischen Instituten zu Prag und Wien. Für das Institut zu Prag arbeitete schon 1801 der Ritter von Gerstner in Auftrag der böhmischen Stände einen Plan aus, dem man sich nach und nach angenähert hat, ohne daß er ganz verwirklicht wäre. 1805 wurde das ehemalige Noviziathaus der Jesuiten von den Ständen für die Anstalt angekauft, 1806 diese selbst errichtet.[2] Sie nimmt nur Zöglinge in dem Alter von 14 Jahren und darüber an, und ein dreijähriger Kursus gilt wenigstens als Regel. Als Vorbereitung verlangt man nur Fertigkeit im Schreiben und Auflösung einer Aufgabe der zusammengesetzten Verhältnisse. Die Lehrgegenstände sind im ersten Kursus reine Mathematik und Zeichnen; im zweiten Mechanik und Maschinenlehre und Zeichnen nach Maschinen, auch Entwürfe neuer Maschinen und Berechnungen; im dritten Civil-, Straßen- und Wasserbaukunst und Zeichnen nach Modellen und wirklichen Gebäuden. Außerdem können, nach Willkür der Schüler, auch Chemie, Physik und Mineralogie, sowie Land-

[1] Vergl. Kleinschrod, Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel. (Stuttgart und Tübingen 1836. 8.) S. 271 ff.

[2] Wie an so Vielem, so gebührt auch hieran ein Haupttheil des Verdienstes jenem erleuchteten Patrioten, dem Grafen Kaspar Sternberg, der in den Tagen selbst, wo ich dieses schreibe, der Erde durch einen zu frühen Tod entrissen wurde.

und Forstwissenschaft gehört werden. Die größere Zahl der Schüler geht in den Staatsdienst über, doch werden die Zöglinge auch von den Fabrikbesitzern gesucht und das Institut ist schon als böhmische Nationalsache in Böhmen populär. [1]

Das polytechnische Institut zu Wien zerfällt in drei Abtheilungen. 1) Die Realschule hat den doppelten Zweck: den Schülern die erforderlichen Vorkenntnisse zum Besuche der höhern Abtheilungen des Instituts und eine für das bürgerliche Leben zureichende allgemeine Bildung zu geben. Sie nimmt nur Jünglinge auf, die wenigstens das 13te Lebensjahr zurückgelegt haben. Ihre Lehrgegenstände sind in zwei Jahreskursen: Religion, Uebungen im Lesen und Schreiben, deutsche Sprachlehre, Anfangsgründe der Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, italienische und französische, und für Solche, die es wünschen, auch englische, böhmische und lateinische Sprache. 2) Die kommerzielle Abtheilung ertheilt in einem einjährigen Kursus Unterricht in kaufmännischem Geschäfts- und Korrespondenzstyl, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht, kaufmännische Arithmetik und Buchführung, Handelsgeographie, Handelsgeschichte und Waarenkunde. 3) Die eigentliche technische Anstalt lehrt in einem einjährigen Kursus: reine Mathematik, Physik und Zeichnen, gibt in gleicher Zeit einen chemischen Kursus in theoretischen und praktischen Vorträgen; in einem zweiten Jahre wird Mechanik und Maschinenlehre, Maschinenzeichnung und Technologie gelehrt. Ebenso ist der Kursus für Land- und Forstwirthschaft ein zweijähriger, und für Land- und Feldmeßkunst; ferner wird für Baukünstler Maschinenlehre, Zeichnen, praktische Geometrie und geometrisches Zeichnen im zweiten, und Baukunst, Handzeichnen, Technologie und Buchführung im dritten Jahre gelehrt. Die Zöglinge der kommerziellen Abtheilung können auch an Lehrfächern der beiden andern Theil nehmen. Es werden auch wohl speziellen Fächern besondere Vorträge und Uebungen gewidmet. An Lehrkräften, Sammlungen, Hülfsmitteln aller Art ist die Anstalt reich. [2] — Außerdem gibt es in Oesterreich

[1] Hermann, über polytechnische Institute im Allgemeinen, und über die Erweiterung der technischen Schule zu Nürnberg insbesondere. Nürnberg, 1826. 8.

[2] Vergl. Nebenius a. a. O. und die zuletzt erwähnte (frühere) Schrift von Hermann.

mehrfache, hier nicht näher zu erwähnende technische Bildungsanstalten für Specialzwecke, z. B. Bergwesen.

Das in Preußen 1822 besonders durch Beuth begründete königliche Gewerbeinstitut in Berlin hat den Zweck aufgestellt: ausgezeichneten jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich vollständige theoretische Kenntnisse für alle Zweige der Gewerbe zu verschaffen, und einige derselben praktisch auszuüben. Die Zahl der Schüler, die zwar nicht in der Anstalt wohnen, aber vom Staate durch Stipendien und freien Unterricht unterstützt werden, ist beschränkt. Jeder Regierungsbezirk sendet jährlich einen neu aufzunehmenden Stipendiaten in die Anstalt. Die Schüler der Provinzialgewerbsschulen haben, bei gleicher Qualification, ein Vorzugsrecht. Uebrigens fordert man bei der Aufnahme, die nicht vor dem Alter von 14 Jahren erfolgt, an Kenntnissen nur: gute Handschrift, die Fähigkeit, sich im Deutschen gewandt und richtig auszudrücken und Kenntniß des Rechnens bis zu den vier Species; von Bauhandwerkern noch außerdem, daß sie ihr Gewerbe bereits praktisch gelernt haben. Die Anstalt hat zwei Klassen und fünf halbjährliche Kurse. In der unteren (zweiten) Klasse wird im Kurse eines Jahres Arithmetik, Geometrie, Physik in Beziehung auf Mechanik, Chemie in Beziehung auf Technik und Zeichnen gelehrt. Aus dieser Klasse treten die Schüler entweder ins Leben zurück oder erhalten die Erlaubniß, sich in der Werkstatt oder im Laboratorium der Anstalt in praktischen Arbeiten für ihr Fach auszubilden, oder auch, bei vorzüglicher Reife, in die höhere (erste) Klasse aufzurücken. In dieser werden die höheren Theile der Mathematik, es werden Naturwissenschaften aller Art, Waarenkunde, Maschinenlehre, freies Handzeicheen, architektonisches und Maschinenzeichnen, Konstruktionslehre, Modelliren, Arbeiten in Metall, Schmieden, Feilen, Drehen, Formen, Gießen, Ciseliren u. s. w. gelehrt. Mechaniker und Chemiker machen noch einen sechsten halbjährigen Kursus, in welchem Erstere Vorlesungen über Analysis und über höhere Maschinenlehre hören, und in der mechanischen Werkstätte, Leztere im chemischen Laboratorium geübt werden. — Außerdem bestehen in den Hauptorten der einzelnen Regierungsbezirke und in einigen andern größeren Städten Lehranstalten für künftige Handwerker, in denen Schüler vom zwölften Jahre an im Rechnen, in Geometrie, Mechanik und Chemie, im

Zeichnen und Modelliren während eines dreijährigen Kursus Unterricht erhalten. [1]

Im Königreich Bayern waren schon früher polytechnische Anstalten begründet, aber wieder aufgehoben worden. Hermann[2] gibt als Gründe dieser Aufhebung an: daß sie in eine Zeit gefallen seyen, wo das Bedürfniß weniger gefühlt worden, weil die Gewerbe ihre eigene Wichtigkeit noch nicht einsahen; daß sie zu wenig als Schule eingerichtet gewesen seyen, zugleich auf bestimmte Universitätsstudien vorbereitet haben, folglich von den Meisten als minder beschwerliche Gymnasien, ohne Rücksicht auf die Gewerbe, benutzt worden seyen; daß sie zu wenig Rücksicht auf das künftige Gewerbe genommen und zu zahlreich gewesen seyen, um ohne übermäßigen Aufwand die nöthigen Sammlungen erhalten zu können. — In Nürnberg, als dem Hauptsitze der bayerischen Industrie, erhielt sich jedoch Sinn für Gewerbsbildung, und eine höhere Bürgerschule hatte Charakter und Namen einer Realschule. Es wurde Unterricht in Religion, Lateinisch, Deutsch, Rechnen, Geometrie, Geographie, Naturkunde, Physik, Gewerbkunde, Landesverfassung, Geschichte, Französisch, Zeichnen, Schönschreiben, Singen, Kinderlehre ertheilt. Sehr richtig bemerkt Hermann: [3] „Liest man das Verzeichniß der Lehrgegenstände von oben herab, so scheint es Anfangs, als arbeite man auf gelehrte Bildung los; liest man es von unten herauf, so scheint man Geschäftsbildung zu beabsichtigen. Was soll nun der Schüler werden? Wohl nichts anders als Alles, wie es scheint." — „Ohne den wirklichen Stand dieser Schule zu kennen, werden alle erfahrenen Schulmänner mit mir behaupten, daß, wenn der Schüler nun all dieß lerne, er doch zuletzt nichts wisse; wenn er all dies treibe, er doch zuletzt nichts könne. Welcher Erwachsene hielte die Zerstreuung der Geisteskraft aus, allwöchentlich vierzehn verschiedene Gegenstände zu bearbeiten?" — „Geht aber hieraus hervor, daß solche Realschulen für das praktische Leben keinen Nutzen haben, als welches Sammlung der Thätigkeit und anhaltenden Fleiß fordert, worin der Schüler hier nicht

[1] Nebenius und Hermann a. d. a. O.

[2] In der Schrift von 1826, S. 51 ff.

[3] A. a. O. S. 78 ff.

geübt werden kann: so läßt sich auf der andern Seite behaupten, daß sie des innern, tiefern Zusammenhanges entbehren, und somit auch für höhere Interessen ohne Werth seyen." — „Indem man dem Schüler Alles einlehrt, wovon man glaubt, daß es ihm irgend einmal in irgend einem Berufe vorkommen könne, indem man durch Unterrichtsstunden die Zeit desselben so beschränkt, daß es ihm unmöglich wird, in sich zu verarbeiten, was er hört, und innerlich zu gedeihen, zeigt man aufs deutlichste, daß man den Menschen nicht als ein Wesen betrachtet, in welchem die Kraft der Natur eigenthätig waltet, und dem die Hauptstärke der Hilfe von innen heraus kommen muß, sondern recht unglaubig als eine leere Tafel, die desto voller ist, je mehr man darauf geschrieben, als einen Sack, der viel enthält, hat man viel in ihn gesteckt."

Daneben bestand seit 1825 eine ziemlich zweckmäßige, aber allerdings zu einfache technische Schule. Da erschien die Verordnung vom 23. Febr. 1833. Hiernach soll in jedem Kreise eine vollständige Gewerbsschule bestehen, die in drei Kursen oder Klassen, in der untern: Arithmetik bis mit der Bruchrechnung, Planimetrie, Zeichnen von einfachen geometrischen Formen bis zu der Linearzeichnung einfacher Grundrisse von Maschinen, Naturgeschichte, Encyklopädie der Gewerbe; in der mittlern: Anwendung der Arithmetik auf Handels- und Geschäftsrechnungen, Stereometrie, architektonisches und Freihandzeichnen, Naturlehre, Naturgeschichte, Encyklopädie der Gewerbe; in der oberen: Arithmetik und Algebra, darstellende Geometrie, Zeichnen, Vorbegriffe der Chemie mit technischen Andeutungen, Encyklopädie der Gewerbe, Buchhaltung lehrt; wozu noch, wenn die Mittel es verstatten, Unterricht im Modelliren, Bossiren und in den Anfangsgründen der Maschinenlehre kommen; sowie überall Uebungen in den Sprachen, Geographie und Geschichte gewährt werden, und auch ein besonderer Lehrer die speziellen Theile der Landwirthschaftslehre vorträgt. Der Plan ist darauf berechnet, daß die Anstalten zugleich dem Bedürfniß von Handwerkslehrlingen und von Solchen dienen sollen, welche sich für höhere Studien bestimmen. — Für den höheren Gewerbsunterricht bestehen zu München, Nürnberg und Augsburg polytechnische Schulen, deren Unterricht drei Jahreskurse umfaßt, und im ersten Kurs höhere Zeichnungskunde, reine Mathematik,

darſtellende Geometrie, Experimentalphyſik und Civilbaukunde; im zweiten: Zeichnen, Mechanik, techniſche Chemie, Boſſiren und Modelliren; im dritten: Zeichnen, Mechanik und Maſchinenlehre, darſtellende Geometrie, Geſchichte der deutſchen Gewerbe, Boſſiren und Modelliren darbietet. Inwiefern an dem urſprünglichen Plane ſich bei der Ausführung nach und nach Manches geändert hat, iſt mir unbekannt; wohl aber iſt über ſpärliche Benutzung der Anſtalten geklagt worden. Dagegen hat man allerdings bemerken können, daß die großartigen Verdienſte König Ludwigs um das Kunſtleben nicht ohne vortheilhafte Nachwirkung auf den Geſchmack in den bayeriſchen Induſtrie-Erzeugniſſen geblieben ſind.

Im Königreich Sachſen hatten lange Zeit die muſterhaften Anſtalten der Bergakademie zu Freiberg und der Forſtakademie zu Tharand ſehr ruhmvoll und ſegensreich gewirkt, ohne jedoch im Inland ihren Einfluß weſentlich über das Berg- und Forſtweſen auszudehnen. 1828 ward zu Dresden eine techniſche Bildungsanſtalt geſtiftet. Sie hat einen ähnlichen Zweck, wie die Inſtitute zu Chalons, Prag, Berlin, und wendet beſonderen Eifer auf die in ihren Werkſtätten ertheilten praktiſchen Unterweiſungen, während in ihren Hörſälen die Lehren der für die hier zu bildenden Künſtler und Handwerker wichtigen allgemeinen Wiſſenſchaften und Künſte vorgetragen werden. Es wird Mathematik, Phyſik, Chemie, Waſſer- und Straßenbaukunſt, in welcher Hinſicht eine beſondere Bauſchule zur Zeit noch in Verbindung mit der Akademie der bildenden Künſte in Dresden beſteht, aber von ihr getrennt werden ſollte, vielleicht ſchon iſt, Buchhalterei, Zeichnen, Maſchinenzeichnen, Situations- und Chartenzeichnen, Graviren, Kupferſtechen, Vermeſſen gelehrt, auch Gelegenheit zum Unterricht in der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache gegeben Nach den von dem Landtage von 1837 bewilligten Anträgen der Regierung, ſollen drei beſondere Baugewerbsſchulen zu Dresden, Leipzig und Chemnitz errichtet werden. — In Leipzig wurde 1831 eine vortrefflich eingerichtete und geleitete Handelsſchule durch den Gemeinſinn des Leipziger Handelsſtandes begründet, und iſt auch von der Regierung mit einem Zuſchuß bedacht worden. Das Nähere über ſie gehört nicht hieher, da ſie mehr das Merkantiliſche als das Techniſche ins Auge faßt, wiewohl ausreichend dafür geſorgt iſt, daß diejenigen techniſchen Kenntniſſe gewährt

werden, die auch dem Kaufmann wichtig ſind.[1] Aus ähnlichen Gründen gedenke ich der landwirthſchaftlichen Lehranſtalt zu Tharand nicht ſpecieller. In neuerer Zeit ſind mittlere Gewerbsſchulen in Zwickau, Chemnitz und Plauen begründet, und mit den dortigen, aus dem Geſichtspunkte der Realſchulen erfaßten höheren Bürgerſchulen in Verbindung geſetzt worden. Man klagt aber über eine zu ſpärliche Benutzung dieſer letzteren Anſtalten. Schon ſeit einer Reihe von Jahren, aber in der neuern Zeit mit ſehr verſtärktem Eifer und unter vielfacher Anregung und Unterſtützung von Seiten der Regierung, beſtehen Sonntagsſchulen, durch uneigennützigen Gemeinſinn begründet und erhalten, die der mangelhaften Bildung wißbegieriger Handwerkslehrlinge nachhelfen ſollen, freilich nur zu oft erſt nachholen müſſen, was die Volksſchule längſt geleiſtet haben ſollte. Mehr die Rückſicht der Mildthätigkeit und Armenpflege beförderte, beſonders in den ärmeren Gegenden Sachſens, die Einführnng einer Art Induſtrieſchulen, die mit dem Unterrichte den Zweck verbinden, der Jugend einen kleinen Verdienſt zu verſchaffen, und ſie zu einer als Nebenbeſchäftigung nützlichen Arbeit anzulernen.

In Würtemberg, in welchem für landwirthſchaftliche Bildung ſchon ſeit längerer Zeit durch die ausgezeichneten Inſtitute zu Hohenheim ſo Großes geleiſtet wurde, hatte man ſchon ſeit 1829 in den höheren Klaſſen der Realanſtalt und in den unteren Klaſſen der Kunſtſchule zu Stuttgart einen beſonderen Unterricht für Gewerbeſchüler vermittelt. Daraus entwickelte man 1832 die ſelbſtſtändige und ſehr erweiterte Gewerbeſchule. Sie nimmt ihre Jünglinge im Alter von 14 Jahren an, fordert aber als nothwendige Vorkenntniſſe: deutſche Sprache, niedere Arithmetik, ebene Geometrie und einen Anfang im Freihandzeichnen. Der Kurs iſt dreijährig. Die Lehrgegenſtände ſind im erſten Kurs, den in der Regel alle eintretenden Schüler mitmachen: ebene Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie und Algebra, Religion, deutſche, franzöſiſche und engliſche Sprache, Geſchichte, Geographie, Schreiben, geometriſches, Freihand- und Architekturzeichnen und Modelliren; im

[1] Vergl. den von mir verfaßten Artikel: „Handelsſchulen", in dem von Schiebe herausgegebenen Univerſal-Lexikon der Handelswiſſenſchaften. B. 2. S. 50.

zweiten Kurs, von wo an jedem Schüler, nach Verschiedenheit des gewählten Berufs, die Lehrfächer bezeichnet werden, denen er sich zu widmen hat: Analysis, Physik, allgemeine Chemie, Technik und Maschinenkunde, beschreibende Geometrie, Religion, die genannten Sprachen, deutscher Geschäftsstyl, Zeichnen, Maschinenzeichnen und Modelliren; im dritten Kurs: analytische Geometrie, praktische Geometrie, Mineralogie und Geognosie, Botanik und Zoologie, technische Chemie, Baukunst, Feuerungskunst, Technologie und Geschichte der technischen Erfindungen, Kunstgeschichte und Mythologie, Buchhalten und Geschäftsstyl, Religion, die genannten Sprachen, Zeichnen und Modelliren. Daneben besteht eine Sonntagsgewerbsschule für Lehrlinge und Gesellen, welche, in fünf Abtheilungen, theils das in der Volksschule Versäumte nachholt, theils das Rechnen weiter fördert, Zeichnen, Modelliren, Geometrie und die Anfangsgründe der Mechanik lehrt.[1]

Die 1831 gestiftete höhere Gewerbsschule zu Hannover hat die Bildung tüchtiger Handwerker, mechanischer Künstler und tüchtiger Fabrikanten als ihren Zweck bezeichnet. Ihr Unterricht nimmt Rücksicht auf die Anwendungen, die für den Betrieb der Landwirthschaft von Bedeutung sind; sie soll zur vollständigen Ausbildung in allen Zweigen der Baukunst Gelegenheit geben, dem künftigen Forstmann, dem Geometer, dem Pharmaceuten und dem Kaufmann geeignete Belehrung darbieten und Allen, welche keinen technischen Beruf wählen, zur Erwerbung einer allgemeinen höhern Bildung dienen. Sie hat einen zweijährigen Kurs für Handwerker im Allgemeinen, einen dreijährigen, verschieden bemessenen für mechanische Künstler und Chemiker, einen vierjährigen für Architekten. Ihre Lehrgegenstände sind reine und angewandte Mathematik, praktische Geometrie, sämmtliche Zweige der Civil-, Land- und Wasserbaukunst, Maschinenlehre, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Freihand-, geometrisches, architektonisches und Maschinenzeichnen, Modelliren und Buchhalten. Sie besitzt eine mechanische Werkstätte zur Anfertigung des Bedarfs der Modellsammlung und zur Anleitung der Schüler in praktisch-mechanischen Arbeiten.[2]

---

[1] Nebenius a. a. O.
[2] Nebenius a. a. O.

Im Großherzogthum Baden war ſchon 1825 zu Karlsruhe eine polytechniſche Lehranſtalt gegründet worden, die eine Vorbereitungsſchule, zwei mathematiſche Klaſſen und eine Gewerbeklaſſe mit einer kommerziellen und einer techniſchen Abtheilung, ſodann eine niedere Baufachſchule und eine Schule für Straßen- und Waſſerbau in ſich vereinigte. 1832 erhielt ſie eine große Umgeſtaltung und Erweiterung. Als Zweck derſelben wird angegeben: das Bedürfniß einer wiſſenſchaftlichen Bildung für den höheren Gewerbsſtand zu befriedigen, auf die techniſchen Fächer des Staatsdienſtes vorzubereiten, als Pflanzſchule tüchtiger Lehrer für die niederen Gewerbsſchulen zu dienen, und zugleich eine den künftigen Lebensverhältniſſen der Zöglinge angemeſſene höhere allgemeine Bildung zu vermitteln. Die Baſis des Unterrichts ſollen die Naturwiſſenſchaften, die Mathematik und die zeichnenden Künſte bilden. Sie hat eine Vorbereitungsanſtalt in der ſogenannten Realſchule für Solche, welche die erforderlichen Kenntniſſe zum Beſuch der polytechniſchen Schule nicht anderweit erlangt haben. Dieſe Realſchule nimmt ihre Schüler nach dem vollendeten 13ten Lebensjahre auf, fordert einige Kenntniß der Grammatik, einige Fertigkeit im ſchriftlichen Ausdruck und im Diktirtſchreiben der deutſchen, und die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache, und lehrt in der unteren (erſten) Klaſſe: Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, Arithmetik, Anfangsgründe der Geometrie und freie Handzeichnung; in der oberen (zweiten) Klaſſe: Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, Arithmetik, Geometrie, populäre Mechanik, einige Sätze aus der Naturlehre, Weltgeſchichte, das Mineral- und Pflanzenreich aus der Naturgeſchichte, freie Handzeichnung, gebundenes Zeichnen, Kalligraphie. In die polytechniſche Schule treten die Zöglinge erſt mit zurückgelegten 15ten Jahre ein, und man verlangt als Vorkenntniſſe: die gemeine Arithmetik mit Rechenfertigkeit, die Lehre von der Congruenz und Aehnlichkeit der Dreiecke mit Beweisführung, die Grundbegriffe der Stereometrie, einige Uebungen im Gebrauche des Zirkels, des Lineals und der Reißfeder. Nun bilden die Grundlage der Anſtalt die beiden mathematiſchen Klaſſen. Die untere (erſte) lehrt in einjährigem Kurſe Arithmetik, Algebra, Geometrie und ebene Trigonometrie, geometriſches Zeichnen, freies Handzeichnen, Franzöſiſch, Weltgeſchichte, allgemeine Naturgeſchichte.

Die obere (zweite) Klasse, welche ein Alter von 16 Jahren und die in der ersten zu erwerbenden Kenntnisse bedingt, lehrt in einem Jahre: Analysis und höhere Gleichungen, Trigonometrie, Curvenlehre, darstellende und praktische Geometrie, Elementarstatik, Physik, deutsche und französische Sprache, Weltgeschichte, Modelliren. Diese beiden Klassen genügen Einigen; für Andere bilden sie die Vorbereitung auf das höhere und das Fachstudium. Es sind nur verschiedene, für getrennte Zwecke bestimmte Abtheilungen in der Anstalt vereinigt, deren Zöglinge jedoch zum Theil einen kombinirten Lehrplan befolgen, d. h. an einzelnen Vorträgen anderer Abtheilungen, als denen sie hauptsächlich angehören, Theil nehmen können. Die Ingenieurschule lehrt in dreijährigem Kurse — wo also, wenn die beiden mathematischen Klassen durchgemacht wurden, ein fünfjähriger herauskommt — im ersten Jahre analytische Geometrie, sphärische Trigonometrie, Funktionenlehre, Differential- und Integralrechnung, Elementarmechanik und Hydraulik, darstellende und praktische Geometrie, allgemeine technische Chemie, Modelliren; im zweiten: Differential- und Integralrechnung, höhere Mechanik, praktische Geometrie, Mineralogie und Geognosie, Straßen-, Wasser- und Brückenbau, Architektur, Maschinenkunde und Maschinenbau, Technologie, Arbeiten in den Zeichnensälen und Werkstätten; im dritten: Wasser- und Straßenbau, höhere Geodäsie, Maschinenkunde und Maschinenbau, Encyklopädie des Industriemaschinenwesens, Arbeiten in den Sälen und Werkstätten. — Die Bauschule ist nicht auf die beiden mathematischen Klassen basirt, hat aber dafür einen fünfjährigen Kursus. — In die Forstschule kann man erst nach erreichtem 17ten Lebensjahre eintreten. Sie hat einen zweijährigen Kurs. — Uns interessirt spezieller die höhere Gewerbsschule. Diese nimmt Zöglinge auf, welche sich einem Gewerbe- oder Fabrikationszweige widmen, zu dessen Ausbildung hauptsächlich naturwissenschaftliche und insbesondere technisch-chemische Kenntnisse erfordert werden. Der künftige Beruf des Zöglings soll entscheiden, ob er die Kenntnisse, welche in der untern, oder diejenigen, welche in der oberen mathematischen Klasse gelehrt werden, besitzen muß und welchen Lehrplan er befolgen soll. Der Kursus ist in der Regel ein zweijähriger. Im ersten Jahre wird allgemeine technische Chemie, im zweiten Halbjahr mit Arbeiten im Laboratorium verbunden,

Elementarstatik, darstellende und praktische Chemie, Geschichte, Französisch, Buchhaltung und Handelslehre, Kalligraphie und freie Handzeichnung gelehrt und in den Werkstätten gearbeitet; im zweiten hört man: specielle technische Chemie, Elementarmechanik, Maschinenkunde und Maschinenbau, Mineralogie und Geognosie, Civil-, Wasser- und Straßenbau, Technologie, physische Geographie, Ethik, Aesthetik und arbeitet in Werkstätten und Laboratorium. Zöglinge, die noch im dritten Jahr bleiben, benutzen noch einen zweiten Kurs über Maschinenkunde und Maschinenbau und besuchen die Vorlesungen über Encyklopädie des Industriemaschinenwesens. — Auch eine Handelsschule ist dabei, welche, je nach der Vorbildung, in einem einjährigen oder zweijährigen Kurs ihre Schüler bildet.[1]

In Braunschweig hat 1835 das Karolinum, mit dem schon oft experimentirt worden ist, eine Umgestaltung erfahren, die eine Vereinigung humanistischer und technischer Bildungsanstalten vermittelt; wo jeder Zögling eine specielle Berufsbildung finden und doch auch Gelegenheit haben soll, Allgemeines zu benutzen. Die humanistische, technische und commercielle Abtheilung sind getrennt, aber ihre Lehrer und Vorträge greifen in einander ein.

Ich habe es unterlassen, diese einzelnen deutschen Anstalten, deren Einrichtungen ich hier in allgemeinen Umrissen gezeichnet habe, nach ihrem Plane einzeln zu beurtheilen; wiewohl sich manche sehr nützliche Betrachtung daran anknüpfen ließe, welchen Einfluß da und dort die Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Lehrgegenstandes, die Stufenfolge, die Combination der Vorträge haben müsse. Indeß theils ist in diesen Dingen gewiß Manches — und mit Recht — von Persönlichkeiten und Oertlichkeiten, von den Lehrkräften und Lehrmitteln, über die man gerade gebieten konnte, den Bedürfnissen, die man vorzugsweise zu befriedigen hatte, abhängig gemacht worden; theils gebricht mir die specielle Vertrautheit mit den meisten technischen Wissenschaften zu sehr, als daß ich mir hierin ein begründetes Urtheil zutrauen könnte. Und soviel ließ sich ermessen, daß der Gesammtcharakter dieser deutschen Einrichtungen ein sehr verwandter ist.

---

[1] Nebenius a. a. O.

Man hat aus den guten Früchten, welche die älteren speciellen technischen Anstalten für die betreffenden Verwaltungszweige trugen, den sehr richtigen Schluß gezogen, daß ähnliche Anstalten, für das allgemeinere Bedürfniß solcher Gewerbszweige berechnet, deren Vorstehern und höheren Arbeitern die Kenntniß bestimmter technischer Wissenschaften immer unentbehrlicher wird, und wo man sich seither auf die zufällige Erwerbung von Männern verlassen mußte, die durch eigene Kraft, oder im Auslande gebildet waren, überaus nützlich wirken müßten. Die Fabriken, die sich unter dem unnatürlichen Schutze des Continentalsystems gebildet hatten, und die man nicht untergehen lassen konnte, da bereits das Geschick von Tausenden auf sie gestellt war, waren doch der vom technischen Genie beflügelten Concurrenz von England namentlich und dessen Filiale Belgien [1] und von Amerika gegenüber, nicht ohne Anwendung gleichen technischen Wissens zu erhalten, und das Capital davon war sehr spärlich verstreut. Die Staaten ferner waren durch manche Umstände veranlaßt, größere Anstrengungen auf Straßen- und Wasserbau zu verwenden, und fühlten stärker als sonst das Bedürfniß tüchtiger Techniker in diesen Fächern. Man errichtete deßhalb an einzelnen Hauptorten Anstalten, auf denen tüchtige praktische Techniker durch Belehrung über die wichtigsten Resultate der technischen Wissenschaften und durch Anschauung und Uebung in den vervollkommneten Leistungen gebildet werden sollten. — Man fühlte sogleich den Mangel an einer geeigneten Vorbereitung für den Unterricht, wie er wenigstens in mehreren dieser Anstalten gegeben wurde, und begründete deßhalb vorbereitende Anstalten, die man theils in Beziehung zu den Hauptanstalten setzte, theils selbstständig bestehen ließ. Im letzteren Falle verband man den Zweck damit, daß sie auch einem etwas niedererem Bedürfniß genügen sollten, dessen Vorhandenseyn man anerkannte. Vielen Gewerbtreibenden, die von den höheren Disciplinen, in dem Umfange besonders, wie sie in den polytechnischen Schulen geboten werden, schwerlich einen Gebrauch zu machen

[1] Die belgische Industrie ist eine Tochter Englands. Das technische Genie und das Capital der Britten hat sich einen Platz ausgesucht, wo auch noch der in England mangelnde Vortheil wohlfeilen Arbeitslohns zu Statten kommt.

erwarten durften, und deren Zeit und Lebensverhältniſſe ihnen ohnehin den Beſuch jener Anſtalten verboten, würden gleichwohl gewiſſe, dort ebenfalls zu erwerbende Fertigkeiten ſehr nützlich ſeyn; ſie können Einzelnes ſehr wohl gebrauchen, und ſie werden jede Arbeit tüchtiger verrichten, wenn ſie die Gründe der Operationen verſtehen. — Hier und da ſetzte man die bereits für einzelne Zweige der Staatsverwaltung beſtehenden Bildungsanſtalten mit den neubegründeten in Bezug, was man anderwärts unterließ, um jenen Anſtalten ihr eigenthümliches, durch Oertlichkeiten bedingtes Leben zu ſichern. Zuweilen richtete man aber auch die neue Anſtalt ſo ein, daß ſie zugleich jenen noch nicht hinlänglich befriedigten Bedürfniſſen genügen konnte. Darnach modifizirten ſich die Pläne vielfältig. — Endlich kam man den ſchreienden Lücken der Bildung der Gewerbtreibenden durch patriotiſche Sonntagsſchulen zu Hilfe.

Keine Frage, daß durch das Alles Vieles genützt worden iſt. Es werden tüchtige Beamte der Staatsverwaltung und tüchtige Techniker für den Dienſt des Publikums in ſeinen Bauunternehmungen und als Vorſteher von Fabriken, chemiſchen und mechaniſchen Gewerbszweigen u. ſ. w. daraus hervorgehen, und ſind es zum Theil ſchon. Auch die durch die Sonntagsſchulen verbreiteten Saaten nützlicher Kenntniß werden bei Manchen nicht ohne Segen wuchern.

In letzterer Hinſicht jedoch mag zuerſt bemerkt werden, daß ſich manche Bedenken und Zweifel dabei ergeben, die ums Himmels Willen nicht als Abmahnungen von dieſen gemeinnützigen Unternehmungen betrachtet werden, die aber doch dazu beitragen ſollen, daß man nicht theils zuviel von ihnen erwartet, theils unterließe, das ſelbſt zu verſuchen, wofür ſie als Aushülfe dienen ſollen. Es wird bei ihnen viel auf den guten Willen aller Theile gerechnet. Das iſt kein ſichrer Verlaß. Die Mehrzahl hat, wenn ſie ſechs Tage lang gearbeitet, am ſiebenten mehr Luſt zu ruhen und zu genießen, als zu arbeiten und zu lernen. Von Lehrern, die die Ruhe des Sonntags opfern, ohne dafür bezahlt zu werden, oder auch bloß um ſich in Gunſt bei einflußreichen Beförderern des Unternehmens zu ſetzen, ſind auf die Dauer und beſonders für die Nachfolge nicht zu große Anſtrengungen zu erwarten. Mehr ließe ſich hoffen, wenn die Lehrer bezahlt und die Schulen

während der Arbeitstage, die Arbeit für ein paar Stunden unterbrechend, gehalten würden. Das wären aber große Opfer für eine Sache, wo die Volksschule zu viel gelegenerer Zeit und mit viel geringerem Aufwande die Opfer ganz hätte ersparen können. Ja selbst die Benutzung der bestehenden Sonntagsschulen würde viel eifriger und erfolgreicher seyn, wenn die jungen Leute den Sinn und die Fähigkeit dafür schon aus der Volksschule mitgebracht hätten. Jedenfalls verrückt die Sache — die nur ein Nothbehelf war — die Zeiten.

Derselbe Mangel einer weckenden und befähigenden Vorbereitung erklärt auch die spärliche Benutzung der höheren Anstalten, über welche überall da geklagt wird, wo sie in der Zahl und Ausdehnung errichtet wurden, die erforderlich sind, wenn diese Anstalten auf die allgemeine Gewerbsbildung influiren sollen. Die Anzahl derjenigen, die sich auf dem Wege des Unterrichts zu gewerblichen Vorstehern bilden wollen und können, ist verhältnißmäßig gering und wird dadurch noch geringer gehalten, daß die unteren allgemeinen Bildungsanstalten nicht zu diesem Lebensgang anleiten. — Auf die Bildung des Handwerkerstandes konnten jene Anstalten ohnehin nicht berechnet werden. Das hat schon Hermann trefflich gezeigt.[1] „Die nothwendige Form jeder Schule," sagt er, „widerspricht der Art und Weise des Handwerks geradezu. Der Handwerker lebt und arbeitet im Einzelnen; ihm ist es um Vorschriften für einzelne Fälle, um Handgriffe, um Rezepte, um Muster zu thun, die auf sein Gewerb, ja sogar auf die mehr oder weniger beschränkte Art Bezug haben, wie er dieses betreibt. — Ein Unterricht für Handwerker müßte im Stande seyn, zugleich bei der Allgemeinheit ein spezieller für jedes einzelne Gewerb zu seyn, es müßte jeder in demselben dasjenige hören, was ihm zu wissen nöthig ist." — „Kommt nun noch dazu, daß der Zusammenhang eines Lehrgegenstandes mit dem Gewerb nur ein mittelbarer ist, wie bei der Mathematik, so mag sich Niemand wundern, wenn ein solcher keine Theilnahme findet. Dem mäßigen Talent, das sich einmal auf ein bestimmtes Handwerk beschränkt hat, scheint der Betrieb allgemeiner Wissenschaften meist unnöthig, und wenn es ja nachahmend, oder äußerlich veranlaßt, neben seinem

[1] In der Schrift von 1826, S. 160 ff.

Geſchäft dergleichen zu treiben ſucht, ſo ermattet es gewöhnlich bald wieder, wenn es einmal gefunden, daß zum Studium gar noch größere Anſtrengung erfordert wird, als es bereits für das Handwerk bedarf. Das Unbedeutende, was alſo in ſolchen Schulen gelernt werden kann, bleibt, weil es ohne Luſt aufgenommen worden, und dem Leben ſelbſt zu fern ſteht, ohne Frucht, und vergißt ſich bald wieder. Hieraus ergibt ſich alſo, daß der allgemeine Unterricht vor dem Geſchäft beendigt ſeyn muß. Wenn ja die Mangelhaftigkeit der Vorbildung Nachhülfe nöthig macht, ſo muß ſie unmittelbar an das Geſchäft ſich anſchließen. Erklärender Unterricht kann alſo nur Genoſſen deſſelben Gewerbs ertheilt werden. Außer dieſem iſt bloß im Zeichnen eine Vereinigung der Schüler aus verſchiedenen Gewerben möglich, da nur hier jene beſondere Berückſichtigung des Einzelnen ſtattfinden kann. Wenn alſo höchſt nöthig iſt, daß eine Anſtalt beſtehe, in welcher der Handwerker Muſter der ſchönſten Fabrikate, der beſten Werkzeuge vorfindet, und ſich über die Verfertigung der erſtern, über den Gebrauch der letzteren Rath erholen kann, ſo iſt ſie doch in der Form einer Schule unausführbar." — Hermann meint alſo ſehr richtig: für Handwerker, im Gegenſatz zu Fabrikvorſtehern u. dergl. muß der ſyſtematiſche Unterricht vor dem Eintritt ins Geſchäft beendigt ſeyn. Nun ſind aber dieſe Leute durch ihre Verhältniſſe genöthigt, vor der Zeit ins Geſchäft zu treten, wo ihr Geiſt befähigt ſeyn kann, dem Unterricht einer höheren Gewerbsſchule zu folgen.

Sind auf dieſe Weiſe die vorhandenen[1] Anſtalten verhindert, einen weiteren Einfluß auf die nationale Gewerbsbildung zu äußern, als durch das Beiſpiel und die Werke der verhältnißmäßig Wenigen, die ihren Unterricht benutzen konnten, ſo können ſie noch weniger unter dieſen Umſtänden als eine vollſtändige Erhörung jener Forderung eines großen Theiles der Nation gelten: daß ihm eine allgemeine Bildung gewährt werde, die zugleich ebenſo, wie die der künftigen Gelehrten, in ſpeciellem Bezug zu ſeinem Lebensberuf ſtehe. Dem Ankampf gegen die Gelehrtenſchulen und die Baſis ihrer Bildung machen ſie kein Ende.

---

[1] Ungefähr ſo, wie ſie ſind, werden ſie empfohlen in der Schrift: Mönnich, pädagogiſche Blätter. 2 Hefte. Nürnberg. 1832—34, 8.

In Vorschlag gebracht und theoretisch ausgeführt ist aber allerdings ein Plan worden,[1] der ebensowohl der letzteren Hauptaufgabe, als den Zwecken, für welche die bestehenden Anstalten wirken, zu genügen verspricht und dessen Ausführbarkeit mir klar ist, wenn ich auch seine baldige Ausführung nicht erwarte.

Dabei ist zuvörderst an das zu erinnern, was oben von der Hauptaufgabe des Jugendunterrichts gesagt wurde, daß sie in Bildung und Entwickelung des Geistes bestehen, und daß ein dazu besonders geeigneter Wissenskreis die Basis des Unterrichts bilden müsse. Natürlich, daß es ein großer Vortheil für die Zöglinge ist, wenn der Wissenskreis, an dem ihr Geist sich üben soll, zugleich in Bezug zu den Kenntnissen und Fertigkeiten steht, die sie im Leben brauchen. Darin waren die Gelehrten im Vortheil. Die Andern, deren Schulen das System der Gelehrtenbildung beherrschte, ohne daß sie von dem Erlernten einen Gebrauch zu machen erwarten konnten, brachten zwar ihre Zeit damit keineswegs nutzlos hin, denn sie wurden gescheidter dadurch und fähiger für Bildung und Leben. Aber sie konnten sich beklagen, wenn sie darüber eine andere Bildungsweise versäumten, die ihren Geist entwickelt und zugleich mit für sie brauchbaren Kenntnissen bereichert hätte. Auch schreckte das scheinbar Nutzlose jener Unterrichtsgegenstände Viele ganz von aller höheren Vorbildung ab. Zum Glück gibt es mehrere Grundlehren, die einen vorzüglichen bildenden Einfluß äußern und dabei, die eine zu dieser, die andere zu jener Hauptrichtung der menschlichen Thätigkeit in unmittelbarer Beziehung stehen; wobei noch jede gerade die Richtung des Geistes vorzugsweise fördert, die dem besondern Berufe, dem sie zur sichersten Grundlage dient, am entsprechendsten ist.

Nicht immer der spezielle Beruf, aber wohl die Hauptklasse des Berufs läßt sich bei der großen Mehrzahl der Jugend mit Sicherheit voraussagen. Uebrigens macht die Vorbereitung, die für die eine Richtung die geeignetste ist, noch nicht unbrauchbar

---

[1] Vergl. Ohlert, die Schule. Königsberg 1826; 8. — Wohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates (Tübingen 1832, 2. Bd. 8.) Bd. 1, S. 431 ff.; meine Schrift: der Staat und die Industrie (Leipzig, 1834, 8.) S. 179 ff.; mein „Handbuch der Staatswirthschaftslehre", (Leipzig, 1835, 8.) S. 85 ff.

für die andere. Die politiſche Gleichheit aber beſteht bei der Volkserziehung nicht in einem gleichen Unterrichte für Alle, ſondern in dem für die Lebensbeſtimmung eines Jeden angemeſſenſten Unterrichte. Man könnte ſagen, die Erziehung müſſe gerade ein Gegengewicht gegen den Zug des Berufs bilden und der Einſeitigkeit der Richtung, zu der dieſer führen mag, entgegenzuwirken ſuchen. Die Erziehung mag das theilweiſe thun, wiewohl auch ſie für den Beruf fördern muß. Der Unterricht aber würde Brauchbarkeit und Wirkung verlieren, wollte er ſich der Berufsbeſtimmung entgegenſetzen. Er muß in ſie eingehen, für ſie wirken, und eben im Wirken für ſie jenes höhere geiſtige Leben entzünden, was den Geiſt erweitert und die Einſeitigkeit mildert. Die gegentheilige Anſicht führte, konſequent befolgt, zu dem abſurden Satze, daß dem Körperarbeiter die höchſte geiſtige Bildung zu geben ſey und dem Gelehrten vielleicht eine techniſche.

Die männliche Bevölkerung iſt entweder rein körperlicher Arbeit, oder ſie iſt einer Verbindung von Körper- und Geiſtesarbeit, bei der die Thätigkeit des Geiſtes vornehmlich auf die Beherrſchung des Materials gerichtet iſt, oder ſie iſt der rein geiſtigen Thätigkeit gewidmet. Für dieſe dreifache Richtung gibt es eine dreifache Baſis der Vorbildung, die ſich auf den höheren Stadien fortſetzt und nur beſtimmter ausprägt und aufs Einzelne wendet; folglich eine dreifache Theilung der Unterrichtsanſtalten der männlichen Bevölkerung. Ich übergehe hier, was von den Anſtalten für die erſte und dritte Klaſſe, von den Volksſchulen im engeren Sinn und von den niederen, mittleren und höheren Gelehrtenſchulen zu ſagen iſt. An dem angegebenen Orte habe ich alle dieſe Anſtalten gleichmäßig behandelt und die Freude gehabt, daß ſowohl praktiſche Pädagogen als Gelehrte vom Fach, auch wenn ſie die Idee der Theilung nicht anerkannten, doch meine einzelnen Anſichten gebilligt haben.[1] Hier ſey nur von den Anſtalten für die Gewerbsbildung die Rede.

Nicht bloß um Vorkenntniſſe für das Studium höherer Gewerbswiſſenſchaften zu verſchaffen, ſondern um überhaupt dem Geiſte

[1] Z. B. Schwarz in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 1835; Reuter in der Jenaiſchen L. Z. von 1837; Zimmer in den Jahrbüchern von Jahn und Kloß.

der künftigen Gewerbtreibenden die Richtung zu geben, die zu einer geistvollen Anschauung ihres Geschäftslebens und zu einer fruchtbringenden Benutzung der zahlreichen Bildungsmittel der Zeit führt; hauptsächlich um für die auch rein menschliche Bildung der gewerbtreibenden Stände Bildungsmittel zu benutzen, die eben so geistentwickelnd als berufsfördernd sind, ist es so wünschenswerth, daß schon die niederen Schulen, die von den künftigen Gewerbtreibenden besucht werden, der künftigen Lebensbestimmung derselben angemessen eingerichtet werden. Mittlere Gewerbsschulen ohne Vorbereitungsanstalten, einzelne niedere Gewerbsschulen bloß für Solche bestimmt, die einen außergewöhnlichen Bildungsweg wählen, reichen nicht aus, sondern es kommt darauf an, daß die Volksschulen für die gewerbtreibenden Stände dem Zwecke einer niedern Gewerbsschule entsprechen.

Die Basis dieses Unterrichtssystems wäre die Mathematik. Hier darf ich aber in einer Abhandlung, welche die Stimmen der deutschen Wissenschaft über bestimmte Fragen zusammenstellen soll, eines großen Bedenkens nicht vergessen, was gegen die bildenden Eigenschaften der Mathematik erhoben worden ist. Bodz-Reymond[1] hat in ausführlicher Erörterung ihre Tauglichkeit zum allgemeinen Unterricht bestritten, und ich hebe das Wesentlichste seiner Sätze heraus. Er sagt u. A.: das große Ansehen, welches der mathematische Unterricht in der neueren Zeit gewonnen hat, gründe sich besonders auf den fast allgemein als eine ausgemachte Sache angenommenen Irrthum: daß die Mathematik den Verstand bilde. Ohne Zweifel bilde sie den Verstand für mathematische Gegenstände, aber nicht für Alle. Kant schon habe den Unterschied zwischen ihr und der Philosophie, sowohl hinsichtlich der Methode als des Inhalts, klar herausgestellt; aber in Frankreich habe man wenig Notiz von Kant genommen und mit der Mathematik geprunkt. In Deutschland habe sie sich wenigstens im Unterrichtswesen in Ansehen erhalten. Man hätte aber doch erst fragen sollen, ob die Männer, die sich in den andern, nicht mathematischen Fächern ausgezeichnet, wirklich der Mathematik etwas zu verdanken hätten. Gerade die Mathematiker seyen es,

[1] Staatswesen und Menschenbildung (Berlin 1834 ff., zur Zeit 3 B., 8.) B. 3.

welche von allen gelehrten Klaſſen am wenigſten die Lebens- und weltlichen Verhältniſſe kennten. (Das trifft höchſtens — und auch mit Ausnahmen — die Mathematiker vom Fach, nicht Alle, die mathematiſche Kenntniſſe beſitzen, und wird am Ende Jeden treffen, der ſein Leben einem abſtrufen Studium widmet, das ihn außer Berührung mit Welt und Zeit bringt.) Für ein allgemeines Bildungsmittel könne nur das Sprachſtudium bei dem Jugendunterrichte gelten. Auch dieſes gebe nur die Fähigkeit, nicht die Kenntniß ſelbſt. Viel weniger noch laſſe ſich von der Mathematik erwarten, welche nur die Begriffe von Größen in ſich ſchließe und nichts von dem, was das Gefühl in Anſpruch nimmt. Der erſte Vers der erſten Fabel Phädri verſetze den Geiſt in ein größeres, reichhaltigeres Feld von Dingen, Vorſtellungen, Gedanken, Betrachtungen, Gefühlen und ſelbſt von moraliſchen Begriffen, als die ganze reine Mathematik zuſammen genommen. Die grammatikaliſche Erklärung jenes Verſes dürfte ebenſoviele Vorkenntniſſe vorausſetzen, ebenſogut ein Zuſammenhalten einzelner Vorſtellungen erfordern, ebenſoſehr die Aufmerkſamkeit und noch mehr das Gedächtniß in Anſpruch nehmen und üben, als die meiſten mathematiſchen Sätze. Man ſage, die Mathematik ſey vorzugsweiſe die Wiſſenſchaft der Wahrheit. Im Gegentheil enthalte ſie gar keine Wahrheit, wenn Wahrheit das ſey, was da iſt. Ihre Dinge ſeyen nicht nur nirgends vorhanden, ſie ſeyen nicht einmal als wirkliche Dinge möglich. Dazu der wüſte, todte Verſtellungskreis, in dem ſie erſtarrt ſeyen. Raum und Zeit, das ſeyen ja nur die allererſten Bedingungen nicht einmal zum Daſeyn der Welt, ſondern bloß der chaotiſchen Stoffe, aus denen die Welt erſchaffen ſey. Uebrigens ſey jene augenſcheinliche Unumſtößlichkeit der mathematiſchen Beweiſe nur in der Elementarmathematik, und zwar auch nur in den Sätzen zu finden, die man die klaſſiſchen nennen könne. Bei jedem weiteren Schritte treten auch Zweifel und Streitigkeiten in Menge auf. Davon führt er mehrfache Beiſpiele an. — Indeß man könne ſich auf die mathematiſche Methode berufen, man könne ſagen: iſt die Mathematik nicht die Wiſſenſchaft der Wahrheit, ſo iſt ſie doch die Wiſſenſchaft der Richtigkeit. Doch auch hier meint er, dieſe Methode könne wohl den Geiſt für Mathematik vortheilhaft bilden, finde aber ausſchließlich im Bereiche der Mathematik ihre Anwendung. Außerweltliche Anſchauungen

des Geistes würden gegeben, und nun habe die mathematische Methode nichts anderes zu thun, als auf dem eingeländerten Wege der Beweise und an der straffen Leine der Berechnungen oder der Vergleiche dasjenige aus eben jenen Anschauungen herauszuziehen, was darin enthalten sey. Meist sey das Endergebniß im Voraus bekannt, und bei jedem Schritte vorwärts könne man jeden Irrthum berichtigen. Ganz anders verhalte es sich mit Wissenschaften, in denen ein moralisches Element stecke. Hier müßten Welterfahrung, Gefühl, Takt und Geschmack leiten, und diese lasse die Mathematik ganz ungeübt. Wenn die Mathematik vorzugsweise zur Entwickelung einer geistigen Fähigkeit beitragen sollte, so könne diese Fähigkeit immer nur das Vernünfteln, keineswegs das praktische Urtheil seyn. Die Mathematik, meine man, schärfe die Aufmerksamkeit, stähle die Ausdauer und erhöhe die Fähigkeit, die inneren Anschauungen deutlich und bestimmt hervorzurufen. Das thue jede Wissenschaft. (Doch nur, wenn sie darnach behandelt wird?) Wem werde es einfallen, zu verlangen, daß ein künftiger Jurist oder Theolog auch im Schachspiele geprüft werden solle, und doch lasse sich mit dem Schachspiele dieselbe Nebenabsicht vereinigen, wie mit der Mathematik. Vor allem aber sey die so sehr große Verschiedenheit, oder, deutlicher zu sagen, die Seltenheit der Anlagen für dieses Studium zu bedenken. (Mag auch in dem Sinne des Verf. von den Deutschen wahr seyn, aber nicht von allen Völkern.) Ein ganzes Geschlecht bleibe ihm ewig fremd und neun Zehntheile des andern würden es gerne sehen, wenn sie damit ebenfalls verschont blieben. Meist seyen die anscheinenden Fortschritte nur mechanisches Gedächtnißwerk, dem alles innere Licht fehle. (Liegt an dem Lehrer, wenn alles innere Licht fehlt.) Das sey natürlich. Die Mathematik bilde ein Fach für sich, wie Dichtkunst, Musik, Malerei, ja abgeschlossener als diese; sie erfordere ein eigenes und seltenes Talent. Selbst dem gelehrten Mathematiker könne der schnelle, richtige Blick in der Mathematik abgehen, was sich besonders in der angewandten Methode zeige. Die Mathematik mache allenfalls den Mathematiker, aber noch nicht den mathematischen Kopf. Wie wenig glänzende Namen habe die Mathematik aufzuweisen. In keinem Falle scheine es angemessen, eine Wissenschaft, welche außerhalb des Gebiets sämmtlicher übrigen liege, deren Methode

auf sie nicht passe und für welche die wenigsten Menschen Anlage zeigten, allen Menschen aufzudringen, und, was noch mehr sey, diese Wissenschaft, für deren Studium die nöthige Verstandesreife sich am spätesten einfinde (?), bei der Jugend förmlich zu einem Hauptmittel für die Erweiterung und Beförderung des Verstandes zu erheben. Auch ihr Nutzen als Hilfsmittel sey nicht so bedeutend. Für die nicht naturwissenschaftlichen Unterrichtszweige sey ein förmliches Studium der Mathematik ganz überflüssig; die naturwissenschaftlichen aber bedürften der mathematischen Vorkenntnisse nur sehr ungleich. Botanik, Zoologie und Mineralogie, letztere mit Ausschluß der leicht zu trennenden Krystallographie, brauchten sie nur in dem allergewöhnlichsten Grade. Die einfachsten Elemente der Geometrie seyen auch für die Physik und namentlich für die Chemie in dem Maße, wie diese in dem Standunterrichte gelehrt werden könne, völlig hinreichend. Für die Anfangsgründe der Astronomie, die höhere Chronologie und die physische Geographie seyen freilich schon gediegenere mathematische Begriffe erforderlich; allein der geschickte Lehrer könne diese Begriffe durch gelegentliche Erörterungen leicht herbeiführen und erläutern. (Wird von Seiten des Lehrers große Kunst erfordern und noch mehr dem Schüler große Mühe machen. Letzterer hat schon mit der bezüglichen Wissenschaft selbst genug zu thun, und nun soll er auch noch, mitten in ihrem Studium, sich die Vorkenntnisse zu ihr und zwar ganz fragmentarisch erwerben! Da steht er ja wie in einer unbekannten Welt und sieht überall sich Hindernisse um ihn aufthürmen.) — Uebrigens bekämpfe er nicht die Mathematik selbst, sondern nur die falschen Ansichten, welche, zum großen Nachtheil des Jugendunterrichts, damit verbunden würden. Er tadle nur, daß man von allen jungen Leuten, der großen Verschiedenheiten geborner Anlagen ungeachtet, gleiche Fortschritte verlange (?), die Jugend zu früh zum streng wissenschaftlichen Studium der Mathematik anhalte, dem mathematischen Studium zur Verstandesbildung und leichteren Auffassung anderer Wissenschaften einen gleichsam arkanischen und magischen Nutzen zuschreibe, der überhaupt keiner Wissenschaft einzuräumen sey, daher von der Jugend einen vergeblichen Aufwand an Zeit und Mühe erzwinge. Außerdem behauptet er, daß es bei dem mathematischen Unterricht, weil sich nun einmal die Entwickelung der Anlagen zur Mathematik im jugendlichen

Alter umgekehrt mit den Anlagen zum Sprachstudium verhalte, vor Allem darauf ankomme, Lust und Geschmack für dieselbe in den jungen Gemüthern zu erwecken, während die Sprachen möglichst gründlich und vollständig erlernt werden müßten. Die jetzt in der Mathematik übliche Methode aber sey nur zweckdienlich, um das mathematische Studium zu unterdrücken, nicht um es fruchten zu lassen. Das führt er nun näher aus, es gehört aber nicht speziell zu unserer Frage.

Ich bin selbst kein „mathematischer Kopf" und habe niemals besondere Neigung zur Mathematik gehabt. Ich bin daher gewiß nicht parteiisch für die Mathematik eingenommen. Indeß scheint mir doch die Beweisführung des Gegners zunächst gegen das Aufdrängen des mathematischen Studiums auf alle Jugend zu sprechen, und darin bin ich ganz seiner Meinung, daß die Mathematik auf die Gelehrtenschulen *nicht* gehört, wenigstens keinen *nothwendigen* Bestandtheil derselben bilden soll. Der bildende Einfluß, den sie hat, wird *auch* von dem Sprachstudium geäußert; dieses aber äußert ihn auf eine für den Zögling dieser Anstalten ungleich vortheilhaftere Weise und leistet für ihn noch viel mehr. Zweitens gebe ich dem Gegner zu, daß die Anlage zum mathematischen Gelehrten eine seltene ist. Aber daß sie den Geist bloß für sich selbst bilde, ist das Erste, was ich nicht einräumen kann. Schon Plato[1] sagt, der größte Nutzen der Lehre von den Zahlen bestehe darin, daß sie einen von Natur schläfrigen und ungelehrigen Geist aufwecke und mache, daß er, wie vermittelst einer göttlichen Kunst, trotz seiner Schwerfälligkeit, leicht fasse, gut behalte und scharfsinnig werde. Allerdings empfiehlt auch Plato, den arithmetischen Unterricht durch allerlei Erfindungen zu erleichtern und mehr im Spiel und mit List zu treiben.[2] Ebenso macht er darauf aufmerksam, wie die Geometrie uns lehre, nur auf Beweise und nothwendige Schlußfolgen alle Aussagen zu gründen und das wiederkehrende Vielfache in Eins zusammenzufassen.[3] In der That übt und beschäftigt die Mathematik die Geisteskräfte zuerst im Mechanischen, hebt sie allmählich zu höheren Combinationen

[1] Gesetze, 5, 747.
[2] Politik, 7, 536; Gesetze, 7, 819.
[3] Theätet, 147; 162.

und führt sie endlich zu lebendiger Erfassung großer, fest begründeter Gesetze, mit deren Erkennung eine neue Welt für den Geist entdeckt ist. Ich gebe zu, daß die Richtung des Mathematikers für das Reich der Ideen eine gefährliche ist, daß sie hier allerdings, wie auch die Schotten beweisen, zu einem gewissen Vernünfteln, hauptsächlich aber zu einseitigen Urtheilen führen kann. Der Mathematiker liebt es, Alles auf Kräfte zurückzuführen, die sich wägen, messen und berechnen lassen. Aber viel mehr, als man glaubt, hängt von Kräften ab, deren Berechnungsfähigkeit, wenigstens auf mathematischem Wege, sehr zu bezweifeln ist, oder zu deren Beurtheilung es jedenfalls leichtere und sicherere Wege gibt. Aber für das Reich des Technischen ist die Mathematik die beste Bildnerin. Sie ist nicht bloß in weit höherem Grade, als Herr B. R. glaubt, unentbehrlich als Vorkenntniß, als Grundlage dieses Gebietes; sie ist es auch, die den Geist für das geistvolle Wirken in demselben bereitet, ihm die Richtung gibt, auf der er mit Sicherheit in demselben walten und mit scharfen Blicken das Richtige finden mag. — Dann kann ich dem Gegner keineswegs in der Ansicht beistimmen, daß die Mathematik nur für das reifere Alter sey. Ihre Anfangsgründe sind schon dem frühesten faßlich und sind gerade dem früheren Alter, das sie wie Räthselspiel ansieht und das sich an allem ergötzt, was weiter nichts fordert als Aufmerksamkeit, Gedächtniß und einen durch mechanische Uebung zu bildenden Scharfsinn, angenehmer als dem späteren auf den Gelehrtenschulen, das schon in die Ideenwelt eingeführt ist. Auf die höheren Stufen der Mathematik mit selbstforschendem Geiste zu gelangen und dieser Stoffe wahrhaft Meister zu werden, dazu ist allerdings nur Wenigen Kraft und Sinn gegeben. Aber Vielen, bei vernünftiger Leitung Allen, ist es möglich, die Früchte dieser höheren Strebungen zu pflücken, Kenntnisse darin einzusammeln und für praktische Anwendung zu bewahren.

Mathematik muß die Basis der niederen Gewerbsschulen in gleichem Sinne, wie Grammatik die der niederen Gelehrtenschulen seyn. Die Religionslehre, die allerdings in den allgemeinen Volksschulen dieselbe Aufgabe hat, und bei der es darauf ankommt, den Kindern einen unerschütterlichen Glauben zur Mitgift ins Leben zu geben, würde, nach unserem Plane, nur in den für die mit rein körperlicher Arbeit beschäftigten Stände bestehenden Schulen

die eigentliche, überall vortretende Grundlage des Unterrichts bleiben. Die niederen Gewerbsschulen würden meist in den Städten seyn, wo Haus und Leben den religiösen Sinn ohnehin nicht unterstützen. Wo aber diese religiöse Weise des Lebens fehlt, wo man nicht gewohnt ist, Alles, was mit Religion und Kirche in Verbindung steht, mit innerer Ehrfurcht zu betrachten, und in tausend Handlungen, die anderwärts in rein irdischem Lichte erscheinen, Glauben, auch wohl Aberglauben hineinzutragen, da ist ein geflissentliches beständiges Hervorheben religiöser Beziehungen im Schulunterrichte mehr schädlich als nützlich. Es wird mit Indifferenz und Gedankenlosigkeit hingenommen, läßt den Geist unbeschäftigt, das Herz ungerührt, erzeugt einen verborgenen Ueberdruß, der dann im Leben zu Vernachlässigung der Religion führt, und erregt in den Fähigsten nur Zweifel und Grübeleien. Es ist ein natürlicher, aber falscher Gedanke, daß der Unterricht ein Gegengewicht gegen die Richtung des Lebens bilden könne und müsse. Er kann es nur in sofern, als er in diese Richtung eingeht, und das Gute, was in ihr liegt, so verstärkt und läutert, daß es selbst ein Gegengewicht gegen das mit ihm verbundene Uebel bildet. Allein ist er dem Leben nicht gewachsen.

Es wäre leicht auszuführen, daß gewisse niedere Elementarschulen der Städte, die jetzt den unfruchtbaren Charakter der Realschulen tragen, als niedere Gewerbsschulen eingerichtet würden. Hier wären die Elementarkenntnisse, die Anfangsgründe der Mathematik und Naturlehre, Technologie, deutsche Sprache und Zeichnen zu lehren, sowie ein mehr das Moralische, als das Dogmatische hervorhebenden Religionsunterricht zu ertheilen. Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, letztere besonders, wenn sie darauf berechnet wird, namentlich die Intuition zu schärfen, wären facultativ. Neuere Sprachen sind hier weniger passend. Die Fortschritte, die in diesen Jahren beim gemeinschaftlichen Unterrichte darin gemacht werden, sind selten dem Zeitverluste entsprechend, und in reiferen Jahren läßt sich das Versäumte in viel kürzerer Zeit nachholen.

In diesen niederen Anstalten kam es darauf an: den Sinn zu wecken und den Geist zur Aufnahme der Kenntnisse vorzubereiten. Die Mehrzahl ihrer Schüler wird mit dem

14ten, 15ten Jahre ins praktiſche Leben übergehen. Sie wird wenig mehr zur unmittelbaren Anwendung Brauchbares mitbringen, als jetzt; aber ſie wird einen beſſer gebildeten Geiſt, eine Richtung auf geiſtige Anſchauung des Techniſchen, die das ganze Treiben adelt, und eine Fähigkeit zum Verſtehen und Aufnehmen mitbringen. Viele haben in ihrem Gewerbe gar keine Gelegenheit, die techniſchen Wiſſenſchaften anzuwenden; aber doch wird es ſie heben, wenn ſie eine der Natur ihres Berufs gemäße geiſtige Bildung erhalten haben. Bei Vielen gebieten die Verhältniſſe, auch ferner den Weg der Routine zu gehen. Man wird ihn ſicherer und mit beſſerem Erfolge betreten, wenn der Geiſt zur Aufnahme beſſer bereitet iſt. Mancher wird ſtets nur ein Arbeiter bleiben, der nur ausführt, was ein Höherer ihm vorſchreibt. Aber er wird es beſſer ausführen, wenn er ein Verſtändniß davon hat. — Andere werden in die mittleren Gewerbsſchulen übergehen, deren Aufgabe, ſoweit nicht auch ſie wieder Vorbereitungsanſtalten ſind, es iſt: die Reſultate der techniſchen Wiſſenſchaften zur praktiſchen Anwendung dem Geiſte ihrer Zöglinge einzuprägen, überhaupt Kenntniß zu geben. Die Umwandlung einiger überflüſſigen, in lebhaften Gewerbsſtädten gelegener Gelehrtenſchulen in mittlere Gewerbsſchulen würde überall unſchwer ſeyn. Ihre Einrichtung wäre jenen analog. Die Baſis alles dortigen Unterrichts muß die Mathematik ſeyn, wie es in den Gelehrtenſchulen die klaſſiſchen Studien ſind. Die höhere Mathematik bleibt jedoch auch hier noch ausgeſchloſſen. Dagegen iſt Phyſik, mit ſteter Hinrichtnng auf das Praktiſche, ferner allgemeine und techniſche Chemie vorzutragen; Technologie in höherer Vollſtändlichkeit und Anſchaulichkeit; Zeichnen geſteigert; Modelliren; Uebung im deutſchen Styl, im Verkehrsrechnen, Buchführung u. ſ. w.; Gelegenheit zum Erlernen der wichtigſten neueren Sprachen; abwechſelnd ſpezieller Vortrag der Mineralogie und der Botanik; Geographie, mit beſonderer Rückſicht auf Handel und Gewerbe und Geſchichte, da es ſich hier zugleich um allgemeine höhere Standesbildung handelt; die wichtigſten Grundſätze der Nationalökonomie, durch Beiſpiele erläutert: das würden die weſentlichſten Lehrgegenſtände ſeyn. Eigentlicher Religionsunterricht iſt hier nicht am Orte, wohl aber ſoll durch zweckdienliche Vorträge über religiöſe Gegenſtände, durch

Gebete und gottesdienstliche Handlungen und durch die Ehrfurcht, welche die Lehrer vor der Religion bezeigen, der in den früheren Jahren geweckte religiöse Sinn genährt und geläutert werden. Oertliche Bedürfnisse und Verhältnisse mögen den Lehrplan modifiziren, Einzelne nur an einzelnen Lehrstunden Antheil nehmen. Auf diesem Stadium der Gewerbsbildung theilt sich zudem die Hauptrichtung bereits wieder in spezielle Zweige. Die bezeichnete Bildung ist zwar für Alle förderlich und erleichtert Jedem die Aneignung des für sein spezielles Bedürfniß Erforderlichen. Aber allerdings kann es gut seyn, wenn die für alle Berufe wichtigen Wissenschaften mit spezieller Rücksicht auf das Spezielle gelehrt und gewissermaßen von dem Geiste des künftigen Berufs durchhaucht werden. Es sind auch dem Oekonomen z. B. und dem Kaufmann gewisse Disziplinen recht wichtig, die für die Uebrigen nur einen geringen, oder gar keinen Werth haben, und umgekehrt. So mag es da und dort recht gut seyn, wenn eine einzelne mittlere Gewerbsschule den besonderen Charakter einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, oder einer Handelsschule erhält. Ebenso sollte man denken, daß die Militärakademien vollständig ersetzt wären, wenn für die Jünglinge, die aus der mittleren Gewerbsschule mit der Aussicht und Absicht auf Offiziersstellen, zum Militär überträten, besondere Regimentsschulen beständen, in denen unterrichtete Offiziere den von Jenen erworbenen Kenntnissen die nöthige Richtung auf die spezielle militärische Bildung verleihen könnten. — Die besonderen Marineschulen sind in Bezug auf die dem höheren Seemann nöthigen Kenntnisse gleichfalls durch die allgemeinen technischen Anstalten zu ersetzen. Sollte es jedoch durchaus nöthig seyn, daß der künftige Seemann schon in einem Alter die praktischen Uebungen beginne, wo er in den gewöhnlichen Anstalten die nöthigen Kenntnisse noch nicht eingesammelt haben kann, so müßte freilich in Hafenstädten eine besondere Marineschule bestehen, die aber zugleich mit zu einer Gewerbsschule zu benutzen seyn könnte. — Für die mittlere Bildung des Bergmannes dürfte es gleichfalls genügen, wenn in geeigneten Bergbaustädten mittlere Gewerbsschulen errichtet würden, die, den allgemeinen Anforderungen entsprechend, vorzugsweise die Richtung auf das bergmännische Wissen nähmen. Für das höhere Bedürfniß würden Einzelne von dort aus noch die polytechnische Anstalt besuchen und dort mit

besonderer Rücksicht auf ihren Beruf studiren, ohne deßhalb die gewonnene praktische Anschauung wieder zu verlieren. Ebenso wird die Theorie des Forstmannes in mittleren Gewerbsschulen, besonders in solchen, die in forstreichen Gegenden bestehen, oder die ökonomische Richtung vorzugsweise verfolgen, gepflegt werden können und auf polytechnischen Anstalten müssen. Wer aus diesen Schulen zu einem erfahrenen Forstmanne kommt, wird sich ebenso schnell zu einem tüchtigen Forstmanne bilden, als wenn er auf einer eigenen Forstschule gewesen wäre. — Es ist in Bezug auf die zuletzt besprochenen Spezialinstitute noch Eins zu bedenken. Eben weil sie Surrogate der für die technische Gesammtbildung bestimmten Anstalten waren, mußten sie Alles, was zu der besonderen Berufsbildung gehört, mußten sie niedere, mittlere und hohe Gewerbsschule in sich vereinigen. Daraus entsprang zuerst die Inconvenienz, daß der Unterricht Aller bis zu einer Stufe fortgeführt wird, zu der nur Einzelne berufen sind; dann die andere, daß die allgemeine Bildung ganz in den Hintergrund kommt, während doch die Zöglinge in der Regel noch in den Jahren eintraten, wo bildender Unterricht und Erziehung Bedürfniß sind.

Aus den mittleren Gewerbsschulen, welche die nach der jetzigen Einrichtung für Viele sehr fruchtlosen, ja schädlichen Jahre vom 15ten, 16ten bis zum 18ten, 19ten umfassen müßten, würden die meisten ins praktische Leben übergehen; aber bereichert mit nützlichen, für ihre ganze Zukunft wichtigen Kenntnissen, durchdrungen von der Fähigkeit, die Vorschritte der Wissenschaft zu benutzen, und für die Richtung gewonnen, die den gebildeten Techniker bezeichnet.

Die bloße Erlernung der Wissenschaften genügt Denen nicht, die sich mit selbstschaffendem Geiste in ihnen bewegen sollen. Es soll auch eine Universität des Gewerbslebens geben, die den Jüngling selbst zum Meister der Wissenschaft mache, und analog sey den Hochschulen der Gelehrtenbildung — wie diese wenigstens seyn sollen. Hier sollen die technischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, in höchster Vollkommenheit und um der Wissenschaft selbst willen gelehrt werden. Nicht jeder Staat braucht dergleichen polytechnische Anstalten zu besitzen. Die Zahl der Jünglinge, welche ihrer bedürfen, ist nicht sehr groß; aber die Nützlichkeit der Männer, welche sie bilden würden, ist es. Der

größere Staat, der seinem Bedürfniß gemäß eine solche Anstalt errichtet hat, wird sie auch für seine kleineren Nachbarn errichtet haben. Es würde jedoch die Begründung solcher Anstalten hier und da dadurch erleichtert seyn, daß sie ohne Bedenken mit einer Universität vereinigt werden können, sobald die letztere sich in einer gewerbsreichen Stadt befindet.

Die Errichtung solcher technischer Hochschulen, wahrhafter polytechnischer Anstalten, scheint wünschenswerth. Denn was auf den gewöhnlichen Stufen nöthig und was allein ihnen zuträglich ist, reicht für die höheren nicht aus. Schon der große Landwirth, der vielfache, weit zerstreute, alle Branchen vereinigende, mit manchen technischen Gewerben verbundene Besitzthümer zu verwalten hat, findet auf der Gewerbsschule nicht Alles, was er braucht. Ebensowenig der Vorsteher von Fabriken und Manufakturen, der selbst zum Erfinder und Verbesserer werden soll. Viele höhere technische Richtungen: das Genieweſen, Maschinenweſen, die Baukunst, der Straßenbau, der Bergbau, die Forstwirthschaft, die Marine, bedürfen, zum Theil durchgehends, zum Theil wenigstens für ihre Leiter und Vorsteher, ein Studium der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange. Der große Grundbesitzer, der künftige Fabrikherr, Großhändler, der ausgezeichnete Künstler, sie alle würden hier Anregung und Bereicherung für ihre ganze Zukunft mehr als irgendwo finden, und eine solche Anstalt auch von denen mit Nutzen besucht werden, denen bloß äußere Verhältnisse es möglich und wünschenswerth machen, daß sie auch nach dem Austritte aus der Gewerbsschule, also vom 19ten bis zum 22sten Jahre, sich in wissenschaftlicher Ausbildung bewegen. Hier würden auch die höheren Lehrer der übrigen Anstalten, hier würden die Gelehrten des technischen Faches gebildet werden.

Auf diesen Anstalten werden nun alle technischen Wissenschaften vollständig und in ganzer Höhe zu lehren seyn, die auf den niederen und mittleren Gewerbsschulen nur in einzelnen Theilen und in beschränkter Weise vorgetragen werden. So gesellen sich z. B. zu der reinen Mathematik die höhere und alle Theile der angewandten. Die Chemie ist auf Stöcheometrie gegründet, und pflegt die Analyse mit Eifer. Die Naturgeschichte tritt als erschöpfendes System auf, die Physik auf die Höhe der Wissenschaft. Die Cameralwissenschaften, verbunden mit Nationalökonomie

Staatswirthschaftslehre, Polizei- und Finanzwissenschaft, sowie mit Statistik, werden vollständig gelehrt. Der Vortrag aller zur staatsbürgerlichen Bildung gehörenden Lehren macht es vielleicht möglich, diese Anstalten zu Hochschulen für die meisten reinen Verwaltungsbeamten zu bestimmen. Alle Lehrgegenstände, die nur einzelne Richtungen, z. B. den Landbau, Bergbau, das Forstwesen, den Handel, den Krieg, die Schifffahrt, betreffen, müssen hier gleichfalls und in vollständigster Entwickelung vorkommen, damit die Anstalt zum wahren Centralpunkt der höchsten technischen Bildung werde. Musterwerkstätten, botanische Gärten, Sammlungen aller Art gehören zur Ausstattung der Anstalt. Die innere Einrichtung, wie auf unsern gelehrten Hochschulen: Lehrfreiheit und Lernfreiheit.

Die geschichtliche Entwickelung der Gelehrtenbildung hat eine musterhafte Organisation vermittelt. Der Geist hat das Prinzip derselben erkannt und geläutert. Die Uebertragung desselben Prinzips auf das Technische, unter den durch dessen Natur gebotenen Modifikationen, dürfte ein Schritt seyn, von dem sich doch wohl etwas versprechen ließe.

A. F. Bülau.

Ueber die Städte in Deutschland

und

ihre Verfassungen.

Einleitung.

Deutschland hat auf 11,719 Quadratmeilen 2393 Städte, also auf weniger als 5 Meilen im Durchschnitt eine Stadt, während England auf etwas mehr als 5 Meilen, Frankreich auf 6, Oberitalien auf 17, Spanien auf 60 u. s. w. eine zählen.

Aber nicht bloß durch ihre Zahl waren die Städte seit ihrer Entstehung von großer Bedeutung für Deutschland.

Als zwei Jahrhunderte nach Karl dem Großen durch die Uebermacht der Reichsbeamten die Freiheit des Volks hart bedrängt war, sehen wir in den Städten eine neue Freiheit entstehen, sichere Schutzwehren für die geringern Bürger und bald feste Stützen des sinkenden Kaiserthums.

Unter dem Schutz dieser Städte entsprangen neue Quellen des Bürgerglücks; selbst von Fürsten oft beneidet, erblühete eine Kunst des Schönen, bis jetzt nicht mehr erreicht, und entstanden große Entdeckungen, die nach mehreren Jahrhunderten noch die Welt im Krieg und Frieden bewegen. Aus diesen Städten verbreitete sich der Geist der Innung über das Volk, der die zerrissenen Glieder des Reichs durch eine lange Reihe von Jahren zum Genuß der Macht und des Wohlstands wieder vereinigte, und erwuchsen jene Bündnisse, aus denen, die Gräuel des Faustrechts durchbrechend, nach schweren Kämpfen der ewige Landfrieden entstand.

Als aber hernach unter der Territorialherrschaft ein besonderer, vom Volk ausgeschiedener Stand der Staatsdiener mehr und mehr alle wichtigeren öffentlichen Geschäften von den Gemeinden weg an sich zog, und tödtliche Gleichgültigkeit für das Allgemeine die Bürger ergriff, da wurden in den Zeiten der Noth und Verwirrung wieder in Gemeinde- und Städteordnungen lange nicht mehr benutzte Quellen des Bürgerwohls und der Fürstenmacht erkannt.

Das rühmliche Beispiel, das die Regierung Preußens im Jahr 1808 durch die Städteordnung gegeben, fand Nachahmung in den meisten deutschen Staaten, und brachte neuen Eifer für das öffentliche Wohl in die Reihen der Bürger und neues Leben in viele bisher vernachlässigte Zweige der Staatsverwaltung.

Aber das Meiste ist noch zu thun übrig. Alles, was inzwischen geschehen, sind nur schwache Anfänge, noch an inneren Mängeln leidend, und bedroht durch Fehler der Bürger, sowie auch durch den Widerwillen vieler Diener der Gewalt. Auch sind die Bemühungen in dieser Richtung vereinzelt, von vielen Freunden des Vaterlands im Harren auf große Begebenheiten nicht beachtet, und die Erfahrungen eines Stammes desselben Vaterlands oft nicht einmal den benachbarten bekannt, noch weniger allen.

Doch ist hier ein reiches Feld gemeinnütziger Thätigkeit geöffnet vielen Tausenden der besten Bürger, nicht erst zu erwarten von großen Ereignissen und der Verwilligung der Machthaber, vielmehr von den einsichtsvollsten derselben selbst zur Ausbeutung angewiesen, und es kann fast jeder in seinem Kreis, durch mittelbare oder unmittelbare Thätigkeit dafür sich bemühend, ohne Gefahr und besondere Opfer an den Grundlagen für eine bessere Zukunft arbeiten, an einem Bau, der größer ist, als alle bisher gesehenen, und sicherer, als die von den verirrten Freunden des Vaterlandes in unglücklicher Thätigkeit erstrebten.

Die politischen Zeitschriften könnten sich ein bedeutendes Verdienst erwerben, wenn sie den Erfahrungen der verschiedenen deutschen Länder bei Bildung von Gemeindeverfassungen und über bestehende Ordnungen ihre Spalten öffneten, und allen Ländern mittheilen würden zur Aufmunterung und Belehrung, was ein jedes Land dabei erfahren und noch zu hoffen hat.

Nicht bloß Vorschläge zu Aenderung der bestehenden Ordnungen, sondern hauptsächlich auch Belehrung zu besserer Benutzung derselben enthaltend, und zur thätigen Mitwirkung anregend in den Verhältnissen, die solche am meisten gestatten und nöthig haben, in der nächsten Umgebung eines Jeden, würden sie eine reiche Saat für die Folgezeit ausstreuen.

Grundzüge der Verfassungen der Städte im Mittelalter.

Den Darstellungen über das jetzt Bestehende möchten mit Nutzen die Grundzüge der Verfassungen der Vorzeit vorausgehen.[1] Denn die Grundzüge der Städte, die sich unter schweren hundertjährigen Kämpfen, unabhängig von einander, in den verschiedenen Ländern in der Hauptsache gleichförmig herausgebildet und lange Zeit erhalten haben, müssen so tief in dem Geist und Gemüth des Volks gegründet gewesen seyn, daß sie auch jetzt bei den neuen Bildungen und deren Beurtheilung den besten Maasstab abgeben.

Vorerst bemerken wir in den deutschen Städten der Vorzeit ein Kollegium von Männern, mit der Ausübung der Staatsgewalt beauftragt, Richter, Verwaltungsbeamte, Finanzmänner, Führer der Kriegsmannschaft, diese alle aber zugleich Bürger der Gemeinden, Verwalter des Gemeindevermögens, in der Regel auch wohlhabend und hoch besteuert, die das minder Wichtige einzeln besorgten, das Wichtigere dem Collegium zur Entscheidung vortrugen.

Die Kollegialität der Beamten aller Verwaltungszweige und die innige Verbindung derselben mit der Gemeinde sicherte eine Allgemeinheit der Bildung mit einer Lebenskräftigkeit, wie man sie jetzt nicht häufig finden wird.

Man denke sich, die Oberbeamten in unsern Städten hätten Wichtigeres zunächst nicht entfernten Oberbehörden, sondern dem Kollegium, aus ihnen selbst bestehend, zu berichten, und dieselben alle wären Bürger der Gemeinden und Nachkommen von Bürgern, wie würde sich so vieles Anders gestalten?

---

[1] Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. u. III. — Hüllmann, Geschichte des Städtewesens des Mittelalters. — Gaupp, über Städtegründung, Städteverfassung. Jena 1824.

Der Steuerbeamte, der jetzt dem höhern Befehle gemäß eintreibt, ohne vielleicht die Thränen zu sehen, die daran hängen, würde ganz anders für zweckmäßigere Besteuerung und mildere Ausführung derselben bedacht seyn müssen, wenn es seine Mitbürger wären, die er auspfändet, für deren Unterhaltung er am Ende sorgen muß, wenn sie durch die Auspfändung Bettler werden.

Der Justizbeamte, der jetzt mit Gleichgültigkeit dem zerstörenden jahrelangen Kampfe der prozeßführenden Parteien zusehen kann und zufrieden ist, wenn seine Erkenntnisse von den höheren Stellen wenig geändert werden, hätte einen ganz andern Antrieb zu baldiger und gerechter Beendigung der Streitigkeiten, wenn er wüßte, daß die sich zerfleischenden Parteien seine Mitbürger sind, für deren Noth er selbst einzustehen hätte, und zu bedenken hätte, daß ein ungerechter, vielleicht wegen eines Formfehlers gar nicht beim höhern Richter anfechtbarer Richterspruch den Fluch auf ihn und seine Nachkommen bringen könnte.

Die Magistrate der Vorzeit waren zwar auch höhern Stellen untergeordnet, aber je angesehener die Städte und je mehr ausgebildet ihre Verfassung, desto weniger und seltener einzelnen Lokalbeamten, sondern nur den höchsten Landes- oder Reichsbehörden.

Die größeren Gemeinden scheuten nicht schwere Geldopfer und durch mehrere Generationen fortgesetzte Bemühungen, um die vom Kaiser oder den Fürsten zu besetzenden Vogteien zu ihrem Eigenthum zu machen.

Während durch eine verkehrte Anwendung der Begriffe von Freiheit manche unserer Staatsgelehrten einen Vorzug in neueren Einrichtungen darin zu finden glauben, daß die größten Gemeinden nicht mehr politische Rechte haben, als die kleinsten, und die gebildetsten nicht mehr als die geringsten, und nicht bedenken, daß das dem geringen Mann geeignete Maaß von Freiheit ein sehr kleines ist und, auch auf die einer höhern Freiheit fähigeren Bürger angewendet, das ganze Volk an der Entwicklung hindert, sehen wir in der Vorzeit durch den uralten Begriff von Immunität (dem Mundat) eine andere Art von Gleichstellung, die jeder Gemeinde so viel Freiheit gestattet, als sie ertragen kann, den geringen wenige, den fähigern große, oft fürstliche Selbstständigkeit,

PAUSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

und sehen wir eine Staatsgewalt, die, das höchste Wesen selbst nachahmend, überall zurücktritt, wo die Einzelnen, sich der Freiheit würdig zeigend, ihrer Einwirkung nicht bedürfen.

Die Magistrate der alten Städte waren bei Besetzung erledigter Stellen weder von der Gunst der Fürsten noch dem Willen der Gemeinde abhängig, und ergänzten sich selbst unter gemäßigter Mitwirkung der Gemeinden und der Fürsten.

Diese Unabhängigkeit der Magistrate nach oben und unten war ein besseres Mittel für die Unparteilichkeit der Entscheidungen, als jetzt die Dienstpragmatiken der Beamten und die aus ungebildeten Bürgern künstlich zusammengesetzten Geschwornengerichte, ohne die Mitwirkung rechtsgelehrter und selbstständiger Richter.

Diese Selbstständigkeit sicherte nicht bloß die Unparteilichkeit einzelner Entscheidungen, sondern auch die Autonomie der Gemeinden, die Fortpflanzung von Lokalobservanzen und der einem jeden Ort besonderen Verwaltungsgrundsätze, die zu größerer Entwicklung der Freiheit, des Wohlstands und der Bildung nöthig sind, und ohne welche die Städte von unaufhörlich wechselnden, immer den Gemeinden fremdbleibenden Oberbeamten regiert, niemals zu der Blüthe gelangen können, für welche sie bestimmt sind, und welcher sie fähig wären.

Aber diese Magistrate waren ungeachtet aller Selbstständigkeit doch in den meisten Städten vollständig kontrolirt und vor Ausartung in Schranken gehalten durch die Gemeinde selbst oder vielmehr durch die Vorsteher der Distrikte und Zünfte, welche, einem steten Wechsel unterworfen, die nöthige Bewegung in die Verwaltung brachten, ohne deren Zustimmung allgemein Gültiges nicht beschlossen werden konnte, deren Mitwirkung auch bei mehreren einzelnen wichtigern Verhandlungen nöthig war, und die auf solche Art die Magistrate an Mißbräuchen hindern, genau beobachten und zu zweckmäßigen Aenderungen veranlassen konnten.

Wir finden in diesen Städten den schon von Deutschlands ältestem Geschichtschreiber in seiner Urzeit bemerkten Unterschied zweier freier selbstständiger Stände, des Adels und der Bürger, sich immer von neuem gestalten unter verschiedenen Namen und Verhältnissen, wenn gleich oft geraume Zeit während der Unruhen verschwindend.

Wir finden in vielen Städten den alten Adel verdrängt, aber nach kurzer Zeit wieder ersetzt durch ein Patriziat, und nach erneuten Kämpfen weichen einer Aristokratie der gebildetsten und angesehensten Mitglieder der Gemeinde. In diesem Gegensatz zweier Stände, gleich frei und doch verschieden an Bildung und Beruf zur Regierung, liegt aber auch eine Erklärung des großen Gedeihens vieler dieser Städte.

Diejenigen Städte kamen in Verfall, in denen es der Aristokratie gelang, auf immer den selbstständigen Bürgerstand zu unterdrücken, und auch diejenigen, in denen der Bürgerstand die Oberhand gewann, ohne aus sich selbst heraus eine selbstständige Regierung zu bilden.

Zwei Stände, so nahe gegeneinander gestellt, und so eng mit einander verbunden, daß sie sich von langer Zeit her durchschauen konnten, und dann doch wieder so wesentlich verschieden in Bildung und Ansprüchen, mußten unter dem Schutz höherer Landesbehörden die vollständigste Kontrole verschaffen, eine viel bessere, als die später und bis jetzt versuchte und immer ungenügend erfundene, durch eine Reihe vieler über einandergestellter Staatsbeamter.

In den Städten, in welchen die verschiedenen Stände nicht durch zwei abgesonderte Kollegien repräsentirt und einander gegenübergestellt waren, finden wir um so mehr Vorschriften und Gewohnheiten, nach welchen in den Magistraten selbst die verschiedenen Stände, Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Ungelehrte u. s. f. Anspruch auf eine Zahl Stimmen hatten, wodurch der natürliche Gegensatz, der vor Erstarrung schützt, in denselben erhalten war; z. B. in Frankfurt am Main und Nürnberg.

Selbst in den Städten, in denen die Zünfte vollständig durchgedrungen waren, wie in Speier, Straßburg, Mainz, Zürich, wußten sich in der Zunftform die höhern Stände, die Geschlechter, geltend zu machen und Eingang zu verschaffen.

Eine merkwürdige Einrichtung bei diesen Magistraten machte auch, bei aller Festigkeit und Selbstständigkeit im Ganzen, einen fortdauernden Wechsel der einzelnen Aemter, besonders des Amts des Vorstands, sehr häufig zur Pflicht.

Dieser beständige Wechsel der einzelnen Aemter sicherte noch mehr die Universalität der Bildung der Mitglieder zu den Staatsgeschäften,

als die obenerwähnte Kollegialität, und machte zugleich den Magistraten möglich, zu jeder Zeit diejenigen Mitglieder an die Spitze der Geschäfte, der Bürgerschaft gegenüber, zu stellen, deren Ansichten und Fähigkeiten am meisten geeignet schienen, der herrschenden Ansicht derselben zu entsprechen, oder solche zu beherrschen, so wie jetzt in constitutionellen Staaten diejenigen Staatsmänner aus der Zahl der übrigen an die Spitze gestellt werden, welche die meiste Aussicht darbieten, die Mehrheit in den Kammern zu erhalten und solche zu leiten.

Dem geringern Mann ohne Besitz und Gewerb war in den alten Städten zwar Sorge für seine Nahrung gewidmet, auch die Möglichkeit gegeben, sich hinauf zu schwingen, aber nirgends eine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten gestattet.

Das sind die Grundzüge der alten Städteverfassungen, wie sich solche, zwar nicht überall, oft unvollkommen, oft spät, oft bald wieder ausartend, uns darstellen.

Unabhängig von der Gnade der Großen und von der Gunst des gemeinen Haufens, und die Bedingung der Festigkeit, so wie des Fortschritts in sich selbst tragend, konnten dieselben hohe Tugenden entwickeln und Großes leisten, den Welthandel durch Deutschlands Straßen ziehen, den Raubadel bezwingen, Flotten ausschicken, fremde Länder unterwerfen und den ewigen Landfrieden erkämpfen.

Vergleichende Uebersicht über die deutschen Städteverfassungen der neuesten Zeit.[1]

Die zunehmende Gewalt der Territorialherrn, ausländische Regierungsmaximen, auch die Fehler der Bürger selbst bereiteten, bald nach der Reformation, den Verfall der errungenen Freiheiten. Immer mehr wurden Staatsdiener aufgestellt, die nicht mehr den Ersten der Gemeinden, sondern entfernten höhern Stellen zu berichten hatten, und alle Fähigkeit für öffentliche

[1] Bei dieser Vergleichung dienten als Grundlage die neuen Gesetzsammlungen von Preußen, Sachsen, Kurhessen, Bayern, Würtemberg u. s. f., und für die Verfassungen bis 1830 das Werk von Reichard: „über die städtischen Verfassungen in Deutschland. Leipzig 1830.

Angelegenheiten in Anspruch nahmen. Immer mehr sank Gemeinsinn, Macht und Wohlstand, bis endlich beim allgemeinen Untergang unter dem Druck eines Eroberers der Grund des Uebels erkannt und Abhülfe eingeleitet wurde. Ungeachtet des vielen Guten aber, was in dieser Hinsicht seit Preußens Städteordnung geschah, gewährt der Ueberblick über die Städteverfassungen der jetzigen Zeit kein besonders befriedigendes Ergebniß. Wir bemerken sogar, daß hie und da bessere, aber leblos gewordene Formen, die allen Stürmen der Zeit getrotzt hatten, erst während der zerstörenden Organisationen Unvollkommnerem weichen wußten.

Doch niemand wird verzweifeln, der die Kürze der Zeit bedenkt, seitdem die Hülfe versucht worden, und der das eifrige Bestreben der einsichtsvollsten Regierungen Deutschlands zu Verbesserungen in dieser Beziehung betrachtet.

Wenn wir die Städte Deutschlands genauer ins Auge fassen, so bemerken wir einen großen Länderstrich von Nordwesten nach Südosten, von den Hanseſtädten durch Hannover, Braunschweig, Sachsen nach Oestreich sich ziehend, mit großen, reichen Städten, in denen sich die alten Formen am Besten erhalten haben, wenn auch der Geist derselben hievon gewichen seyn mag.

Die Hanseſtädte[1] stehen da, wie vereinzelte, aber starke Säulen des alten Baus, mit reichen Ueberlieferungen.

In diesen Städten vereinigt sich die Summe der städtischen Gewalt in den Senaten, die Einzelnes in Deputationen, Wichtigeres in der allgemeinen Versammlung beschließen, deren Mitglieder auf Lebenszeit gewählt sind, zum Theil aus Gelehrten bestehen müssen, und die sich in Erledigungsfällen selbst ergänzen, wobei nur das Statut über die Rathswahlen in Bremen vom Jahr 1816 eine modifizirende Ausnahme dadurch macht, daß der Senat an die Vorschläge einer Wahldeputation gebunden ist, die zur Hälfte aus Mitgliedern des Senats und zur Hälfte aus der Bürgerschaft gewählt ist, und welche drei Männer zu bezeichnen hat.

Die Bürgerschaften sind aber auch berufen theils zur Mitwirkung bei der Gesetzgebnng, theils zur Kontrole und Unterstützung bei einzelnen Deputationen der Senate, und sind zu

[1] Charles de Villiers Constitut. des trois villes libres anséatiques. Leipsic 1814. 8. — Westphal, über Hamburgische Verwalt. Hamb. 1828.

solchem Zweck in besondere Korporationen getheilt, in Lübeck in die 12 Kollegien, in Bremen in die Aemter der zehn Bürgerkompagnien, in Hamburg in die Parochien, deren erbgesessene Mitglieder die Besitzer von Häusern wenigstens 1000 Thaler werth, das Kollegium der Oberalten, der Sechziger, der Hundert und Achtziger und den allgemeinen Convent bilden.

Die Städte des Königreichs Hannover haben wichtige Rechte und bedeutende Selbstständigkeit sich erhalten.

In den von 1819 bis 1830 erschienenen Städteverfassungen ist dreizehn derselben die Jurisdiktion zugesichert, ebenso die Polizei und das Recht der Landstandschaft.

Die Stadträthe sind aus Mitgliedern zusammengesetzt, die lebenslänglich in ihren Stellen bleiben, und ergänzen sich in Erledigungsfällen selbst, doch in den seit 1819 neugebildeten Städten mit der Modifikation, daß bei der Wahl eine der Zahl der Magistratsmitglieder gleiche Anzahl Mitglieder der Bürgerdeputirten mitzustimmen hat.

Der Bürgerschaft ist ein angemessener Wirkungskreis angewiesen durch die Bürgerkollegien, welche durch angesessene Bürger, nach Distrikten abgetheilt, gewählt werden, bei allen wichtigeren Gegenständen mitzuwirken haben und ihre Beschlüsse in abgesonderten Sitzungen, unter der Leitung und Unterstützung eines Wortführers und Aktuars, fassen.

Vorzüglich ausgebildet ist die Verfassung der Stadt Hannover nach der Urkunde vom 12. Merz 1824.

Aehnliche Rechte hatten die Städte des Königreichs Sachsen durch die ihnen größtentheils bestätigte Gerichtsbarkeit und Polizei, die Privilegien der größern derselben, vermöge welcher sie höheren Landesbehörden und nicht einzelnen Lokalbeamten untergeordnet sind, durch die Selbstständigkeit ihrer nach bestimmten Gesetzen sich ergänzenden Magistrate, deren Mitglieder zum Theil Rechtsgelehrte seyn müssen, durch das Recht der Landstandschaft und durch die seit 1817 errichteten Kommunrepräsentanten, die aus den verschiedenen Hauptklassen der Bürgerschaft gewählt werden, und von denen alle drei Jahre der vierte Theil auszutreten hat. Besondere Erwähnung verdiente in dieser Beziehung die Verfassung der Stadt Leipzig, welche zur Wahl der Bürgerrepräsentanten sechs verschiedene, nach den verschiedenen Ständen und

Klassen abgetheilte Wahlkollegien festsetzte. Diese Rechte haben durch die neue Städteordnung von 1832, nach der Gesetzsammlung von diesem Jahre Nr. 3, einige Aenderung erlitten.

Es sind zwar den Städten die früheren Befugnisse erhalten worden, insbesondere neben dem Recht der Verwaltung des Gemeindevermögens und der Steuererhebung die volle Jurisdiktion und Polizei. Dagegen ist das Ernennungsrecht zu den Stadtrathsstellen dem Bürgerausschuß übertragen worden, der selbst zum größten Theil durch die ganze Bürgerschaft ohne Abtheilung nach Zünften oder Vermögensbesitz gewählt wird, jedoch in größern Städten unter Vermittlung eines Wahlkollegiums und immer auf den Grund von besonders bekannt zu machenden Wahllisten.

Nur bei Besetzung der Ortsvorsteherstellen treten Modifikationen ein, die dem älteren Recht sich nähern, indem hier der Ausschuß nur mehrere Vorschläge dem Stadtrath zu machen hat, die denselben in der Regel binden.

Auch in anderer Beziehung sind die Rechte des Bürgerausschusses sehr erweitert worden, ohne dessen Zustimmung weder Veräußerungen von Immobilien vorgenommen werden dürfen, noch andere Beschlüsse gültig sind, die auf den Haushaltplan wesentlichen Einfluß haben, denen endlich die Kontrole über die städtische Verwaltung, unter Zuziehung eines Rechnungsverständigen, so vollständig überlassen ist, daß die Regierungsbehörden nur die Vorlegung summarischer Auszüge der Stadtrechnungen zu verlangen haben.

Bemerkenswerth ist auch bei den Bürgerausschüssen der größern Städte die Abtheilung desselben in Stadtverordnete und gewöhnliche Mitglieder, indem die ersteren, die Minderzahl bildend, die weniger wichtigen und häufig vorkommenden Geschäfte ohne die Zuziehung der übrigen zu besorgen befugt sind, und insbesondere die spezielle Kontrole über die städtische Verwaltung und die fortdauernde Mitwirkung bei verschiedenen städtischen Deputationen.

Zu beachten ist ferner die Bestimmung, daß der Ausschuß in der Regel vom Stadtrath abgesonderte Sitzungen hält, und seine Beschlüsse schriftlich dem Magistrat mitzutheilen hat.

Diese Bestimmungen müssen dem Bürgerausschuß und dem durch denselben repräsentirten demokratischen Prinzip ein bedeutendes, früher in diesen Orten nicht gekanntes Gewicht geben.

Die Stadtrathsstellen sind nach der neuen Städteordnung zum Theil, nämlich so weit sie nicht durch gelehrte und besoldete Männer besetzt werden müssen, nicht mehr lebenslänglich, sondern einem periodischen Wechsel unterworfen.

Besonders zu beachten ist der bedeutende Spielraum, der den Städten, nach dem Eingang des Gesetzes, noch wegen der Annahme desselben und wegen verschiedener in einem besondern Ortsstatut zusammen zu fassenden Modifikationen gelassen ist, die den Städten Leipzig und Dresden besonders vorbehaltenen Rechte und die daraus hervorgehende Möglichkeit, im ächt deutschen vaterländischen Sinn diese Gesetze zu individualisiren.

Das Wichtigste bleibt aber immer die den Städten nach §. 235 und den folgenden von neuem zugesicherte volle Gerichtsbarkeit, ein, wenn auch mit Kosten verknüpftes, doch unschätzbares Recht der größern Gemeinden, da es Rechtskenntnisse zur nothwendigen Bedingung eines Theils der Stadtrathsstellen macht, und dadurch die Ordnung und Festigkeit in den Berathungen sichert, ebenso die selbstständige Haltung der Staatsverwaltung gegenüber bei etwa versuchten Eingriffen derselben, sowie die Achtung des Stadtraths vor der Bürgerschaft, die bei einem rechtsunkundigen Stadtrath durch jeden rechtsgelehrten Bürger gefährdet werden kann.

Auch in den Herzogthümern Sachsens hat sich Aehnliches größtentheils erhalten, und ist auch theilweise durch neuere Bestimmungen von neuem bestätigt worden, z. B. im Großherzogthum Weimar durch das Gesetz von 1810, und im Herzogthum Altenburg.

Treten wir in der Linie von Hannover und Sachsen in die österreichischen Staaten, die zum deutschen Bund gehören, so finden wir daselbst die Magistrate der schriftsäßigen und gerade der meisten und angesehensten Städte, unberührt von den Stürmen der Zeit und den Organisationen einer modernen Politik, im stillen Genuß schätzbarer Rechte, insbesondere der vollen Gerichtsbarkeit, der Landtagsfähigkeit, einer durch rechtsgelehrte Mitglieder gesicherten Selbstständigkeit und mehrfacher Immunitäten, und so auf dieser ganzen Linie von der Nordsee bis zum adriatischen Meer eine merkwürdige Aehnlichkeit der Verfassungen, eine kostbare Saat aus der früheren Zeit niedergelegt und auf weitere Entwicklung harrend.

Wenden wir uns westwärts von dieser Linie, so finden wir eine Richtung in den Gemeindeordnungen, welche von der bis jetzt geprüften sich bedeutend unterscheidet.

Während nämlich in den Ländern der bezeichneten Linie noch eine gemäßigte Selbstständigkeit der Gemeinden, und für alle Zweige der Staatsverwaltung, als Regel gilt, und als Bürgschaft für zweckmäßige Benützung dieser Befugnisse bei den Wahlen zu den Magistratsstellen Normen stattfinden, welche dem einsichtsvolleren und angesehneren Theil der Bürger den größten Einfluß sichern, bemerken wir in den westwärts liegenden Ländern bei den Staats- und Gemeindeverfassungen eine Ansicht vorherschend, welche die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in verschiedene Geschäftszweige vertheilt, und die Gemeindeverwaltung von der Rechtspflege, Polizei, Besteuerung mehr oder weniger trennt und besondern Beamten zutheilt, welche ferner in einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung dem demokratischen Prinzip einen überwiegenden Einfluß gestattet, während sie in andern Zweigen zugleich der Staatsgewalt ein Uebergewicht gibt, das sich mit der Selbstständigkeit der Gemeinden nicht zu vertragen scheint.

Die Trennung der Justiz von der Verwaltung ist in diesen Ländern ein leitender Grundsatz. Aber es ist diese Trennung nicht die einzige Wirkung jener analysirenden Ansicht, indem dieselbe auch die Polizei, das Besteurungsrecht u. s. f. von einander und von der Gemeindeverwaltung trennt.

Sehr verschieden ist auch die Zutheilung des demokratischen Prinzips an die getrennten Geschäftszweige in diesen Staaten. Während in den überrheinischen Ländern dem demokratischen Prinzip bei der Rechtspflege durch die Geschwornengerichte ein entschiedenes Uebergewicht gegeben ist, besteht bei der Verwaltung der Gemeinden eine Abhängigkeit von der Staatsgewalt, wie man sie fast nirgends in Deutschland sonst findet.

Dagegen ist in andern westlichen Staaten, z. B. in Würtemberg bei der Gemeindeverwaltung der Demokratie durch das der großen Mehrzahl gegebene Stimmrecht bei Gemeinderathswahlen das vollkommenste Uebergewicht verschafft, während den Stadträthen das uralte Recht der Gerichtsbarkeit in erster Instanz entzogen und königlichen Gerichten zugetheilt worden.

Uebrigens ist diese analysirende und theilweise sehr stark beschränkende, theilweise vielerlaubende Ansicht nicht überall gleich stark durchgedrungen. Man kann vielmehr in den Ländern, welche der obenbezeichneten Linie sich nähern, noch mehr Spuren von der ältern, für alle öffentlichen Angelegenheiten eine mittlere Selbstständigkeit verschaffenden Ansicht finden, nämlich in Churhessen, Bayern, dagegen das stärkere Hervortreten der entgegengesetzten Ansicht bemerken, je mehr wir uns Frankreichs Gränzen nähern, dieses Heimatlands der zertheilenden und in der Vertheilung große Gegensätze bildenden Staatsansicht.

Frankreich ist nämlich das Land, in welchem die Unterscheidung zwischen Verfassung und Verwaltung und zwischen den einzelnen Zweigen der Verwaltung, und die Auflösung des Staatsvereins in eine Masse einzelner Individuen am ersten und weitesten gediehen ist. Man darf jedoch diese Ansicht nicht als ein bloßes Produkt der französischen Revolution ansehen, vielmehr seine Wurzel schon in der früheren Bildung des französischen Volks und Staats, ja vielleicht sogar in dem römischen Element, das bei diesem Volke vorherrschte, suchen. Denn schon in den unabhängigen Parlamenten des alten Frankreichs neben einer despotischen Administration finden wir diese Vertheilung der Staatsgewalt und diesen Gegensatz in der Vertheilung. Die römische Rechtsansicht enthält aber durchaus die entschiedensten demokratischen und autokratischen Grundsätze mehr einander entgegengestellt, als vermittelt, und führt mehr zu einer vertheilenden als zusammensetzenden Anschauung des Staats, so wie auch Roms größter Geschichtschreiber, Tacitus, eine solche Vermittlung für unausführbar erklärt hat.[1]

Die Aufnahme dieser Ansicht in den westlichen Staaten Deutschlands ist daher auch nicht allein durch bloße Nachahmung französischer Regierungsmaximen zu erklären, sondern auch durch die besondere Empfänglichkeit des deutschen Volks überhaupt für fremde Ansichten, und es ist die Beschränkung jener ausländischen Ansicht nur in Verbindung mit dem allmähligen Erwachen des

[1] Cunctas nationes et urbes populus aut primores aut singuli regunt. Delecta ex his et constituta reipublicae forma laudari facilius quam evenire, vel, si evenit, haud diuturna esse potest.

nationalen Sinns zu erwarten und zu wünschen. — Wir wollen nun die Gemeindeordnungen des westlichen Deutschlands im Einzelnen in der so eben bezeichneten Richtung betrachten.

Den Uebergang bilden Baiern und Kurhessen.

Den Magistraten der Städte in Baiern[1] ist zwar in Folge dieser zertheilenden Ansicht die Gerichtsbarkeit in erster Instanz entzogen, dagegen aber eine selbstständige Gemeindeverwaltung, die Handhabung der Polizei und mehrere höhere Verwaltungsbefugnisse erhalten worden.

Die sicherste Bürgschaft einer noch erhaltenen größern Selbstständigkeit und größeren Befugniß für die bedeutenden Städte liegt in ihrer durch §. 121 zugesicherten unmittelbaren Unterordnung unter die Kreisregierungen und in den Exemtionen von der Aufsicht von Lokalbeamten.

Zugleich bestehen Einrichtungen in Betreff der Wahlen zu den Magistratsstellen, welche diesen Stellen einen gewissen Grad von Selbstständigkeit, Kenntnisse, Erfahrungen und Ansehen sichern. Denn in den Städten müssen nach Verhältniß ihrer Ausdehnung ein bis sechs wissenschaftlich gebildete Männer sitzen, welche lebenslänglichen Sitz im Magistrate haben, wenn sie nach 3 Jahren wieder gewählt werden, während die ungelehrten Mitglieder alle 6 Jahre einer neuen Wahl sich unterwerfen müssen. Die Wahl geschieht durch das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten, welche selbst zwar durch die Gemeinde, aber auch nicht unmittelbar, sondern durch eine Wahlkorporation gewählt werden, bei deren Zusammensetzung auf Vermögensbesitz Rücksicht genommen wird.

Die neue Gemeindeordnung in Kurhessen von 1834 hat ähnliche Bestimmungen. Die volle Gerichtsbarkeit, welche die Städte dieses Landes früher hatten, ist denselben zwar in Folge einer Bestimmung der Verfassungsurkunde von 1831 §. 112 entzogen worden. Auch ist die Ortspolizei nicht mehr nothwendig der Gemeindeobrigkeit übertragen, nach §. 61.

Dagegen ist den Magistraten Selbstständigkeit in der Gemeindeverwaltung gesichert, und bedeutende Befugniß in Verwaltungssachen.

[1] Baierisches Edikt über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, von 1818.

Als besonderes Zeichen und als Bürgschaft dafür dient in den Städten die Exemtion derselben von der Aufsicht eines Lokalbeamten und die unmittelbare Unterordnung unter die Regierung der Provinz, ebenso daß sie ihre Rechnungen selbst zu revidiren und nur den Regierungen zur Einsicht vorzulegen haben.

Die Gemeinderäthe werden auf 5 Jahre gewählt, und zwar durch den Bürgerausschuß, der selbst von der ganzen Gemeinde gewählt wird, wobei jedoch die Bestimmung gilt, daß die Hälfte des Ausschusses aus den höchstbesteuerten Bürgern bestehen muß.

Der Ortsvorsteher wird aber auf Lebenszeit gewählt und muß in größeren Gemeinden gelehrte Bildung haben.

Bestimmter spricht sich der Grundsatz der Vertheilung der Staatsgewalt und der ungleichen Zutheilung des demokratischen Prinzips in den noch westlicher gelegenen Ländern Würtemberg, Baden, Hessendarmstadt, Nassau und in den deutschen Ländern des linken Rheinufers aus.

In Würtemberg ist durch das Gemeindeedikt von 1822 und einige demselben von 1817 an vorhergegangene Bestimmungen den Städten die Gerichtsbarkeit erster Instanz bis auf die geringfügigen und Untergangssachen und die freiwillige Gerichtsbarkeit entzogen worden.

Ferner haben die Magistrate dieser Städte nur einen Theil der Polizei zu handhaben, indem sie namentlich in Betreff der sonst den Gemeinden übertragenen Gewerbs- und Baupolizei auf bloße Gutachten beschränkt sind. Ferner finden bei der Gemeindeverwaltung Beschränkungen statt, die in den bis jetzt geprüften Gemeindeverfassungen nicht vorkommen, indem die Veräußerung jeder Liegenschaft, auch der geringsten, selbst in den größten Städten, von der Genehmigung der Staatsbehörden abhängt, ebenso der geringste Vertrag mit einem Mitglied des Gemeinderaths oder Bürgerausschusses und jede Verwilligung an solche.

Hier fehlt ferner die Exemtion der größern Städte von der mittelbaren Aufsicht eines Lokalbeamten und die höhere Befugniß der Magistrate größerer Gemeinden so gänzlich, daß in einzelnen Beziehungen die Dorfgemeinden sogar mehr Rechte haben als die Stadtgemeinden, und der Oberbeamte des Staats nicht bloß die Einsicht in die Gemeinderechnungen nach vorangegangener Prüfung durch die bürgerlichen Kollegien, wie in Preußen, Sachsen, Hessen

u. s. f. zu besorgen hat, sondern ihm die spezielle Revision der Rechnung selbst obliegt.

Neben diesen ungewöhnlich großen Beschränkungen der Gemeinden ist aber auf der andern Seite eine Unabhängigkeit derselben in andern Beziehungen und ein vorherrschender Demokratismus zu bemerken, der in den bis jetzt durchgegangenen Ordnungen eben so unbekannt ist.

Denn in den Theilen der Gemeindeverwaltung, welche von der Genehmigung der Staatsgewalt unabhängig sind, können in der Regel die Beschlüsse des Gemeinderaths und Bürgerausschusses selbst nicht im Fall einer Meinungsverschiedenheit beider Kollegien und durch eine Beschwerde von der einen Seite aufgehoben werden, während in den meisten andern Staaten im Fall einer Meinungsverschiedenheit die Staatsbehörden zu entscheiden befugt sind. Hauptsächlich tritt aber das demokratische Prinzip bei den Wahlrechten entschieden hervor.

Denn nicht der Bürgerausschuß, sondern alle Bürger der Gemeinde und zwar ohne Rücksicht auf Vermögen, Stand und Bildung haben gleiches Stimmrecht bei allen Wahlen zu den periodischen Gemeinderaths- und Bürgerausschußstellen, von denen die ersten lebenslänglichen Sitz im Stadtrath verschaffen, wenn nach 2 Jahren die Wahl bestätigt wird.

Auch finden in Betreff der Wählbarkeit keine Beschränkungen mit Rücksicht auf Stand und Bildung, Kenntniß oder Vermögensbesitz statt.

Bei den Ortsvorsteherstellen darf zwar die Regierung aus drei von den Gemeinden Vorgeschlagenen Einen auswählen, aber sie ist an diese Vorschläge gebunden. Den geringen unvermöglichen Bürgern, die in den meisten Gemeinden die überwiegende Mehrzahl bilden, ist daher nach diesem Gesetz gestattet, Männern aus ihrer Mitte, die vielleicht nicht lesen, noch schreiben können, sämmtliche Sitze im Gemeinderath selbst der größten Städte zu verschaffen.

Wenn dieser Demokratismus neben der bedeutenden Abhängigkeit der Magistrate auffällt, so ist dagegen gerade derselbe durch die letztere bedingt. Denn je weniger die demokratische Wahlform, welche die kleinste Gemeinde der größten Stadt und den rohesten Bürger dem gebildetsten gleichstellt, Bürgschaften für

würdige Besetzung der Magistratsstellen gibt, desto weniger Rechte konnten diesen Magistraten übertragen werden.

Auffallend ist aber, daß in den öffentlichen Aeußerungen über dieses Gesetz und in den verschiedenen und wiederholten Petitionen, so weit sie allgemein bekannt geworden, nicht auf solche Modifikationen der Wahlform, welche Bürgschaften für gute Besetzung der Stellen geben, und dagegen auf Erweiterung der Befugnisse der Magistrate gedrungen wird, sondern vielmehr fast ausschließlich, wenigstens vorzugsweise, auf Aufhebung der Lebenslänglichkeit der Magistrate, welche doch, längere Erfahrungen der Mitglieder sichernd, eine Bürgschaft für die Befähigung derselben, wenigstens einiger Ersatz für die bei der Wahl nicht verlangten Kenntnisse zu seyn scheint.

Leicht könnte aus dieser Thatsache die Folgerung gemacht werden, daß die vertheilende und in der Vertheilung starke Gegensätze bildende Ansicht mehr noch von der Volksansicht gebilligt sey als von der Regierung, wenn sich nicht vermuthen ließe, daß diesem Begehren nach Aufhebung der Lebenslänglichkeit mehr das Bedürfniß nach einer Integralerneuerung der Magistrate zum Grunde liegt, nach dessen Befriedigung solche nicht mehr verlangt noch benutzt würde.

Indem nämlich die Regierung bei Einführung der Gemeindeverfassung die früher auf ganz andere Art ernannten und unter andern Verhältnissen ausgebildeten Magistrate in ihren Stellen ließ, und diese längere Zeit in den meisten Orten, vermöge der großen Gewalt auf den größern Haufen, die Wahlen in ihrem Sinn leiten konnten, scheinen sich in denselben Elemente angesammelt zu haben, die mit der Ansicht der Mehrzahl der unabhängigen Bürger nicht mehr übereinstimmen, und eine Aenderung wünschenswerth und nöthig machen, welche auf schnellere und sicherere Art, als durch gänzliche Aufhebung der Lebenslänglichkeit erreicht werden könnte.

Die zugleich mit der Gemeindeverfassung errichteten königlichen Gerichte erster Instanz enthalten auch ein demokratisches Element durch die von den Amtsversammlungen zu denselben zu wählenden Beisitzer neben den gelehrten Staatsdienern, welches Element jedoch bis jetzt sich nicht entwickelt hat und wahrscheinlich sich auch nie wird entwickeln können, sondern mehr als eine der Freiheit gegönnte Form anzusehen ist.

Auf ganz ähnliche Art ist die Gemeindeordnung Badens gebildet.

Auch hier ist die Gemeindeverwaltung von den meisten Funktionen der Staatsgewalt getrennt, und auch durch die Oberaufsicht der Staatsbehörden beschränkt. Dagegen geht das demokratische Prinzip in den unabhängig gebliebenen Theilen der Verwaltung noch einen Schritt weiter als in Würtemberg. Denn nicht nur haben bei den Wahlen zu den Gemeinderathsstellen sämmtliche, selbst die Schutz- und Ehrenbürger, ohne Unterschied des Vermögens, des Stands und der Bildung, Stimmrecht, sondern es wird auch für die Wählbarkeit weder Vermögensbesitz, noch geprüfte Fähigkeit verlangt. Ebensowenig ist für ein gesetzliches Vorzugsrecht gesorgt.

Weiter geht ferner diese Ordnung noch in sofern, als alle Magistratsmitglieder, selbst die Ortsvorsteher, nur auf 6 Jahre gewählt werden können, und bei Meinungskonflikten der 2 bürgerlichen Kollegien, und sogar bei Berufung eines Betheiligten, von gleichlautenden Beschlüssen bei der Behörde eine Berufung an die gesammte Bürgerschaft statt findet.

In den Ländern Nassau, Hessendarmstadt und den deutschen Ländern des linken Rheinufers ist die Vertheilung der Staatsgewalt und das theilweise Vorherrschen des demokratischen Prinzips gleichfalls zu bemerken, nur auf andere Art, indem hier die Gemeindeverfassungen in gänzlicher Abhängigkeit von der Staatsgewalt sich verlieren, dagegen in den Gerichten Ersatz gegeben ist.

Im Herzogthum Nassau hat, nach der Verordnung von 1816, der von der Regierung ernannte Schultheiß, unter Aufsicht höherer Beamten, die Polizei und das Gemeindevermögen zu verwalten, ebenso das öffentliche Abgabewesen, und sind ihm nur zur Berathung, nicht Entscheidung, 2—12 von der Gemeinde auf 2—3 Jahre gewählte Vorsteher (das Feldgericht) beigegeben.

Nach der Gemeindeverfassung Hessendarmstadts[1] wird ein Bürgermeister aus 3, durch alle wahlberechtigten Ortsbürger vorgeschlagenen Kandidaten auf 6 Jahre von der Regierung ernannt, der die Gemeindeverwaltung, in vielen Orten auch die Polizei, unter höherer Aufsicht zu führen hat, und dem ein Gemeinderath

[1] Großherzogl. Hessendarmstädtische Gemeindeordnung vom 30. Juni 1821.

beigegeben ist, der sich nur einmal im Jahr auf die Dauer von 14 Tagen in der Regel versammeln darf, dem im Wesentlichen nur ein berathender Einfluß gestattet ist.

In den deutschen Ländern des linken Rheinufers verschwinden alle Rechte der Gemeinden an die Verwaltung ihres Vermögens und auf Antheil an der Handhabung von Funktionen der Staatsgewalt fast gänzlich.

Ein von der Regierung ernannter Ortsvorsteher hat hier unter der Aufsicht höherer Beamten die Gemeinde zu regieren. Nur für einzelne Fälle ist ihm ein berathender Ausschuß beigegeben.

Nach den hier größtentheils beibehaltenen Bestimmungen des französischen Kaiserreichs wurde der Ausschuß von dem Oberbeamten oder der Regierung ernannt, versammelte sich derselbe nur einmal 14 Tage lang im Jahr, und mußten alle Beschlüsse dem Oberbeamten zur Genehmigung vorgelegt werden.

Neben dieser gänzlichen Abhängigkeit in Verwaltungsangelegenheiten ist dem demokratischen Prinzip ein bedeutender Spielraum gegeben bei der Gerichtsbarkeit durch die Geschwornengerichte in dem größten Theil dieser Länder, ein Uebergewicht, das so viel Beifall daselbst gefunden hat, daß die gänzliche Abhängigkeit in anderer Beziehung weniger gefühlt wird.

Merkwürdig ist aber, wie in diesen Ländern die demokratische Richtung in einem einzelnen Zweige der Staatsgewalt neben Unfreiheit in anderer Beziehung von der öffentlichen Meinung ebenso lebhaft festgehalten wird, wie in mehreren südwestlichen Staaten, z. B. in Würtemberg in Betreff der Gemeindeverwaltung, während doch alle diese Länder Jahrhunderte lang auf ganz andern Grundlagen ihre Freiheit und ihren Wohlstand blühen sahen.

Hätten die Städte am Rhein: Köln, Mainz, Speier, unter einem fürstlichen Beamten und dessen Adjunkten, auch neben Freiheit in der Rechtspflege, zu dem Ansehen und dem Wohlstand emporsteigen können, wovon uns ihre Geschichte berichtet?

Wenden wir uns ostwärts von der Linie, welche wir von der Nordsee zum adriatischen Meer gezogen, zu dem östlichen Theil der preußischen Monarchie, so finden wir eine Städteordnung ganz entgegengesetzter Art wie die des westlichen Deutschlands.

Zunächst ist hier die Städteordnung für das Königreich Preußen von 1808 zu prüfen, welche durch die neue Ordnung

von 1831 nur theilweise modifizirt worden, und auch deswegen vorzugsweise ins Auge zu fassen ist, weil sie in vielen Orten noch in unveränderter Wirksamkeit geblieben und den Städten das Wahlrecht zwischen beiden Gesetzen gelassen hat.

Diese Ordnung begünstigt die vertheilende und starke Gegensätze in der Vertheilung bildende Ansicht, die in den Ordnungen des südwestlichen Deutschlands vorherrscht, weniger, und gestattet dem demokratischen Prinzip eine bedeutende Wirkung, und zwar in vielen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, und sogar mehr als in Hannover, Sachsen und Oestreich.

Die Gemeindeverwaltung ist den Magistraten und dem Collegium der Bürgervorsteher so vollständig anvertraut, wie in keinem der südwestlichen Staaten.

Weder bei Veräußerung von Immobilien, noch bei Contrahirung von Passiven und Verminderung des Gemeindevermögens sind in der Regel Genehmigungen der Staatsbehörden nöthig.

Noch weniger wird dieses verlangt bei allen Verträgen mit Mitgliedern der Magistrate und des Bürgerausschusses, welche Beschränkung immer in sofern etwas für die Selbstständigkeit der Gemeinden Bedenkliches hat, als dadurch die Aussicht auf Verbesserung des Einkommens der Gemeindebeamten, der natürlichen Vertheidiger derselben, bei etwaigen Uebergriffen der Staatsgewalt von der Gunst der Beamten dieser Gewalt zu sehr abhängig ist.

Während ferner in den meisten südwestlichen Staaten die eigentliche Revision der Gemeinderechnungen den Staatsbehörden übertragen ist, und die bürgerlichen Kollegien und Magistrate sich mit bloßer allgemeiner Durchsicht begnügen, ist hier die eigentliche Revision Sache der Magistrate und Bürgerrepräsentanten so gänzlich, daß den Staatsbehörden nur summarische Extrakte und da, wo solche zur Kenntniß des Publikums gedruckt werden, nur in dieser Form vorgelegt werden müssen, eine Einrichtung, bei welcher mancher ängstliche Beamte im westlichen Deutschland den alsbaldigen Ruin der Gemeinde in wenigen Jahren voraussehen würde.

Auch die Wahlform bei Besetzung der erledigten Magistratsstellen hat eine demokratische Richtung, insoferne die ganze Bürgerschaft die Stadtverordneten zu wählen hat und diese Stadtverordneten die Stadträthe, die gelehrten und besoldeten auf 12 Jahre, und die übrigen auf 6 Jahre.

Nur insoferne treten bei der Wahl Beschränkungen ein, welche aber die Selbstständigkeit der Magistrate noch zu erhöhen bestimmt sind, als immer ein Theil der Magistratsmitglieder wissenschaftlich gebildet und besoldet seyn muß, und, bei der Wahl der Bevollmächtigten, diejenigen Bürger, welche nicht angesessen sind oder nicht ein reines Einkommen von 150 bis 200 Thalern besitzen, nicht konkurriren dürfen. Auch sind die Magistrate der preußischen Städte mit ansehnlichen Funktionen der Staatsgewalt bekleidet in Betreff der Erhebung und Vertheilung der Klassen- und Gewerbe-Steuern, der Polizei und verschiedener Theile der Staatsverwaltung.

Die Gerichtsbarkeit erster Instanz ist den Städten zwar nicht gegeben; dagegen hat die Regierung auf die Bitte der vormals sächsischen Städte, die früher diese Gerichtsbarkeit erworben hatten, Aussicht auf die Zurückgabe dieser Befugniß gegeben und damit im Allgemeinen die Vereinigung dieses wichtigsten Theils der Gewalt der Magistrate mit den übrigen Funktionen nicht für unverträglich mit den allgemeinen Regierungsgrundsätzen erklärt.

Die neue Ordnung von 1831 ändert nichts Wesentliches an der frühern. Sie verlangt nur für das Recht, wählen zu dürfen, einen größern Vermögensbesitz oder ein größeres Einkommen, und bestimmt den besoldeten Mitgliedern der Magistrate, die nach 12 Jahren nicht wieder gewählt werden, die Hälfte der Besoldung als Pension.

Sie gestattet ferner den Städten ein Wahlrecht zwischen beiden Ordnungen, und in einem besondern Statut noch weitere Modifikationen nach den verschiedenen Lokalitäten und Bedürfnissen zu bestimmen, ein Recht der Autonomie, das, so gering es auch jetzt noch in seinen Wirkungen seyn mag, doch als eine Erlaubniß, von der sonst so sehr beliebten Uniformität abzuweichen und das Gesetz nach den Bedürfnissen zu spezialisiren, als ein bedeutender Fortschritt in einer wahrhaft nationalen Regierungsweise anzusehen ist.

Das neue Gesetz von 1831 gestattet ferner die Aufsichtsgewalt, die sonst der Staat ausgeübt, den Grundherren da, wo dieselben früher solche Befugnisse hatten, eine Bestimmung, welche besonders Anstoß bei der liberalen Partei gefunden hat. Da aber diese Befugniß nicht auf Kosten der Freiheit der Städte, sondern

der Staatsgewalt eingeräumt werden, und nur unter der Aufsicht höherer Regierungsbehörden ausgeübt werden darf, so kann davon kein Nachtheil für die Stadt besorgt werden. Denn ob die Städte den Grundherren oder den Distriktsbeamten zur nächsten Aufsicht untergeordnet sind, kann bei der Unterordnung beider unter höhere Behörden gleichgültig seyn.

Bei dem nie ganz zu vertilgenden Antagonismus zwischen der Geburts- und Beamtenaristokratie möchte im Gegentheil manchmal sogar ein solcher gemischter Einfluß der Freiheit der Städte mehr förderlich seyn, als ein ungemischter der Beamtenhierarchie.

Auch könnte diese Entäußerung eines Theils der Lokalregierungsgewalt an einzelne höher gestellte Personen leicht in anderer Beziehung eine weitere fruchtbringende Folge haben, wenn sie ein Beispiel und eine Einleitung einer wohlthätigen Decentralisation der Staatsverwaltung würde.

Denn sowie sich zeigen würde, daß die Ueberlassung einzelner Regierungsbefugnisse bei gehöriger Unterordnung unter höher gestellte Behörden an einzelne unbesoldete, aber des Einflusses und der Ehre wegen thätige Mitglieder des Adels ohne Schaden für das Allgemeine und mit Vortheil für die Finanzen übertragen werden kann, so könnte ähnliche Uebertragung mehrerer Lokalregierungsrechte auch an Gemeinden mit großer Ersparniß für den Staat und größerem Vortheil für die Entwickelung der geistigen Kräfte des Volks unternommen werden.

Aber die so freisinnige Richtung dieser preußischen Städteordnung hat eine ganz eigenthümliche Beimischung, welche sie von allen andern deutschen Gemeindeordnungen unterscheidet, und welche die Angränzung dieses Theils von Deutschland an rein monarchisch regierte Länder, an die Völker slavischer Herkunft und selbst an den Orient ahnen läßt.

Denn schon die Städteordnung von 1808 bestimmt in Betreff der Wahlen in §. 148, daß zu den Magistratsstellen nur geachtete, rechtliche, einsichtsvolle und geschäftskundige Männer gelangen sollen. In „Reichardi's Städteverfassung" S. 338 ist ein Regierungsdekret vom 21. Juni 1821 abgedruckt, durch welches vor unpassenden Wahlen gewarnt wird und in welchem angeführt ist, daß mehrere Fälle eingetreten seyen, in welchen die von den Stadtverordneten gewählten Subjekte dem in sie gesetzten Vertrauen gar nicht

entsprochen haben, daher denn auf eigenen Antrag der Stadtverordneten mehrere Subjekte, theils als unmoralisch, theils als geschäftsunkundig ihrer Aemter haben entsetzt werden müssen. Hier zeigt sich nun eine durchaus verschiedene Ansicht von der besonders in den südwestlichsten Staaten herrschenden.

In den Ordnungen jener Staaten ist rechtlich scharf bestimmt, wer gewählt werden kann und wer nicht; dort also wäre eine Untersuchung wegen der Wahl einer Person, die dem Vertrauen nicht entspricht, wegen Unmoralität oder Mangel an Geschäftskenntniß unmöglich, und würde das größte Aufsehen und Klagen über Verletzung der Gesetze zur Folge haben, auch wenn das Resultat der Untersuchung in materieller Hinsicht in der öffentlichen Meinung noch so sehr gebilligt wäre. In diesen Staaten gilt überall als Grundsatz, daß nur erwiesene strafmäßige Vergehen die Entlassung möglich machen.

Wenn in jenen Staaten der größeren Menge einfallen würde, zum Vorsteher einer Stadt drei gleich unkundige und ungebildete Männer vorzuschlagen, so hätte die Regierung daselbst nur das Recht, unter den drei unpassenden einen auszuwählen, nicht aber neue Vorschläge zu verlangen.

So finden wir auch bei andern Bestimmungen der preußischen Städteordnung das unbestimmte Recht der Regierung, einzuschreiten, sobald ihr ein besonderer Nachtheil zur Anzeige kommt, der durch die Magistrate zu entstehen droht.

Sogar ist am Schlusse der Städteordnung von 1831 der Regierung vorbehalten, bei auffallendem Mißbrauch der Gemeinde oder der Magistrate und fruchtlos angewendeten Correctionsmitteln die Verfassung aufzuheben.

Es ist von der aufgeklärten und freisinnigen Regierung dieses Landes ein sehr vorsichtiger und gemäßigter Gebrauch dieser vorbehaltenen Einschreitungsrechte zu erwarten und auch seitdem bewiesen worden.

Aber bezeichnend und auch die erwähnten größeren Rechte der Städte erklärend sind jene Bestimmungen.

In dem ganzen Orient und bei den Völkern slavischer Herkunft insbesondere finden wir häufig und sogar als Regel eine persönliche Freiheit der Einzelnen und eine Verwaltungsform der Gemeinden, die in Deutschland und in Frankreich vergebens gesucht wird.

Die Gemeinden genießen daselbst das Recht, die Steuern unter sich zu vertheilen und umzulegen, ihre Gemeindeangelegenheiten zu ordnen und sich selbst nach ihren Gesetzen durch Männer aus ihrer Mitte Recht zu sprechen, und in so hohem Maaß, daß die Staatsgewalt davon nicht die mindeste Kenntniß nimmt, aber immer mit dem Vorbehalt, einzuschreiten, so oft sie durch die Ausübung solcher Befugnisse sich beeinträchtigt glaubt.

Gerade ein solcher Vorbehalt, einer freisinnigen und aufgeklärten Regierung verwilligt, macht derselben für die Regel die Gestaltung einer viel größeren Freiheit möglich, als in einem Staate, in welchem die Gränzen der Staatsgewalt juristisch scharf bestimmt werden müssen.

So können wir in Deutschland einen dreifachen Hauptcharakter der Städteverfassungen unterscheiden.

In der Linie von der Nordsee zum adriatischen Meere herrscht eine die meisten Zweige der Staatsverwaltung umfassende universelle Stellung der Magistrate, dabei aber gemäßigt, im Verhältniß der Tüchtigkeit sich steigernd und gesichert durch Gesetze.

In den mehr westwärts gelegenen Ländern ist, neben der größten Ungebundenheit in einzelnen Zweigen der Verwaltung, die größte Abhängigkeit in andern unterscheidendes Merkmal.

In den östlich gelegenen Ländern ist wieder eine mehr universelle, bedeutende, aber in rechtlicher Beziehung weniger gesicherte Freiheit zu bemerken.

Die erste dieser Freiheiten entspricht am meisten der vaterländischen deutschen Denkungsart, die eine feste, aber gemäßigte und den ganzen Bürger umfassende Selbstständigkeit verlangt; die zweite nähert sich den Formen der Völker, deren Sprache und Gesinnung von den Römern am meisten sich angeeignet haben; die dritte Form aber nähert sich den Ansichten und der Denkungsweise des Orients.

Schwerlich werden diese Unterschiede jemals ganz zu vertilgen seyn, bei der Empfänglichkeit der Deutschen für fremde Ansichten. Aber mit der Ausbildung der deutschen Sinnesart wird sich der Raum für jene Ansichten verengen.

Bei jeder Beauftragung, bei jeder Anstellung eines Beamteten finden wir die drei Arten von Bürgschaften gegen Mißbrauch, die Vertheilung der Gewalt unter verschiedene Personen, die

Beaufsichtigung durch Vorgesetzte und die Prüfung der Anzustellenden, wenigstens in der Regel vereint angewendet, nur mit dem Unterschied, daß je nach der Natur des Auftrags die eine oder die andere Art der Bürgschaft mehr hervortritt, so wie wir das auch bei den Gemeindeverfassungen bemerkt haben.

Die zwei erstgenannten Bürgschaften durch Vertheilung und Aufsicht unterscheiden sich aber wesentlich von der dritten durch Prüfung des zu Beauftragenden dadurch, daß sie auf äußeren Umständen und Verhältnissen beruhen, während die dritte auf die innern Eigenschaften der Personen und so bei den Gemeindeverfassungen auf die Fähigkeiten des Volks sich gründet.

Daß die innere Bürgschaft in Deutschland einst vorherrschte und theilweise noch die erste ist, kann dessen Volk ein Ruhm seyn, sowie das gleichzeitige Bestehen von Formen, die nur große Völker von einander unterscheiden, in seinen Gauen, ein Beweis seiner universellen Richtung und großen Bildungsfähigkeit ist.

Allgemeine Bemerkungen über die Mittel, durch welche die Wirkungen der Gemeindeordnungen erhöhet werden könnten.

Wenn auch die Gesetze über die Gemeindeverfassungen noch manches zu wünschen übrig lassen, und der ungenügende Erfolg derselben zum Theil in denselben selbst zu suchen ist, so wird doch auf der andern Seite kein unbefangener und unterrichteter Beobachter in Abrede stellen, daß ein noch größerer Theil der noch vermißten Wirkung in dem Benehmen der Bürger, in ihrer Gleichgültigkeit, Unwissenheit und andern Fehlern Erklärung findet.

Von den Gegnern der Freiheit ist letztere unläugbare Wahrnehmung oft schon angeführt worden, um die Unfähigkeit und Unmündigkeit des Volks zu beweisen. Aber ein Volk, in dessen Wäldern schon vor 1800 Jahren nach der Bemerkung Montesquieus jene Freiheit erfunden worden, welche das in der Despotie der römischen Kaiser versunkene Europa von neuem aufrichtete und welche noch jetzt die Völker dieses Welttheils vor Erstarrung bewahrt, hat nicht nöthig, erst noch älter zu werden, um für die Ausübung derselben heranzureifen.

Dasselbe bedarf dagegen einer anregenden Vorbereitung, um jene Rechte besser als bisher ausüben zu können, an der es seitdem größtentheils gefehlt hat.

Die Gesetze haben für solchen Zweck kaum einige Grundzüge angegeben. Noch weniger haben die Sitte und das Volksleben um jene starren Linien der Gesetze kräftige und lebendige Zweige geschlungen. Denn wenn ein Gesetz vorschreibt, bei einer Wahl habe jeder Bürger einen Wahlzettel auf das Rathhaus zu bringen, und es habe einer nach dem andern solchen der Wahldeputation zu überreichen u. s. w., so reicht das nicht hin, um ein Volk wie das deutsche anzuregen. Noch weniger genügt die gedruckte Aufforderung dazu in einem Zeitungsblatt, der häufig eine mündliche beizufügen in den größeren Städten nicht einmal eine Gelegenheit gegeben ist, und die unter der Menge von Privatanzeigen leicht gar übersehen wird, oder wenigstens ohne Eindruck auf das Gemüth gelesen wird. Eben so wenig reicht die trockene Anwendung der Bestimmungen dieser Gesetze über die Geschäftsbehandlung in den Magistraten und Bürgerkollegien wegen der Zahl der Stimmen, welche entscheidet, wegen der Leitung durch den Vorstand u. s. f. hin, um das einzelne Mitglied zu veranlassen, seine Kenntnisse über einen vorliegenden wichtigen Gegenstand zu vermehren, und um sein Gewissen bei der Entscheidung zu stärken.

Je mehr ein Gesetz der größeren Menge des Volks oder doch dem ungelehrten und weniger gebildeten Theil desselben zur Anwendung überlassen ist, desto mehr sind Formen nöthig, die sein Gemüth ansprechen, seine Aufmerksamkeit schärfen, ihm Zeit lassen nachzudenken, sich zu erkundigen, und dem Gewissen Raum geben, über Leidenschaften zu siegen, und auf diese Art die besten Schutzwehren der Freiheit und des Rechts des größern Theils des Volks seyn können.

Es ist schon beim bürgerlichen Recht dieser Mangel an Formen ein Nachtheil, der unzähliges Unrecht auf den ungebildeten Mann wirft und unnennbar viele Rechtsstreitigkeiten hervorruft, und der ein volksthümliches Gesetzbuch, ein im Volk lebendes bürgerliches Recht, an der Entwickelung bis jetzt gehindert hat. Denn wenn das gemeine römische Recht jedem Vertrag Gültigkeit zuspricht, der ohne Beobachtung von Formen zu Stande gekommen, wenn es einen Vertrag aufrecht erhält, der über das Besitzthum

eines Mannes und seine ganze Existenz entscheidet, zu welchem derselbe im Augenblick der Uebereilung Ja gesagt oder bei dem er gar nur Stillschweigen beobachtet hat, unter Umständen, wo er hätte reden sollen, wenn nicht einmal mehr der aus alter Zeit überlieferte und in Ehren gehaltene Handschlag das sichere Merkmal der Zustimmung für die Richter mehr ist, welche gefährliche Waffe ist da dem Unterrichteten gegeben im Verkehr mit dem Geringen? Wie viel besser waren dessen Rechte gesichert durch die Rechtsgewohnheiten und Gesetze vor der Einführung des römischen Rechts, die bei wichtigern Verträgen, z. B. über liegende Güter, geheime Beredungen nicht beachteten und die Anzeige bei der Gemeinde oder doch die Zusammenberufung einer Zahl von Freunden zur Bedingung machten, und so dem Ueberlisteten oder Uebereilten Zeit zur Besinnung und Erkundigung gaben! Wie viele Einreden wegen Ueberredung und Verletzung könnten durch solche Formen beseitigt, wie vielen Rechtsstreitigkeiten vorgebeugt werden!

Wie sehr würde endlich das Rechtsgefühl des Volks durch eine zum Theil aus uralter Zeit zurückzurufende Rechtssymbolik an Stärke und Leben gewinnen? Aber noch nachtheiliger und fühlbarer ist der Mangel an einer solchen Rechtssymbolik bei Ausübung öffentlicher Rechte. Wenn in alter Zeit die gesammte Bürgerschaft auf dem Marktplatz versammelt worden, um ein Gesetz bekannt zu machen, so muß das bessere Wirkung hervorgebracht haben, als ein Inserat in einem Wochenblatt, womit in größeren Städten häufig die Obrigkeit für solchen Zweck sich begnügt. Wenn aber ferner den Wahltagen ein Gottesdienst vorausging, oft sogar die Ablegung eines körperlichen Eids, und wenn die Zeiten der Wahlen zugleich Volksfeste waren, so wurden von unsern Vorfahren jetzt ganz vergessene Mittel angewendet, um das Volk aufmerksam zu machen und seine Vaterlandsliebe zu erhöhen.

Viel könnte in dieser Richtung schon dadurch erreicht werden, wenn keinem Bürger eine Abstimmung gestattet würde, der nicht wenigstens bei einer vorbereitenden Versammlung gewesen wäre und seine Legitimation zur Ausübung des Wahlrechts sich daselbst geholt hätte, und wenn bei solcher Versammlung zum wenigsten ein Vortrag des Magistrats und einer des Bürgerausschusses stattfinden müßte, eine Einrichtung, an die auch religiöse

Feierlichkeiten hie und da angereiht werden könnten, und die von so großen Folgen und guter Wirkung seyn müßten, daß sich am Ende auch die Aengstlichkeit mancher Aufsichtsbehörden damit befreundete und jene Vorsichtsmaßregeln nicht mehr nöthig erachtet würden, wie sie Friedrich von Raumer in seinem Werk über England im Jahr 1835 unmittelbar nach der Anschauung eines frischeren Volkslebens als ein Uebel unserer Staaten bezeichnet hat. (Band 2, S. 209.)

Wir gehen über auf die Formen der Geschäftsbehandlung der Magistrate und der bürgerlichen Kollegien, bei deren Verbesserung keine solche Sorgen eintreten können, wobei ein ziemlicher Spielraum schon durch die vorhandenen Gesetze den Mitgliedern jener Behörden gestattet ist und durch welche große Vortheile erreicht werden können.

Die alte Zeit war überreich an Förmlichkeiten, in welche die Verhandlungen der Magistrate eingekleidet werden mußten, um, ohne entgegengesetzte Ansichten zu beleidigen, die eigene auszuführen. Durch diese Förmlichkeiten und Umständlichkeiten war auch dem schwächsten Mitglied Gelegenheit gegeben, sich gehörig über den Stand der Sache zu unterrichten und auch selbst, bei gehöriger Geduld, am Ende zum Wort zu kommen.

Die neuere Zeit hat diese Förmlichkeiten als altmodisch und pedantisch auf die Seite geworfen, aber ohne hinreichenden Ersatz durch zweckmäßigere Formen, und so zum großen Nachtheil für die Gemeinden und ihre Freiheiten.

Denn die neuen Städteordnungen, welche vor uns liegen, bestimmen in der Beziehung in der Regel nur, daß die Mehrzahl zu entscheiden und der Vorstand die Verhandlung zu leiten habe. Auch konnten sie häufig nicht viel mehr bestimmen, indem das Bedürfniß nach vermehrten Formen sich erst durch entstehende Gewohnheiten herausstellen mußte.

Aber man muß ins Auge fassen, wie diese Formlosigkeit benutzt werden kann und auch oft schon benutzt worden ist. Ein herrschsüchtiger Vorstand eines Magistrats kann in Ermanglung weiterer Beschränkung über die Art des Vortrags und der Zeit den Augenblick abwarten, wo nothdürftig der Magistrat versammelt ist und nur diejenigen anwesend sind, von denen er keinen Widerspruch zu besorgen hat, um den wichtigsten und folgenreichsten

Beschluß vielleicht noch am Ende einer Sitzung, wo niemand darauf gefaßt ist, durchzusetzen.

Auch darf man sich nicht wundern, wenn dann aus Mißtrauen gegen solche Uebereilungen den Aufsichtsbehörden die Genehmigung aller auch nur einigermaßen bedeutenden Beschlüsse in den meisten Ländern vorbehalten werden mußte, mit unendlicher Vermehrung der Vielregiererei und der Bevormundung und mit großer Beschränkung, ja Gefährdung der Freiheiten, und dann doch auch wieder ohne gehörigen Schutz für den Vortheil der Gemeinde.

Denn wenn jede Gratification für einen Gemeindebeamten von der Genehmigung der Aufsichtsstellen abhängig ist, wie das in jenen Ordnungen hie und da vorkommt, wie kann von demselben, dem natürlichen Vertheidiger der Gemeinde, dann rücksichtloses Benehmen bei etwaigen Uebergriffen jener Behörden immer erwartet werden? Wenn ferner jede solche Verwilligung, ebenso jede Veräußerung einer Realität, jeder Vorempfang auf künftige Einnahme von solcher höheren Genehmigung abhängen soll, wie wenig Garantie bietet die höhere Gesetzkenntniß und die Unparteilichkeit der Aufsichtsstellen zum Schutz gegen Beeinträchtigungen?

Denn ob eine Gratification billig oder übertrieben sey, ob die Veräußerung eines Grundstücks zweckmäßig oder nicht, läßt sich nach allgemeinen Normen und Erfahrungsgrundsätzen fast nie beurtheilen, sondern nur nach den besonderen Verhältnissen einer Gemeinde, wobei also wieder die Berichte der anfragenden Gemeindebehörden hauptsächlich die Grundlage zur Beurtheilung an die Hand geben müssen, und die wiederholten Vorstellungen derselben in der Regel über die Bedenklichkeiten der höhern Stellen den Sieg davon tragen, auch bei Vorschlägen, die besser unterblieben wären, welche Vorschläge oft nur, um Recht zu bekommen, ohne weitere sorgfältige Prüfung wiederholt werden.

Viel sicherere Schutzwehren gegen Uebereilungen und Parteilichkeiten sind in den Formen der Geschäftsbehandlung der bürgerlichen Obrigkeiten selbst zu suchen.

Eine Sicherheit würde schon darin liegen, wenn bei allen Beschlüssen, zu welchen bis jetzt höhere Genehmigung verlangt wird, eine verstärkte Stimmenmehrheit verlangt würde. Noch

höhere Bürgschaft würde aber die Bestimmung geben, daß kein solcher wichtiger Beschluß in derselben Sitzung vorgetragen und entschieden werden darf, und daß alle Mitglieder mit spezieller Bezeichnung des Gegenstandes, der zur Verhandlung kommen soll, eingeladen werden müssen. Bei noch wichtigeren Gegenständen kann man eine wiederholte Abstimmung zur Bedingung des Beschlusses machen, hauptsächlich auch öffentliche Bekanntmachungen an die Bürgerschaft vor der Entscheidung, und Aufforderung an Alle, die sich berufen fühlen, ihre Ansicht mitzutheilen, und bei solchen Dingen, welche persönliche Interessen der Mitglieder betreffen, geheime Abstimmung und am Ende, bei den wichtigsten Angelegenheiten, öffentliche feierliche Verhandlung in Gegenwart der Gemeinde, welche den Talenten Gelegenheit geben würde, sich zu üben und für höhere Thätigkeit vorzubereiten, der gesammten Gemeinde aber einen lebendigen Blick in die Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu verschaffen geeignet wäre. [1]

Gewiß würden bei solchen Einrichtungen weniger unpassende Beschlüsse ohne Einwirkung der Aufsichtsstellen zu Stande kommen, als jetzt mit solchen. Gewiß würde aber auch in den wichtigeren Fällen, welche der höheren Genehmigung vorbehalten werden müssen, den Behörden bei solcher sorgfältigen Behandlung der Geschäfte eine reichere Grundlage zur Entscheidung verschafft werden, als ihnen jetzt die oft so einförmigen und doch so einseitigen Protokolle der Magistrate an die Hand geben.

Manches von dem hier Vorgeschlagenen verlangt freilich eine Abänderung der Gesetze. Aber vieles ist jetzt schon den Magistraten zur Ausführung gestattet, die durch zweckmäßige Benützung der vorhandenen Freiheiten am besten die Einleitung zu Zweckmäßigerem selbst treffen können.

Nur Andeutungen sollten dieses seyn. Zu erörtern aber, wie durch die Feierlichkeit bei Ausübung öffentlicher Rechte die

---

[1] Die Städteordnung des Königreichs Sachsen von 1832 bestimmt im §. 190:

> Ob es thunlich und räthlich sey, die Sitzungen der Stadtverordneten öffentlich zu halten, ist nach örtlichen Umständen und Verhältnissen zu beurtheilen und daher in dem Lokalstatut jeden Orts darüber Bestimmung zu treffen.

Gesetzkenntniß vermehrt und der Gemeinsinn gestärkt werden könnte, wie dadurch das Recht dem Sinn des Volks näher gebracht würde, und wie die Forschungen der deutschen Geschichte von der ersten Zeit bis zu den Zeiten des Mittelalters reichen Stoff zur Ausbeutung dem Gesetzgeber und jedem Freund des Vaterlandes darbieten, dazu möchte hier der Raum zu beengt seyn.

E. S.

Vom Geiſter- und Geſpenſterglauben in Deutſchland.

— What may this mean,
That thou, dead corse, again, in complete steel,
Revisit'st thus the glimpses of the moon,
Making night hideous; and we fools of nature
So horridly to shake our disposition
With thoughts beyond the reaches of our souls?

SHAKESPEARE, Hamlet.

Faſt das ganze jetztlebende Geſchlecht hat unter der Herrſchaft der ſogenannten Aufklärung das Licht der Welt erblickt, und vor etwas mehr als zwei Generationen ſchien der Teufel für immer die Luſt oder die Macht verloren zu haben, wenigſtens in beſſerer Geſellſchaft aufzutreten. Doch weiß der Verfaſſer dieſer Zeilen, daß noch in den ſiebziger oder achtziger Jahren einer unverheiratheten, nicht mehr jugendlichen Schweſter ſeiner Großmutter Junker Satan in ihrem Garten vor der Stadt im rothen Rock und mit ſittſamen Geberden erſchienen iſt. — Mit der großen Staatsumwälzung ſchien ſich das dämoniſche Element, das der Menſchheit von jeher ſo große Schreckniſſe bereitet, faſt ganz zurückgezogen und ſie rein ihrer freien Entwickelung überlaſſen zu haben, die ſie fortan ins Unendliche verfolgen ſollte, unangefochten und ungeſtört von finſtern Gewalten und böſen Träumen, freilich eben damit auch wenig bekümmert um Gott und um des Menſchen künftiges Geſchick. Ueberall war der Schutt der verfloſſenen Jahrhunderte aufgeräumt, oder doch die noch ſtehenden unwohnlichen Gebäude der Satzungen und Meinungen zur nahen oder entfernteren Expropriation bezeichnet; und in allen Verhältniſſen des Staats,

in allen Gebieten des Wissens sah man die idealen Baulinien ins Unendliche verlängert. Europa lief, oberflächlich betrachtet, mit nach auswärts gerichteten Sinnen recht eigentlich in den Tag hinein, und bei der erstaunlichen Entwickelung der Wissenschaften und der Gewerbe drängte es sich zwar hin und wieder schmerzlich auf, daß die schönen Künste, daß namentlich die Poesie, so sehr hinter der Bewegung zurückblieben; aber wie von Allem, so wußte man sich auch hievon befriedigende Rechenschaft zu geben: stammt doch alle wahre Poesie eben aus jener dunkeln Region der Seele, von der man sich entschieden abgewendet, und die Poesie scheint nicht in Fülle und Pracht entbunden werden zu können, ohne daß zugleich Larven und Gespenster aller Art dem Abgrund entschlüpfen.

Wie thätig aber namentlich in Deutschland das spiritualistische und supernaturalistische Element fortwährend war und ist, dies wurde auch unter uns von sehr Vielen im Strudel der äußern Bewegungen nicht beachtet. Das bedeutende Phänomen der Naturphilosophie und die Verbreitung des Pietismus in vielen Ständen sind Erscheinungen, die nur für den oberflächlichen Blick weit auseinanderliegen: der Aufmerksame erkennt in den gegen die unfruchtbare Empirie und in den gegen den sogenannten Vernunftglauben gekehrten Richtungen denselben uralten Geist, der bis jetzt noch durch die äußere rasche Entwickelung niedergehalten ist, dessen Explosionen aber in der Zukunft nicht ausbleiben werden. Es war übrigens wohl natürlich, daß man Bücher wie Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde für die letzten verglimmenden Funken einer auf immer erloschenen Gluth hielt, und die Mehrzahl der Zeitgenossen erschrack wie über ein Gespenst, als auf einmal wieder in der Literatur die Welt der Geister und Dämonen in den klaren Tag unserer Sinnlichkeit hereinragte.

Es fanden sich in der neuesten Zeit unter uns Gelehrte, Aerzte und Philosophen, welche besonders nach den Visionen somnambuler Weiber und Kinder und aus den Thatsachen selbsterlebten Spuks in ihrer Art bewiesen, es sey kein Wahn, sondern heilige Wahrheit, wenn die Völker von jeher des Glaubens gewesen, es sey den Seelen der Abgeschiedenen gestattet, unter Umständen mit den hinterbliebenen Ihrigen oder mit Fremden warnend, zur Buße ermahnend oder Liebesdienste fordernd, zu verkehren. Der in den Mythen der Völker so weit verbreitete

Begriff eines Mittelreichs, als Aufenthaltsorts der irren Seelen, erhielt im System jener Männer durch die von ihnen beobachteten Erscheinungen unmittelbare faktische Bestätigung. Das Mittelreich postulirte aber einerseits einen Himmel, andernseits eine Hölle, eine Uebernatur und eine Unnatur, ein Reich Gottes und der Seligen und ein Reich des Teufels und der Dämonen. Es fehlte nicht an Gelegenheit, auch diese Dogmen handgreiflich zu bestätigen, und die Geschichten einiger Besessenen, welche man denen des Neuen Testaments assimilirte, wurden in das Gebiet der Unnatur gezogen und unter Anderm der Satz aufgestellt: Christian Thomasius, der edle Mann, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Art an den Zauberbaum des Hexenglaubens legte, habe theoretisch sehr Unrecht gehabt, wenn er „mit wenig sagenden Gründen" die Ansicht vertheidigt: es gebe keinen Bund mit dem Teufel. Dabei wurden mit einem, in keiner Wissenschaft erlaubten Cirkel im Schluß die in der heiligen Schrift erzählten Beispiele von dämonischem Unwesen als Beweise für die Wirklichkeit und Objektivität der neuerlichen analogen Fälle von Besessenheit, und letztere wieder als siegreiche Bestätigungen der Wahrheit der heiligen Schrift in Anspruch genommen.

Unsere Zeit meinte auf der Höhe ihrer Bildung über solchen Schwärmerglauben weit hinaus zu seyn, und da steht er wieder, gewappnet mit siegreichen Thatsachen und darnach geführten theosophischen Beweisen. Man meinte es absehen zu können, wann das nach unten dringende Licht des Volksunterrichts die Gespenster und Lehnsträger des Satans aus ihren letzten Bollwerken, den Viehställen des rohen Bauern und den Polterkammern des stumpfen Bürgers, vertrieben haben würde: und jetzt werden wieder mit Beten und Singen, oder mit äußern, für das wache, gläserne Gehirn unsinnigen Handlungen die Ordonnanzen von Geistern verschiedenen Grades vollzogen, und Alles ist bereit, um nach einem halben Jahrhundert wieder den ersten Hexenprozeß zu instruiren. Dieser Glaube, der den vollen Aberglauben des kläglichsten, für unser Vaterland unseligsten Jahrhunderts, des siebzehnten, zurückführt, ragt selbst wie ein unheimliches Gespenst aus jener jämmerlichen Zeit in die unsrige herein; und neben diesem alten Schlagschatten sehen wir gegenwärtig in seltsamem Kontraste, und zwar in denselben Ideenkreisen, Lichter aufflackern, welche jenen nur um so schwärzer

erſcheinen laſſen. — Der Aufmerkſame darf dieſe Meteore am Horizonte Deutſchlands nicht ignoriren, und es iſt wohl der Mühe werth, ſich zu fragen: was bedeutet es Deutſchland und der Welt, daß das lebende Geſchlecht von mannichfachen Propheten zu ſo ganz entgegengeſetzten Richtungen getrieben wird?

Uebermüthige Poeten, den Thyrſusſtab des heidniſchen Gottes in den Händen, predigen das Evangelium des Genuſſes, den Opferdienſt des Fleiſches. Sie ſprechen nur eine Thatſache aus: die Richtung der Zeit auf die ſinnlichen, ſogenannten materiellen Intereſſen. Nicht als ob irgend eine Zeit weniger in das Fleiſch verſenkt geweſen wäre und ihm weniger eifrig gehuldigt hätte als die unſrige; aber damit, daß ſich der alte fromme Glaube aus der Mehrzahl der Gemüther zurückgezogen hat, iſt der Zügel mancher Leidenſchaft zerriſſen, der Balſam für viele Wunden vertrocknet, und was einſt faſt ein nothwendiges Uebel, aber ein ſühnbares Uebel war, Sinnlichkeit und Verfolgung ſelbſtſüchtiger Zwecke, iſt wieder freier, unverantwortlicher Naturtrieb und Selbſtzweck geworden. Jene überflüſſigen Reformatoren einer Welt, die ohne ſie ihren Gang geht, ſetzen in ihrer Weltanſicht die chriſtlichen Dogmen als Superſtition voraus, und halten es kaum eines Beweiſes bedürftig, daß die alten Glaubensformen, alles Inhalts entleert, keine Zukunft mehr haben. Daneben aber bemerken wir, wie auch der wiſſenſchaftliche Rationalismus endlich frei das ausſpricht, was ihm längſt auf der Zunge geſchwebt, und ſich kritiſch bemüht, das, was im Lande Judäa vorging, als Pontius Pilatus des Kaiſers Prokurator war, auf die Proportionen eines rein menſchlich hiſtoriſchen Faktums zu reduciren.

Dieſen zwei, ihrem Weſen nach die Vergangenheit negirenden Gruppen ſtehen zwei gegenüber, welche wider Gegenwart und Zukunft proteſtiren: einmal die unerwartet, obgleich in der alten terra obedientiae wiedererſtandenen eifrigen Verfechter der Rechte und Intereſſen des römiſchen Stuhls, und dann jene Theoſophen und Nekromanten, welche dem vagen Aberglauben des Volks wiſſenſchaftliche Begründung geben und durch handgreifliche Sendlinge der Hölle und des Mittelreichs die ſeichte Verſtandesbildung der Zeit zum Myſterium und die rohe Sinnlichkeit zur Buße zurückſchrecken möchten. Auch ſie ſprechen nur eine Thatſache aus: die Zeit, nachdem ſie mit dem Geiſte früherer Jahrhunderte

gebrochen, sucht wieder eine Idee als spiritus rector ihrer Entwickelung, einen Glauben, der sie als Kompaß hineinführe in die See, die grenzenlos vor ihr liegt, bis seine Kraft in einer Spätzeit wieder zum Spott der Klugen wird; einen Dämon, der eine Strecke weit wieder als Schutzgeist leite, bis er zu Falle kommt und sich als Versucher und Verderber geberdet; denn es ist einmal das Loos der Menschheit, daß sie den Geist mit Schmerzen sucht, mit Lust besitzt und unter Zuckungen wieder austreibt.

Wer in dieser Beziehung unserer Zeit das Horoskop stellen könnte, wäre ein größerer Seher als alle jene Propheten. Wir begnügen uns, jene sonderbaren Anfechtungen des Menschen, die Visionen und Gespenstererscheinungen, welche in der ganzen Geschichte Youngs Wort rechtfertigen: „wie viel Furcht ohne Uebel, wie viel Ungemach ohne Unglück!“ als physiologisches Moment summarisch zu betrachten. Wir müssen dabei freilich die Bekanntschaft mit den Haupterscheinungen des thierischen Magnetismus voraussetzen, weil es dem Zweck dieser Zeitschrift ganz zuwider wäre, dieselbe erst didaktisch zu entwickeln.

Der Mensch sieht sich auf diesem Planeten an die Spitze der Thierwelt gestellt, und das durchgreifende Schema des thierischen Baues wiederholt sich auch in seinem Körper, nur eigenthümlich modifizirt und veredelt. Er fühlt wohl, was ihn mit dem höheren Thiere psychisch verknüpft und von demselben scheidet; aber er hat keinen Maßstab dafür. Er weiß nicht bestimmt zu sagen, ob der ihm inwohnende Geist, ob das, was er seine Vernunft nennt, nur eine Potenzirung der Thierseele, oder ein ganz eigenthümlicher Ausfluß des göttlichen Geistes ist; aber alle Aeußerungen seines Geistes erheben ihn so weit über seine Mitgeschöpfe, daß ihn der Dünkel schon oft zur Meinung verführt hat, alles Erschaffene sey um seinetwillen da, daß ihn aber die ruhige Ueberlegung wenigstens zu der Ueberzeugung führt, er sey ein ganz eigenthümliches Naturwesen, und sein Geschlecht bilde ein besonderes, geschlossenes Naturreich in dieser Sichtbarkeit. — Franklin definirt den Menschen als das Maschinen bauende Thier; Brillat Savarin nennt ihn das kochende Thier; wir könnten ihn in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand als das Geschöpf bezeichnen, das den Tod fürchtet, das sich über sein irdisches Loos Sorge macht, und unter Bangen und Sehnsucht an ein außerirdisches Daseyn glaubt.

Die älteſte Weisheit, auf welche die Lehren des Pythagoras und Plato ſich gründen, ſpricht wohl ein tiefes Gefühl des Menſchen aus, wenn ſie den Satz aufſtellt, daß die Menſchenſeele mit der ganzen Natur, mit allen ihren Formen und Kräften in geheimnißvoller Wechſelbeziehung ſteht, daß ſie nach dem Schema der Welt gebildet, und daß in dieſer nichts iſt, was nicht in der Seele entſprechende Saiten rührte. Sie bezeichnet dieſes Verhältniß damit, daß ſie den Menſchen der in Breite, Höhe und Tiefe umfangenden Welt gegenüber als den Mikrokosmus auffaßt, und Leibnitz hat hiefür das deutlichſte Bild gewählt, wenn er die Seele den Spiegel der Welt nennt. — Aber alle dieſe unſichtbaren Fäden, die zwiſchen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus ausgeſpannt ſind, und an denen die Kräfte von uns hinaus und in uns herein, anziehend und abſtoßend, reizend und ſänftigend hin- und wiederlaufen, liegen tief auf dem Grunde der Seele, und reichen im gewöhnlichen Zuſtande nur verworren und meiſt unentwirrbar ins wache Bewußtſeyn herauf. Alles, was ſich zwiſchen Seele und Natur leiſe in Sympathie und Antipathie hin- und herwiegt, das ganze Gebiet der Gefühle, liegt in einem träumeriſchen Dämmerſchein, der im Wachen von der im Gehirn aufgegangenen Sonne überſtrahlt wird und nur nach dem Untergang dieſer Sonne, im regelmäßigen Schlaf, gleichſam als Afterbewußtſeyn aufgeht, deſſen Gedanken und Bilder mehr oder weniger in das wiedererwachte Bewußtſeyn herüberreichen. Wir beobachten, daß die Thiere dieſen geheimen Rapport der Seele und der Natur mit uns gemein haben müſſen; ja er ſcheint immer energiſcher und beſtimmter zu wirken, immer entſchiedener und ſicherer die Handlungen der Thiere zu determiniren, je mehr ihnen an einem Ende ihres Körpers jene Entwickelung des Nervenſyſtems abgeht, welche in den höchſten Thieren ein Analogon der menſchlichen Vernunft bedingt. Aber ſelbſt in den uns am nächſten ſtehenden Thieren zeigt ſich das, was wir Inſtinkt nennen, ſogleich weit entwickelter als in uns, und eine Art von ſomnambülem Schauen, als Normalzuſtand, ſcheint eben die Thierſeele ſpezifiſch von der Menſchenſeele zu unterſcheiden, in welcher jene Art des Sehens oder Fühlens, wenigſtens als erkennbares Moment, nur unter Umſtänden eintritt. Dieſer innige Verband der Thiere mit den Kräften der Natur offenbart ſich uns z. B. in ihren regelmäßigen

täglichen und jährlichen Bewegungen, in ihren langen Vorbereitungen auf gewisse Phasen ihres Lebens, in ihren oft wunderbaren Vorgefühlen bevorstehender Naturveränderungen, in ihrem unfehlbaren Ortsgedächtniß u. s. w.; ja manche, besonders im wundervollen Reich der Insekten, reproduziren in ihren Werken die geometrischen und architektonischen Gedanken der überall nach strengem Maß und festem Verhältniß bildenden Natur.

Der wache Mensch im gewöhnlichen Zustande erkennt vermittelst seiner auf bestimmte Naturqualitäten berechneten Sinne nur die Oberflächen der Dinge und gewisse Eigenschaften derselben, in den nothwendigen Anschauungsformen von Raum und Zeit. Von den Dingen an sich weiß er unmittelbar nichts; wohl hat er das Gefühl, daß die Regungen seiner dunkel empfindenden Seele mit dem Wesen der Dinge verwandt sind; aber er besitzt kein Organ zur Erkenntniß dieser Verwandtschaft, und es wird ihm nie klar, in wie weit das, was wir beim Thier Instinkt nennen, eben der sichere, und unfreie Rapport zwischen Seele und Welt, auf seine Sensationen, auf seine wache Anschauung, und am Ende auf sein Palladium, die Freiheit und Selbstbestimmung, einfließt. Es läßt sich viel darüber streiten, aber nicht ausmachen, wie viel schon bei der gewöhnlichen, aus Denken und Fühlen combinirten Geistesthätigkeit aus jener Region der Seele, in welcher das dunkle Gemeingefühl für das Wesen der Dinge schlummert, dem unmittelbaren Denkorgan zuströmt. Beim Prozeß tiefer Naturbetrachtung und poetischen Schaffens wird nun sichtbar jenes magische Element stärker als sonst entbunden. Aber der Dichter und der Forscher bilden den unmittelbaren Uebergang zum Seher, wie denn im Alterthume Dichter, Naturkundiger und Seher in Einer Person und in Einer göttlichen Personifikation vereinigt waren. Der Akt des Dichtens und Forschens ist ein halb willkührlicher, halb unwillkührlicher, und ein rein physiologischer, ja er ist die Blüthe der Geistesthätigkeit. Es gibt nun aber eine ganze bunte Reihe von Seelenzuständen, welche als unwillkührliche und pathologische erscheinen, und bei der größten Mannigfaltigkeit ihrer Aeußerungen eine entschiedene Familienähnlichkeit zeigen. Offenbar wird dabei das natürliche Gleichgewicht der Seelenthätigkeit immer von derselben Seite her gestört; eben jenes dunkle Gemeingefühl der Seele drängt sich dabei auf längere oder kürzere Zeit, vorübergehend oder periodisch,

doch meist letzteres, dem wachen Bewußtseyn auf oder verdrängt es selbst völlig. Alle diese Phänomene lassen sich, wegen ihrer offenbaren Verwandtschaft mit dem entwickelten Magnetismus, als somnambüle bezeichnen. Sie umfassen die von bloßen Sinnestäuschungen geschiedenen Visionen aller Art bei wachem und halbwachem Bewußtseyn, die Gesichte und Sensationen bei gebundenen äußeren Sinnen, in ekstatischen und kataleptischen Zuständen, welche in die verschiedenen Arten des natürlichen und künstlichen eigentlichen Somnambulismus bis zu den höchsten Graden des sogenannten Hellsehens übergehen. — Der Kompler dieser Erscheinungen bildet in der Naturgeschichte wie in der äußern Geschichte des Menschen ein höchst bedeutendes Moment; es konnte aber bisher weder vom Historiker, noch vom Naturforscher gehörig gewürdigt werden, und die Wissenschaft fühlt selbst jetzt noch nur zu oft eine gewisse Scheu, dieses Gebiet geradezu zu betreten.

Die rücksichtslose Skepsis des vorigen Jahrhunderts, sein radikaler Unglaube hatte all die Unbegreiflichkeiten, von denen die Geschichten aller Zeiten wimmeln, alle die Wunder und Gesichte, allen Zauber- und Hexenspuck, der ganze Jahrhunderte vergiftet, sammt und sonders auf Rechnung dessen geschrieben, was man Einbildung nennt, und in ein Fach zusammengeworfen, das die damals sehr beliebte Aufschrift führte: „Verirrungen des menschlichen Geistes.“ Aber dabei blieben, namentlich in der Religions- und Kirchengeschichte, eine Menge dunkler Flecke stehen, welche die Superklugheit der Zeit mit ihren Patentätzmitteln nimmermehr herausbrachte; es blieb nichts übrig, als dergleichen geradezu für Erfindung oder doch Ausschmückung von Seiten der Berichterstatter zu erklären, und damit wurde nothwendig die Treue derselben auch in andern Punkten vielfach verdächtig und das Bild ganzer Zeiträume schwankend und fabelhaft. Erst durch die Entdeckung des thierischen Magnetismus wurde ein überraschendes Licht auf alle jene Wunder und Enormitäten geworfen. Nicht als ob man dadurch dem eigentlichen Verständniß unmittelbar näher gerückt wäre; im Gegentheil wurde, indem sich das Räthsel oberflächlich errathen ließ, im Grunde ein viel tieferes aufgegeben, und es ging hier wie immer in der Wissenschaft: so oft man einen Vorhang hebt, sieht man, statt etwas zu ergreifen, immer nur eine neue Perspektive sich aufthun. Immerhin aber erhielt man damit

die Befriedigung, daß alles scheinbar Unnatürliche und Uebernatürliche in der Geschichte, oder doch fast alles, im großen natürlichen Wunder des Geistes selbst aufging.

Nach den unläugbaren Thatsachen des thierischen Magnetismus bleibt kein Zweifel, daß dieselbe merkwürdige Eigenschaft der Seele, welche in modernen Somnambülen die Beobachter ansteckt und zu Schwärmern macht, von jeher in der Geschichte aller Völker eine bedeutende Rolle gespielt hat. — Der Seele — dies ist das allgemeinste Resultat der Beobachtung — kommt die Kraft zu, unter gewissen Umständen lebhafte Sensationen zu erhalten, welche durch die Sinneswerkzeuge gar nicht, oder doch nicht auf die gewöhnliche Art vermittelt sind. Die oben bezeichnete dunkle Region der Seele einerseits, und das im Gehirn lebende wache Bewußtseyn andernseits scheinen sich dabei in den mannigfachsten Graden wechselsweise zu verschieben und in einander überzufließen. Auf die Namen, welche man den dabei ins Spiel kommenden Seelengebieten beilegt, und auf die Art und Weise, wie man sie sich dabei im Conflikt denkt, kommt nichts an. Jeder, der sich wissenschaftlich mit diesem Gegenstand beschäftigt, läßt bei diesen Phänomenen Geist, Seele und Lebenskraft anders zusammenwirken und einander modificiren. Keiner kommt mit seiner Erklärung weit, solange die normale Seelenthätigkeit in ihrem Gebundenseyn an die weichen Organe, welche man Nerven, Gehirn und Rückenmark nennt, ein völlig ungelöstes Räthsel bleibt. In der Praxis handelt es sich nur darum, alle jene mehr oder minder mit dem eigentlichen Somnambulismus verwandten Zustände physiologisch von bloßem Phantasiespiel und Sinnestäuschungen zu unterscheiden.

Dieser Unterschied zeigt sich prägnant schon bei dem, was man als den niedrigsten Grad jener eigenthümlichen Seelenverstimmung bezeichnen kann, bei der Vision mit wachem Gehirn, bei der sogenannten Hallucination. Es ist dies gleichsam die rasche Entbindung eines Traums mitten im Bewußtseyn, der seine Bilder in die Außenwelt hinstellt und der wachen Seele aufdrängt. Es versteht sich von selbst, daß zwischen den Bildern einer aufgeregten Phantasie und den krankhaften Visionen des wachen Gehirns, der Hallucination, die mannigfachsten Uebergänge stattfinden, wie man dies ja bei allen psychischen Phänomenen beobachtet. Aber die Vision unterscheidet sich nun von jeder

gemeinen Sinnestäuschung eben dadurch, daß bei letzterer nur etwas Wirkliches anders gesehen oder gehört wird, als von andern Menschen, während bei der Vision dem Gesehenen und Gehörten in der Wirklichkeit gar nichts entspricht. Der Wille vermag nichts über die Erscheinung, und die Vernunft kann sich zwar durch die Kontrole der übrigen, nicht mitergriffenen Sinne von der objektiven Nichtigkeit derselben überzeugen, aber nicht ihre subjektive Wirklichkeit aufheben. Es ist ein höchst wichtiges, physiologisches Faktum, daß der wache, selbstbewußte Mensch mit der größten Deutlichkeit Dinge sehen, hören, ja fühlen kann, welche für die Sinne anderer Menschen gar nicht vorhanden sind; und schon dies gibt einen festen Anhaltspunkt, um eine Menge räthselhafter Geschichten in ihrem Zusammenhang mit den Phänomenen des Seelenlebens zu begreifen.

Die gemeine Hallucination, wobei der Mensch nicht vorhandene Menschen unter nicht unheimlichen Umständen, Thiere oder andere Naturkörper sieht, hat wohl meist ihren ersten Grund in körperlichen Störungen. — Wir führen nur zwei erläuternde Beispiele an. Sehr bekannt sind die Visionen des Berliner Buchhändlers und Schriftstellers Fr. Nicolai, über die er 1799 selbst an die Berliner Akademie berichtet hat. Er sah nach einem häuslichen Kummer zuerst zu wiederholten Malen die Gestalt eines verstorbenen Sohnes; bald kamen andere Personen dazu, der Sohn blieb aus, dagegen füllte sich das Zimmer mit Bekannten und Unbekannten, Lebenden und Todten. Sie erschienen völlig wie lebende Menschen, liefen durch einander, gingen und kamen, ohne daß sein Wille über ihre Bewegungen das Mindeste vermochte. Bei geschlossenen Augen waren sie oft weg, oft blieben sie aber auch. Nach acht Tagen wurde auch das Ohr in Mitleidenschaft gezogen: die Gestalten fingen an zu sprechen, bald mit einander, bald mit ihm. Diese Visionen dauerten zwei Monate, während welcher Zeit sie von Nicolai mit der größten Ruhe beobachtet wurden, und ihn nicht selten belustigten. Sie verschwanden endlich ganz und für immer auf die Anwendung von Blutegeln.

Es fällt in die Augen, wie leicht Visionen dieser Art bei gehöriger Disposition einen gespenstischen Anstrich erhalten können. Dieser psychologisch sehr begreifliche Uebergang zeigt sich recht anschaulich an den schauerlichen Anfechtungen des kranken Publizisten

Baczko in diesem Jahrhundert. Dieser fast ganz blinde Mann hatte die mannigfachsten Gesichte von Menschen, Thieren und Ungeheuern. Er war auf der einen Seite lahm, und auf der gesunden wurde sogar der Tastsinn in die Hallucination gezogen, was auch sonst vorkommt, und zwar ohne so evidente körperliche Quelle wie hier. So wurde Baczko von der Gestalt eines Negerknaben förmlich gedrückt und fühlte körperlichen Widerstand, als er ihn zurückstieß u. dgl. Das Interessanteste dabei ist nun, daß zwar Baczko in ruhigen Momenten von der objektiven Nichtigkeit dieser Erscheinungen immer überzeugt blieb, daß ihn aber bei den gräßlichsten der Gestalten und bei ihren drohenden Worten dennoch oft der Gespensterschauer und Gespensterglauben übermannte, gegen den seine Vernunft vergeblich protestirte, während er gleich darauf andere, gleichgültigere Gesichte ruhig für Hallucinationen erkannte.

Diese beiden, von den Kranken selbst beschriebenen Fälle von Visionen scheinen wirklich typisch für das ganze Geschlecht derselben. In beiden verhinderte offenbar nur die Kraft der Vernunft in den Leidenden die Entwicklung der Visionen zu wahren Geistererscheinungen. In Nicolais Gesicht des verstorbenen Sohns lag ganz der Keim eines gespenstischen Dramas; aber seiner Stärke im Unglauben, der ein Glauben ist wie ein anderer, gelang der Exorcismus; der Aufklärer rief mit Göthe: „Verschwinde doch, wir haben ja aufgeklärt!“ und das Bild, das unter andern Umständen die Seele in ihren Tiefen allarmirt hätte, machte gleichgültigeren Gestalten Platz. Bei Baczko griff der Schauer schon weit tiefer; er brauste in die Saiten des Gemüths, jedoch ohne die Besinnung dauernd bewältigen zu können. Wird nun aber die Seele durch das, was sie gegen den Lauf der Natur in der Außenwelt wahrnimmt, in ihrem Grunde erschüttert, so zeigt die Erfahrung, daß dadurch, selbst bei an sich geringer psychischer Disposition, die imaginative Kraft der Seele sich so mächtig entbindet, daß das Bewußtseyn überwältigt und dem Menschen die Ueberzeugung von der objektiven Wirklichkeit der Erscheinung aufgedrungen wird. — Umgekehrt kommt aber zwei tief eingreifenden Gefühlen die eigenthümliche Kraft zu, im Menschen, den sie beherrschen, leicht das somnambüle Element auf niedriger Stufe, und damit Visionen zu entbinden, denen dann die vorherrschende Geistesrichtung und Ideenassoziation Gestaltung, Geberdung und nach Umständen auch

Sprache gibt. Dieſe Gefühle ſind die tief eingepflanzte Geſpenſterfurcht und die religiöſe Schwärmerei. — Im einzelnen Fall einer Geiſtervision wird es ſelten auszumachen ſeyn, ob eine gleichgültige, wir möchten ſagen gutartige Hallucination aus körperlichen Urſachen zu Grunde lag, welche bei religiöſer Stimmung des Individuums oder nur bei nicht ſehr widerſtandsfähiger Vernunft weiter entwickelt wurde, oder ob die Geſichte, als ſolche, Exploſionen einer ſomnambülen Anlage ſind, neben welcher oft von körperlicher Störung nichts zu bemerken iſt. Aber ſehr hervorzuheben iſt der Umſtand, daß faſt alle dieſe Geſichte von vorne herein einen religiöſen Charakter haben; daſſelbe gilt auch von den Viſionen bei gebundenen Sinnen, von denen wir ſpäter zu ſprechen haben, von den Verzückungen in Katalepſie und Scheintod u. ſ. w. Schon dieß deutet augenſcheinlich auf die nächſte Verwandtſchaft dieſer Leiden mit dem eigentlich magnetiſchen Zuſtand, in welchem bekanntlich auch alle Gefühle einen höhern, religiöſen Schwung nehmen.

So weit ſich aber auch Viſionäre und Somnambüle verſteigen, und in ihrem Fluge die mit dem Organe des wachen Hirns dichtende Phantaſie beſchämen mögen, — ihre überſchwenglichſten Gefühle, ihre ausſchweifendſten Exkurſe in Himmel und Hölle tragen doch immer und in Allem das ächteſte Gepräge der Menſchheit. Manche ſomnambüle Kriſen — dies im Vorbeigehen geſagt — werfen indeſſen auf das Weſen der poetiſchen Thätigkeit überhaupt, auf die Oekonomie, die Förderungen und Hemmungen derſelben, das intereſſanteſte Licht. — Die eigentlichen Geiſtererſcheinungen ſind ohnehin faſt immer nach den bekannten Geſetzen der Einbildungskraft geordnet, welche nie etwas Neues erfindet, ſondern nur das Ueberlieferte in oft abenteuerlicher Verbindung, aber doch mit einer gewiſſen Methode reproducirt. Die Geiſter ſind immer getreue Repräſentanten der Nationalromantik in ihren Abſchattungen nach Zeit und Bildungsſtufe. Der in jedem Menſchen ſchlummernde Dichter, von einem durchſchütternden Gefühl zur Produktion aufgerufen, dichtet bald in ſeraphiſchen, bald in dämoniſchen Weiſen, und, was ſehr charakteriſtiſch iſt, meiſt in dramatiſcher Form. Der bloße Geſpenſterſchauer zieht aus dem Kram halb und ganz erloſchener Bilder, oft tief aus dem Hintergrunde, unheimliche, wehmüthige Geſtalten von Mönchen und Nonnen, Rittern und Edelfrauen,

den bösen Nachbar oder Ahn, der im Geruche schlecht erworbenen Reichthums gestorben, oder den schuftigen Amtmann, dem die Bauern schon bei Lebzeiten die Ruhe im Grabe abgesprochen. Die religiöse Begeisterung dagegen sieht die Schatten verstorbener Lieben, Engel und selige Geister; der rohe Aberglauben beschwört die unsaubern Geister der Tiefe mit ihren Wappenthieren.

Die gemeine Hallucination ist gleichsam nur eine vorübergehende, schnell auftauchende Anwandlung von Somnambulismus. Aber durch die Disposition des Menschen kann sie fixirt und weiter verbreitet werden: die Hallucination wird leicht zur dramatischen Gespenstererscheinung, und dann treten gleich mehrere bezeichnende Symptome des eigenthümlichen schlafwachen Zustandes auf. Die Erscheinungen des Somnambulismus und thierischen Magnetismus haben fast mit allen Nervenkrankheiten das Periodische, Rhythmische gemein. Dies zeigt sich nun auch bei der entwickelten Vision: die Geister sind nicht beständig da, sondern kommen und gehen, haben ihre Auftritte und Abgänge, wie im Schauspiel. Dabei tritt nun aber gleich der charakteristische Umstand ein, daß in den höhern Graden, wo die Gestalten sprechen, dieselben dem Visionär die Stunde ihres nächsten Wiederkommens, oft auch den Zeitraum, innerhalb dessen ihnen überhaupt zu erscheinen vergönnt ist, mit großer Bestimmtheit angeben. Dieser stehende Zug fällt offenbar mit dem ebenso allgemeinen sichern Vorgefühl der Hellsehenden für die Dauer und Wiederkehr ihrer Krisen zusammen, beruht auf demselben physiologischen und pathologischen Moment.

Es wird Keiner seyn, der nicht schon zahlreiche Geistergeschichten gelesen hätte, und Jeder weiß, daß den dabei auftretenden gespenstischen Personen in der Regel eine gewisse innere Verwandtschaft zukommt, die mit der Aehnlichkeit der Charaktere etwa in den Stücken Ifflands oder der Prinzessin von Sachsen zu vergleichen ist, oft aber sogar an die stehenden Charaktermasken der italienischen Nationalbühne erinnert. Es handelt sich dabei in der Regel um ein Anliegen des Geistes: er hat irgend etwas auf Erden zurückgelassen, was ihn nicht ruhen läßt; meistens aber soll ihm der Visionär zur Seligkeit verhelfen, und zu diesem Behuf geht ihn der Geist um Gebete oder Gesänge an. Er verordnet sich oft diese geistliche Medicin ordentlich dosenweise. Hiebei fällt einem unwillkührlich das Selbstverordnen der

Somnambülen ein. Beim Hellſehen iſt in der Sphäre der inſtinktiven Gefühle, im ſympathiſchen Nervenſyſtem, im Gebiet der Lebenskraft, oder wie man es ſonſt ausdrücken will, ein zweites Bewußtſeyn aufgegangen; dieſes neue Senſorium durchſchaut den Körper und erkennt oder ahnt, vermöge des inwohnenden Rapports zwiſchen der Seele und den Quantitäten der Naturkörper, das geeignete Heilmittel. Bei der periodiſchen Geiſterviſion iſt eine leichtere Störung im Spiel, welche die inſtinktive Seele gleichſam nicht aufweckt, ſondern nur zu Träumen bringt, die ſich, dem Typus aller dieſer Zuſtände getreu, periodiſch dem Hirn aufdrängen. Wenn nun das Geſpenſt ſich geiſtliche Mittel verordnet, durch welche es zur Ruhe kommt und zugleich von ſich den Viſionär befreit, ſo hat am Ende Letzterer durch den Mund des Geſichts ſich ſelbſt verordnet, und dies iſt vollkommen im Styl ſchon der gewöhnlichen Traumſymbolik. Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß auch die Mittel, welche ſich die Somnambülen verordnen, großentheils pſychiſch-ſymboliſcher, myſtiſcher Natur ſind.

Wenn die gemeine Hallucination und Geſpenſtererſcheinung ſich leicht fixirt und den ſpezifiſchen rhythmiſchen Charakter annimmt, ſo tritt in einer andern Klaſſe von Hallucinationen, die viel Merkwürdiges und Eigenthümliches hat, der Anfall zufällig oder doch ohne beſtimmte Periodicität ein: wir meinen das ſogenannte second sight, das zweite Geſicht der Hochſchotten und der Bewohner der weſtlichen brittiſchen Eilande. Dieſe Art von Geſichten zeichnet ſich vor der Geſpenſtererſcheinung durch zweierlei aus: einmal durch ihre Nüchternheit. Der Seher bleibt, ſcheinbar wenigſtens, ganz vollkommen bei ſich, er entſetzt ſich nicht über ſein Geſicht, er gewöhnt ſich an dieſe eigene Gabe, wenn ihm auch zuweilen die Viſionen in der Wiederholung läſtig werden. Die Gegenſtände der Viſion ſind aber auch bei weitem nicht ſo erſchütternder Art, wie beim Geſpenſt und der religiöſen Verzückung, obgleich ſie eben auch wieder meiſt mit dem großen Schmerz des Menſchen, mit dem Tode, zuſammenhängen. Der mit dem second sight Behaftete ſieht, nach dem Volksglauben, Ereigniſſe voraus, die in der nächſten Zukunft, meiſt im beſchränkten häuslichen und bürgerlichen Leben jener von der übrigen Welt abgeſchiedenen Landſtriche bevorſtehen: er ſieht fremde, ihm ganz unbekannte Perſonen, die erſt nach Stunden oder

Tagen wirklich ans Land steigen, er erhält die Ankündigung von Ehebündnissen, vor Allem aber von Unglücks- und Todesfällen. — Ein zweites unterscheidendes Merkmal ist der meist *symbolische Charakter* der Gesichte: der Visionär sieht Feuerfunken oder Blutstropfen am Körper eines lebenden, vor ihm stehenden Menschen, er sieht den Todeskandidaten ohne Kopf, er sieht den Stuhl leer, auf dem Jemand sitzt, er sieht einen Sarg vor einem Hause stehen oder einen ganzen Leichenzug, ganz besonders aber Menschen, deren Tod bevorsteht, in ihrem Leichentuche, das auf verschiedene Weise drapirt ist: je nachdem es höher hinaufreicht, oder tiefer am Körper umgeschlagen ist u. dergl., erfolgt der Tod früher oder später u. s. w. Man sieht, hier kommt es sehr oft auf eine *Auslegung* der Vision an, während sich bei den andern Arten von Halbsomnambulismus die Bedeutung des Gesichts mit größter Bestimmtheit aufdrängt.

Das ganze Wesen der Bewohner jener nebligten, oft ganze Jahreszeiten völlig isolirten, dünn bevölkerten Landstriche und Eilande spricht sich in diesem, um die kleinen Interessen der abgeschiedenen Gemeinde schwermüthig philisterhaft sich drehenden Visionswesen aus. Es liegt ihm allerdings wohl eine eigenthümliche Disposition zu somnambülen Entladungen zu Grunde, deren Spiegelungen nach den bekannten Gesetzen der menschlichen Phantasie in ein regelmäßiges System des Aberglaubens gebracht worden sind, der nun seinerseits wieder mächtig auf Entbindung jenes Elements zurückwirkt. Dabei geht es aber hier, wie mit allen Superstitionen, die sich vor der Entwicklung der äußern menschlichen Thätigkeit zurückziehen, wie die Thiere des Waldes vor der Art des Kolonisten. Das zweite Gesicht hat sich schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fast ganz aus Schottland weg und auf die westlichen Eilande gezogen, ist aber auch hier, mit dem Glauben daran, immer seltener geworden.

Wir schieben hier eine allgemeine Bemerkung ein. Es ist eine Idee aller Zeitalter, und die Vorstellung wird auch von den modernen Religionsphilosophen mit großer Vorliebe festgehalten: der Geist oder vielmehr die Seele der noch im patriarchalischen Zustande lebenden Menschen habe in einem viel innigern Wechselverkehr mit den allgemeinen Weltkräften gestanden; sie haben durch unmittelbare Eingebung und Ahnung viele Verhältnisse der Natur

angeſchaut, und dieſe Erkenntniß in Myſterien niedergelegt, welche der durch Ueberhebung zum Fall gekommene und die Welt durch das Prisma des bloßen Verſtandes anſchauende Geiſt einer ſpätern Zeit nicht mehr begreife. Wenn man dieſe Annahme des mythiſchen Nimbus entkleidet, ſo ſcheint ihr allerdings etwas Wahres zu Grunde zu liegen. Noch jetzt beobachtet man an rohen Völkern, wenn ſie nicht etwa nur wiederverſunkene ſind, eine auffallende Empfindlichkeit des Gefühls für Naturveränderungen, überhaupt eine Beweglichkeit und Sicherheit der inſtinktiven Parthie der Seele, deren Manifeſtationen von der größern Schärfe, die meiſt auch ihren äußern Sinnen zukommt, wohl zu unterſcheiden ſind. Aber dieſer innigere Rapport mit der Natur iſt als phyſiologiſche Thatſache äußerſt ſchwer aufzufaſſen und auszuſcheiden, weil die Aeußerungen jener freien Kraft, nach dem allgemeinen Hang des Menſchen, der freilich auch wieder als ein phyſiologiſches Merkmal der Gattung erſcheint, überall in den Kreis eines abergläubiſchen Dogma gezogen ſind, und die Naturgabe in der Perſon von Prieſtern und Zauberern ihre offiziellen, ſich ſelbſt und das Volk belügenden Moderatoren hat. Durch künſtliche, für Zauber geltende Mittel wird die natürliche Dispoſition gewaltſam geſteigert, wie wir dies an den Zauberern vieler tropiſchen und außertropiſchen Völker, und am merkwürdigſten an den ſibiriſchen Schamanen ſehen, und wie es auch durch die ganze Geſchichte der ſogenannten Kulturvölker zu verfolgen iſt. Dieſe pathologiſche Verzerrung in ihrer Verſetzung mit Betrug und willkührlich fabelnder Phantaſie beleidigt die Vernunft meiſtens ſo, daß ſie zu weit geht und in der Geſchichte auch den phyſiologiſchen Kern der Erſcheinungen nicht anerkennt. — Alle Arten von ſomnambülem Hereinragen des Seeleninſtinkts in das wache Bewußtſeyn gedeihen immer am Beſten unter Völkern, welche beſtändig Muße haben, ihren Grillen nachzuhängen, ſich ſelbſt zu verhören, und ihre Senſationen mit den Lauten und Bewegungen der Natur zu vergleichen, oder unter ſolchen, die durch ihren Himmelsſtrich einen Theil des Jahres hindurch zu träumeriſcher Ruhe verurtheilt ſind. Sie gedeihen aber auch unter uns ganz beſonders bei ſtillen, einſamen, ſchwermüthigen, nachdenklichen Menſchen, ſo wie in der Vergangenheit in Zeiten, wo dergleichen Myſterien in ihrem organiſchen Zuſammenhang mit dem Dogma noch allgemeine Glaubensartikel waren

und alle Menschenklassen als Lebensangelegenheit beschäftigten. Die Entwicklung äußerer sinnlicher Thätigkeit, wie die Kultur sie mit sich bringt, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit von diesen Dingen ab; mit dem sich vermindernden Glauben an die Ceremonien, welche die Anlage unmittelbar oder mittelbar steigern, werden auch die Aeußerungen im Großen immer seltener; die Anlage wird in der Volksmasse latent, und wenn sie noch hie und da auffallender in Fulgurationen aufblitzt, so ist allerdings die in der Entwöhnung erstarkte Skepsis ebensowenig geeignet, diese psychischen Phänomene recht zu fassen, als ein früherer Sinn oder die schwärmerische Leichtgläubigkeit, welche etwa in der Zeit übriggeblieben.

Um wieder auf das second sight zurückzukommen, so ist oder vielmehr war es allerdings, als sehr verbreitete endemische Erscheinung, Caledonien eigenthümlich. Sporadisch kommen aber ähnliche Visionen mit dem unterscheidenden symbolischen Charakter überall vor. Namentlich sind die Chroniken voll von Fällen, wo Särge vor oder in den Häusern und ganze Leichenzüge als sichere Vorboten von Todesfällen gesehen wurden. Ja in manchen Familien vererbte sich früher, und wohl noch jetzt, dieses Leichensehen, wie in der des Königsbergschen Doktors Lysius,[1] und es gibt aller Orten in Deutschland solche Todtenvögel, die sich vorzüglich unter Nachtwächtern und Todtengräbern rekrutiren.

Der Caledonier hat aber nicht nur symbolische Gesichte; er sieht auch Fremde, die an seiner Insel erst landen sollen, in leibhaftiger Gestalt. Auch dieses gespenstische Sehen noch lebender Menschen ist eine allgemein verbreitete Form der Hallucination, und eine der gewöhnlichsten Gestalten, welche die Seele sich vorspiegelt, ist das eigene Ich, der Doppelgänger. Der Fall, daß sich der Mensch dabei gerade in seiner momentanen Stellung und Kleidung, also wie ein Spiegelbild erblickt, wobei man an einen optischen Effekt und an eigentliche Sinnestäuschung denken könnte, ist just der seltenste oder kommt wohl gar nicht vor. Das Gespenst des Ich geberdet sich in der Regel gerade wie eine gemeine Hallucination, steht oder sitzt und verschwindet nach längerer oder kürzerer Zeit, oder geht schweigend vorüber. Diese Vision kann

[1] S. Horst's Deuteroscopie. I. 179.

natürlich durch den überwältigenden Schreck und durch den Volksglauben, der ſie zum ſchlimmſten Omen macht, ſehr gefährlich werden; es gibt aber zahlreiche Fälle von Sichſelbſtſehen, wo ſich das Geſicht ohne Schaden und Folgen öfters wiederholt hat. Es iſt uns kein Fall bekannt, wo dabei auch das Gehör ergriffen worden wäre, ſo daß der Viſionär, wie Amphitruo oder Soſias, in einen Dialog mit dem Doppelgänger verwickelt worden wäre. Es gehört zu der flüchtigſten Gattung von Phantomen, die wie Blaſen aus dem ſomnambülen Grunde der Seele ins Bewußtſeyn aufſteigen und zerplatzen.

Noch weit mächtiger als bloße Geſpenſterfurcht wirkt religiöſe Schwärmerei auf Entbindung des ſomnambülen Elements und bildet unter begünſtigenden Umſtänden das, was man im engern Sinn eine Viſion, ein Geſicht nennt. Alle Leſer wiſſen zur Genüge, welche umfangreiche Rolle die religiöſe Viſion und Entzückung in der Geſchichte der Chriſtenheit ſpielt — um zunächſt nur von dieſer zu ſprechen — und wie viel von Engeln aller Art und allen Heiligen des Paradieſes ihren Vertrauten im Fleiſche Hochwichtiges, Tröſtliches und Entzückendes, wie Beängſtigendes und Bedrohliches mitgetheilt worden iſt, ohne daß die Menſchheit dadurch auch nur um Eine arme Wahrheit reicher geworden wäre, während ſie beim Rückblick vor der unergründlichen Tiefe ihrer eigenen Natur erſchrickt. So gewiß es iſt, daß viele Geſichte der Schwärmer wirklich dem Gebiet des Somnambulismus angehören, ſo läßt ſich doch, was Viſionen mit wachem Hirn anbelangt, in der Geſchichte meiſtens kritiſch gar nicht mehr ermitteln, ob in dieſem und jenem Fall wirklich eine ſomnambüle Anwandlung obgewaltet, oder ob nur die gewöhnliche Phantaſie ihr tolles Spiel getrieben. Wir wiſſen freilich noch nicht, ob und in welchem Grade die irre, ſtürmiſche Phantaſie auch im normalen Lebensgange jenes ſchlummernde Meer in der Tiefe der Seele zu Wogen auftreibt, daß ihr Schaum ins Bewußtſeyn heraufſliegt; ſoll aber der Begriff des Somnambulismus nicht ganz verſchwimmen, ſo müſſen wir uns an ſeine einmal bekannten, bezeichnenden Symptome halten, namentlich an die unabweisliche Fixität der Bilder, an die Periodicität der Anfälle, an den kriſenähnlichen Verlauf und an die Erſtarrung des Körpers und die Feßlung der äußern Sinne, von welch letzterem

Verhältniß uns noch zu sprechen übrig bleibt. Wo in den Actis Sanctorum keines dieser Symptome zutrifft, wird selbst das natürliche Wunder des Somnambulismus aus dem Spiel zu lassen seyn. Auch der Umstand, daß der religiösen Schwärmerei und ihren Visionen in hohem Grad eine ansteckende Kraft zukommt, beweist zunächst nichts für Somnambulismus.

Von der psychischen Ansteckung haben wir zwar erst später zu reden; es ist aber hier als charakteristisches Merkmal anzugeben, daß die religiöse Vision von unbestreitbar somnambülem Charakter, selbst wenn sie das Bewußtseyn nicht stört, sich am leichtesten unter allen Gesichten mit wachem Gehirn von Mensch auf Mensch überträgt. Sie kommt immerhin oft genug als vereinzelter Fall vor, wie aus der Heiligengeschichte bekannt ist, aber sie tritt sehr leicht als flüchtiges Contagium auf, das freilich, wie fast alle Contagien, eine Disposition voraussetzt. Ganze Vereine gleichgestimmter Seelen werden auf diese Weise zumal ergriffen, und es ist gar nicht selten, daß dabei, ohne vorherige Verständigung, den Brüdern und Schwestern die Bilder ungefähr in derselben Gestaltung, Bewegung und Succession erscheinen. In diesem Fall nehmen die Gesichte meistens gleich wieder den Typus der magnetischen Krisen mit dem eigenthümlichen dramatischen Charakter an. — Hier sey uns aber folgende Bemerkung erlaubt. — Wenn die von somnambüler Verstimmung krampfhaft ergriffene Seele in diesem Fall, wie in so vielen Formen dieser Krankheitsfamilie, ihre Gestalten eine Handlung abspielen läßt, mit deren Katastrophe, wo nicht die Krankheit, doch der jedesmalige Anfall zu Ende ist, so wiederholt sie nur in ihrer Weise, was auch die allgemeine Lebenskraft in der körperlichen Sphäre nach ihr inwohnenden Gesetzen thut. Jede Körperstörung, welche einer Ausgleichung fähig ist, gleicht einem Drama: die Aufregung schürzt den Knoten und wächst, der Verwicklung gleich, bis zu einem nothwendigen Punkt, von dem sie, sich lösend, wieder herabsteigt. Keiner, der vom Connubium animae et corporis einigen Begriff hat, wird den Gedanken materialistisch schelten, wenn wir demnach die visionäre Krise eine personifizirte, mit lebendigen Gestalten in Scene gesetzte Körperkrise nennen.

Als Beispiele der contagiösen Vision mit wachem Gehirn führen wir nur flüchtig an: die Gnostiker im Verfall des römischen

Reichs, welche in ihren Entzückungen gemeinſchaftlich Geiſter und Seelen ſahen und dieſelben, faſt ganz wie die Seherin von Prevorſt, nach Farbe und Geſtalt klaſſifizirten; die Heſychaſten im vierzehnten Jahrhundert, welche den Nabel für den Sitz und Mittelpunkt aller Seelenkräfte hielten. Sie ſtarrten mit geſenktem Haupt unverwandt den Nabel an und wurden ſo der ſinnlichen Anſchauung des göttlichen Lichts theilhaftig. Auch ſonſt, namentlich bei indiſchen Heiligen, tritt der Bauch, überhaupt die Gegend der Herzgrube, als Organ der Viſionen auf, wie ja auch beim modernen thieriſchen Magnetismus die Herzgrube die größte Rolle ſpielt. Endlich erinnern wir an einen der außerordentlichſten Fälle aus der neuern Zeit, an die Viſionen des Engländers Pordage und der von ihm geſtifteten Geſellſchaft der Engelsbrüder im ſiebzehnten Jahrhundert. Dieſe Schwärmer geriethen, und zwar bei wachen Sinnen, alle zumal in einen Zuſtand, in welchem ſie einen ganzen Monat lang, bald bei Tag, bald bei Nacht, bei geſchloſſenen wie bei offenen Augen, gemeinſchaftlich die außerordentlichſten, ausſchweifendſten Geſichte hatten: ſie ſahen Höllengeiſter aller Art in Wolkenkutſchen, von Ungeheuern gezogen, aber ohne eigentliche Conſiſtenz, indem ſich die Anfangs menſchenähnlichen Figuren in Rieſengeſtalten, dieſe ſofort in ſcheußliche Thiere verwandelten u. ſ. f. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß alle Sinne bei allen in Mitleidenſchaft gezogen wurden, ſelbſt der Geruch und Geſchmack: ſo wurden ſie Tag und Nacht von einem hölliſchen Geſchmack von Schwefel, Salz und Ruß gequält. „Zu verſchiedenen Zeiten erregten auch die Geiſter einen giftigen, ſchädlichen Geruch, ſo daß bei der Sympathie, ſo zwiſchen Leib und Seele beſteht, der hölliſche Geruch unſere innerlichen und äußerlichen Theile ſehr empfindlich beſchädigte.“ [1]

Alle bisher beſprochenen Arten von Viſionen kommen darin überein, daß ſie bei wachen Sinnen und wenigſtens nicht auffallend geſtörtem Bewußtſeyn geſehen werden. Indeſſen kommen dabei doch ſchon Anmahnungen an die, den tiefern ſomnambülen Zuſtänden eigenthümliche Erſtarrung und das Gebundenſeyn der Sinne vor. Der Geiſterſeher iſt Anfangs, ſolange die Geſtalt vor ihm ſteht,

[1] Horſt Deuteroſcopie II. 209 ꝛc.

mit starren Blicken ganz in sein Gesicht versunken; ist er aber im eigentlichen Verkehr mit dem Geist gekommen, so scheint er häufig während der Anwesenheit desselben vielmehr unwillkührlich die Augen zu schließen. Beim hochschottischen zweiten Gesicht dagegen sollen die Augenlieder krampfhaft auseinandergerissen seyn. Bei der eigentlichen religiösen Vision ist das Auge entweder starr nach oben, oder, wie wir gesehen haben, auf einen Körpertheil, wie der Nabel oder die Herzgrube, gerichtet. Es ist wohl immer schwer auszumitteln, wie weit bei diesen Formen während der Dauer des Gesichts doch auch das Bewußtseyn alterirt ist; aber soviel scheint gewiß, daß sie ohne deutlichen Abschnitt in die entschieden traumähnlichen Visionen mit gebundenen äußern Sinnen und mit krampfhafter Erstarrung des Körpers überlaufen.

Ein sehr interessantes Beispiel dieses Uebergangs an Einem Individuum gibt Schwedenborg mit seinem berühmten Geisterumgang an die Hand. Schwedenborg war eine mit somnambülem Stoff überladene Persönlichkeit. Mag nun bei ihm die somnambüle Anlage den Hang zur Schwärmerei determinirt, oder die letztere die erstere so ungemein gesteigert haben, gleichviel, seine Geschichte zeigt recht auffallend, wie die Gesichte, so zu sagen, immer nach der Competenz des Menschen sich richten, der sie hat, das eingerechnet, daß fast in allen somnambülen Zuständen die Seelenkräfte, von den untersten bis zu den höchsten, auf eigenthümliche Weise gesteigert erscheinen. Bei diesem theosophischen Naturforscher einer in dogmatische Grübeleien versenkten Zeit entlud sich das somnambüle Element dreißig Jahre lang fast immer bei hellem Bewußtseyn, ganz ruhig und, wenn man die Vordersätze zugab, vernünftig und consequent, in Disputationen mit Aposteln und Reformatoren, in Controversen mit Engeln, mit Astral- und Planetargeistern über die Natur der Weltkörper, über moralische und physische Probleme, wobei er bald von den Geistern Belehrung empfing, bald seinerseits sie hofmeisterte. Einigemal aber schwand ihm doch das Bewußtseyn und er verfiel in eine Entzückung, in der er das eigenthümliche Gefühl von Weggeführtwerden aus dem Körper, von Fliegen empfand, das für die Vision mit gefesselten Sinnen, für die kataleptische Ekstase und den Hexentraum ganz charakteristisch ist.

Fiſcher in ſeiner Schrift über Somnambulismus[1] bezeichnet nach unſerer Anſicht die Viſion mit gebundenen Sinnen, die Schlafviſion, wie er es nennt, ſehr richtig, wenn er ſagt: „Die Schlafviſion ſteht auf der Stufenleiter der ſomnambülen Zuſtände um eine Stufe tiefer und vom tagwachen Zuſtand entfernter, als die Tagviſion. Dennoch iſt ſie auf der andern Seite meiſt kein ſo abnormer und krankhafter Zuſtand als jene, da der geſunde Zuſtand im Schlaf und Traum, worin ſie vorgeht, ihr ungleich näher ſteht.“ — Mit dieſer Form des Somnambulismus thut ſich nun in der Geſchichte der Schwärmerei und der ſogenannten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes ein Gebiet auf, das zum Theil weit ſchauerlicher und auch unheilvoller iſt, als die bisher beſprochenen Erſcheinungen. Das Bezeichnende des Zuſtandes iſt die Bewußtloſigkeit, der tiefe Schlaf, aus dem der Menſch nur mit Mühe, in den höhern Graden gar nicht mehr zu erwecken iſt; dies ſteigert ſich bis zur Katalepſie, zur völligen krampfhaften Erſtarrung des Körpers, und am Ende zum Scheintod, wobei ſich das Leben aus der Peripherie des Nervenſyſtems und des Körpers überhaupt ſcheinbar völlig zurückgezogen hat. In dieſem Zuſtand entwickeln ſich nun viſionäre Träume, deren Lebhaftigkeit, deren himmliſcher Schwung oder dämoniſche Scheußlichkeit mit dem Grade der äußern Erſtarrung im Verhältniß zu ſtehen ſcheint. Der Umſtand, daß es hier ein, nur weit über die natürlichen Proportionen geſteigerter eigentlicher, kein ſogenannter wacher Traum iſt, nicht, wie bei der Hallucination, ein aus der wachen Seele entbundenes und vor ſie ſich hinſtellendes Bild, begründet ganz natürlich den charakteriſtiſchen formellen Unterſchied zwiſchen der kataleptiſchen Viſion und der bei wachem Hirn. Wenn bei letzterer die Engel, Seelen und Heiligen, die Dämonen und Ungeheuer ſich zum Seher her verfügen, ſo wird er im Gegentheil in der Ekſtaſe meiſt an den Ort, wo ihm himmliſche oder dämoniſche Offenbarungen zu Theil werden, hinverſetzt, was ſchon der Ausdruck „Verzückung“ bezeichnet. — Das Schweben und Fliegen iſt ſchon ein gelegentliches Ingrediens des gewöhnlichen Traums. Man kann nun überhaupt die Bemerkung machen, daß es wohl ſchwerlich eine Form von ſomnambüler

[1] Erſter Theil. Baſel 1838.

Erregung gibt, welche nicht im lebendigen Traum des gesunden Menschen als Anmahnung, gleichsam als flüchtige Skizze und Schattenriß aufträte, ein Beweis, daß allen Gestaltungen der Vision auf der mit magischen Charakteren beschriebenen Tafel der Seele gewisse Typen entsprechen, die fest und beweglich zugleich sind.

Wir schalten hier eine Bemerkung ein, zu der sich sonst vielleicht keine Gelegenheit fände. Wenn in der Ekstase, wie sie im kataleptischen Zustand entbunden wird, das Gefühl des Fliegens recht eigentlich im Gegensatz zu der Erstarrung des Körpers auftritt, so gibt es dagegen andere Formen von Somnambulismus, wo nicht die Seele, sondern der Körper fliegt, oder doch mit so unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit bewegt wird, daß er fast wie von den Gesetzen der Schwere entbunden scheint. Die halsbrecherischen Spaziergänge der Schlafwandler und die unfaßlichen equilibristischen Kunststücke der am Veitstanz Leidenden sind bekannt genug. Der Körper wird bei letzteren mit Blitzesschnelle in unmöglich scheinende Stellungen geworfen und oft frei weit vom Boden aufgeschnellt. Beim Veitstanz, der heutzutage meist eine Entwicklungskrankheit ist, zeigt sich sehr oft keine Spur von religiöser oder dämonischer Gefühlsaufregung; es ist nun aber sehr interessant, daß bei manchen schwärmerischen Ekstasen diese Schnellkraft des Körpers, dieser Trieb vom Boden weg wieder auftritt. Man denke zunächst an jene epidemische ekstatische Tanzwuth im Mittelalter, welche eben unserem Veitstanz den Namen gegeben. Dieses Symptom kommt aber in der Schwärmergeschichte auch vereinzelt vor, und die Berichterstatter bezeichnen es meist als einen wirklichen Ansatz zum Fliegen. Wir lesen dies schon von neupythagoräischen und neuplatonischen Enthusiasten, wie Apollonius von Tyana, Jamblichus u. A.; es wiederholt sich aber durch das Mittelalter bis in die neueste Zeit. Man liest immer, die Entzückten seyen ellenhoch aufgehoben worden und haben müssen gewaltsam zurückgehalten werden. Die Augenzeugen verwechselten freilich den schnellenden Sprung des Veitstänzers mit einem wirklichen Zug aufwärts, der Schwere entgegen; aber man sieht deutlich, wie diese vermeintliche Erfahrung, combinirt mit dem Gefühl des Fliegens in der kataleptischen Vision, den Glauben an das Reiten der Hexen durch die Luft befestigen, ja im Geiste einer frühern Zeit fast rechtfertigen konnte.

Was man im engern Sinn Ekſtaſe, Entzückung nennt, wobei die Seele des Schwärmers bei ſtarrem Körper in den dritten Himmel getragen wird, iſt eine wohlbekannte hiſtoriſche Erſcheinung. Sehr oft kam es vor, daß die Märtyrer unter den Händen ihrer Henker in Starrſucht verfielen, und je grauſer Feuer, Schwert und Marterwerkzeuge an ihrer fühlloſen Körperhülle wütheten, deſto höher, mit immer ſeligeren Empfindungen wurde der Blutzeuge durch die Himmel getragen. Hier rief bei vorgängiger Anlage gleichſam die furchtbare magnetiſche Manipulation der Folter die Katalepſie hervor und entband die Viſionen. In vielen Fällen tritt aber dieſe Form freiwillig ein, und ſie verläuft in eine gewiſſe, noch unvollſtändig beobachtete Art des Scheintods, wobei die Wiedererwachten, auch ſolche, bei denen der Anfall rein körperlicher Natur und keine Schwärmerei im Spiel war, ihre Gefühle in der Erſtarrung als die ſeligſten, überirdiſchſten beſchreiben.

Die Ekſtaſe tritt aber auch, ſogut als die Viſion bei wachem Hirn, in der Geſchichte als Kontagium auf. Man denke nur an eines der bekannteſten Beiſpiele, an die ſogenannten Konvulſionärs auf dem Grabe des h. Paris. Wir halten uns hiebei nicht länger auf; auch iſt unſers Wiſſens von keinem der modernen Theoſophen behauptet worden, daß die Seelen der Entzückten wirklich in den Himmel getragen würden. Ganz anders iſt es mit dem irdiſchen Fluge der Hexen, deſſen Realität Eſchenmaier leider aus theoretiſchen Gründen beweist.

Wenn je einmal die Wiſſenſchaft tiefer als jetzt in das Weſen des Somnambulismus eindringt, ſo wird in der Philoſophie der Geſchichte das Kapitel von den geiſtigen Miasmen eine jetzt kaum geahnte Rolle ſpielen. Schon jetzt erſcheinen uns viele hiſtoriſchen Phänomene, klein und groß, als pſychiſche Seuchen mit einem Verlauf, der mit dem Auftreten, der Verbreitung und dem Wiederausſterben körperlicher Anſteckungen die größte Aehnlichkeit hat. Aber die Natur von beiderlei Kontagien iſt bis jetzt faſt noch in daſſelbe tiefe Dunkel gehüllt. Wohl eine der furchtbarſten, in ihren bald lächerlichen, bald gräßlichen Symptomen räthſelhafteſten pſychiſchen Seuchen iſt die, welche Jahrhunderte lang, bis in die zweite Hälfte des vorigen, Europa, ganz beſonders aber Deutſchland, durchzog und durch das Luftreinigungsmittel unzähliger

Scheiterhaufen nur zu neuer Wuth gereizt wurde. Die Hexerei stand, als die Menschheit endlich diesen wüsten Traum abgeschüttelt hatte, wie eine scheußliche Hieroglyphe vor ihren Blicken. Die Aufklärungsperiode mußte sie in ihrer ganzen Starrheit stehen lassen oder ignoriren; denn aus dem bloßen finstern Wahn im Gehirn der Hexen- und Ketzerrichter und aus der Macht der Folter, den Menschen aussagen zu lassen, was man ihm vorsagt, waren Erscheinungen und Zeugnisse nimmermehr zu erklären. Erst der gewonnene Begriff des Somnambulismus und thierischen Magnetismus gab einen Schlüssel an die Hand, gewissermaßen ähnlich dem Gesetze Cuviers, nach welchem im thierischen Bau alle Organe einander bedingen und voraussetzen. Wie man nach diesem Begriffe aus den zerstreuten Knochen vorweltlicher Geschöpfe ihre Skelette zusammenbaut, so kann eine Zeit, welche jene wunderbaren Kräfte der Seele in ihrer Naturgesetzlichkeit besser gefaßt haben mag als wir, aus den entscheidenden Winken der Urkunden das gespenstische Ungeheuer der Hexerei nach seinem psychologischen Bau konstruiren. Wäre dieses Ungeheuer doch auch fossil, auf ewig begraben wie die Mammuths und Lindwürmer der Vorwelt! Aber es scheint im Menschengeschlechte ein unzerstörlicher Typus: es kauert ganze Zeiträume still in der Tiefe und zeigt nur in unbeachteten Zuckungen ein Horn oder eine Klaue an der Oberfläche. Auf einmal aber, wie eben gegenwärtig, taucht es, gleich der räthselhaften Riesenschlange, mit seinem häßlichen Rücken auf, zum Entsetzen der Seefahrer.

Die Versuche, das Zauber- und Hexenwesen nach unseren jetzigen Kenntnissen zu erklären, können nur mangelhaft ausfallen; doch scheint uns Fischers Konstruktion nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft sehr befriedigend, und wir verweisen daher auf sein oben angeführtes gutes Buch. — Es bleibt unentschieden, wie weit bei den mannigfachen, aber im Ganzen den verwandtschaftlichen Charakter des Traditionellen tragenden Erscheinungen der Hexerei somnambüle Einflüsse im Spiel waren; namentlich ist nicht zu fassen, wie viel zu all den Phänomenen des Hexendienstes wirkliche Visionen mit wachem Hirn, wie viel nur die Ansteckung der gemeinen Einbildungskraft unddes Aberglaubens beitrug. Aber soviel ist gewiß: wahre kataleptische Anfälle mit entbundenen Traumvisionen spielen dabei eine Hauptrolle. Die Disposition

dazu ſcheint ſich in jenen Jahrhunderten beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht und den Kindern epidemiſch entwickelt zu haben, wobei denn die traditionell fortgepflanzte Mythe vom Bund mit dem Teufel und der Adoration deſſelben, vom Verläugnen Gottes, von der Zuſammenkunft auf dem hölliſchen Sabbath, von der Unzucht mit dem Teufel und den daraus entſtehenden Wechſelbälgen u. ſ. w. den Viſionen die feſte, übereinſtimmende Geſtaltung und Färbung gab. — Es iſt ſehr begreiflich, wie ein ſolcher allgemeiner Glaube vielfältig ſchon den geſunden Traum vergiften und ſeinen Geſtalten den unheimlichen Anſtrich teuflicher Anfechtung und Verſuchung geben mußte; namentlich waren wohl bei Weibern die Träume gefährlich, in denen der Geſchlechtstrieb agirt. — Die Geſchichte vom Vogel und der Klapperſchlange iſt ein Symbol gar vieler pſychiſchen Phänomene, die wie Bezauberung ausſehen, und ſo fühlt man leicht, wie beim umgehenden und nach Seelen angelnden Geſpenſte des Teufels, das ſchuldloſeſte Weib, von einem verdächtigen Traum erſchreckt, ſich bereits in der Schlinge des Verſuchers ſah, und wie ihre bebende Seele immer tiefer und immer unwillkürlicher in die dämoniſche Tiefe geriſſen wurde. Andernſeits war der kitzelnde Vorwitz, die übermächtige Luſt am Geheimniß und dem Verbotenen und Verpönten ein eben ſo mächtiger Trieb, der um ſo eher Befriedigung fand, als es wirklich Mittel gab, ſomnambüle Zuſtände künſtlich hervorzurufen.

Das eigentliche pathognomoniſche Zeichen der Hexerei war Allem nach eine natürliche oder durch narkotiſche Mittel hervorgerufene Starrſucht, in welcher die Seele den dämoniſchen Traum der Zeit nachträumte. Das dieſen Zuſtand, wie wir geſehen haben, charakteriſirende Gefühl des Fliegens hatte einen weſentlichen Punkt der Teufelsmythe motivirt, und ſo fühlte ſich die Hexe, welche, den Beſen zwiſchen den Beinen, in kataleptiſchen Schlaf verfiel, mit unfehlbarer Sicherheit, in den ſkandinaviſchen Ländern nach Blocula, in Deutſchland auf den Blocksberg getragen und eben ſo leicht wieder zurückgeführt, nachdem das hölliſche Drama mit allen ſeinen ſtereotypen Incidenzpunkten ſich kritiſch abgeſpielt. — Der kataleptiſche Zuſtand war ſicher häufig nicht erzwungen; nach den Prozeſſen erfolgte das Ausfahren oft ohne Trank und Salbe, und kataleptiſche Anfälle ſind überhaupt ſo bezeichnend für das ganze Hexenweſen und mußten ſo häufig ſeyn, daß z. B. das

Einschlafen der Hexen auf der Folter" für eines der sichersten Zeichen der Hexerei galt. Der Glaube an das Ausfahren der Hexen zog in diesem schauerlichen Gewebe von Superstitionen den Glauben nach sich, daß die Hexen spezifisch leichter seyen als andere Menschen; daher die allgemein verbreitete Wasserprobe und die seltenere Hexenwage.

Die Vision mit gebundenen Sinnen und erstarrtem Körper unterscheidet sich nun von den noch ausgebildeteren Formen des Somnambulismus wesentlich dadurch, daß der Mensch die Erinnerung an die gehabten Gesichte, wie an einen lebhaften Traum, in das wache Bewußtseyn mit herüber nimmt, wogegen bekanntlich in den eigentlichen schlafwachen Zuständen in einer unbekannten Region ein ganz eigenthümliches neues Bewußtseyn aufgeht, das sich in sich selbst ab, und vom gemeinen Bewußtseyn, zu dem der Mensch nach dem Paroxysmus erwacht, vollkommen ausschließt. Diese Doppelexistenz, wobei das wieder erwachte Gehirn von den Sensationen und Gefühlen jenes zweiten, in der Tiefe der Seele aufgegangenen Bewußtseyns gar nichts weiß, charakterisirt entscheidend alle jene Formen des Somnambulismus, welche von noch nicht ganz bestimmt aufgefaßten Mittelzuständen an sich bis zum eigentlichen sogenannten Hellsehen steigern. Schon in den bisher skizzirten Graden treten, wie jeder in diesem Punkt einigermaßen Neugierige weiß, Fern- und Vorgesichte aller Arten auf; aber erst mit jenem Doppelbewußtseyn beginnt das Gebiet des eigentlichen Fernsehens oder eigentlich Fernfühlens, der Divination, des Orakels. Während auf den geringern Stufen die instinktive Seele nur einzelne Traumbilder in das Bewußtseyn hinüberwarf und gelegentlich dazu stammelte, zieht sie jetzt periodisch das Bewußtseyn ganz zu sich herab, faßt ihre Bebungen, nach dem nothwendigen Gesetz unserer Natur, in Bild und Wort, und schließt sich einen ganz eigenen Kreis des Lebens und Denkens ab.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir die Haupterscheinungen des eigentlich schlafwachen Zustandes auch nur kurz bezeichnen wollten; es wäre auch für den Zweck dieser Skizze überflüssig, zumal dieselben in jedem Sinn so häufig besprochen worden sind. Nur Eine Form des tiefern magnetischen Schlafs mit doppeltem Bewußtseyn ist hier noch zu charakterisiren, da sie,

neben der Geiſtererſcheinung, unſern Theoſophen ihre Hauptwaffen liefert, das ſogenannte Beſeſſenſeyn.

Auch hiebei zeigt ſich wieder, wie in ſchnell vorübergehenden Verſtimmungen, welche den Menſchen im gewöhnlichen Lebensgange anwandeln können, der Keim der ſeltſamſten, furchtbarſten Paroxysmen vorgebildet iſt. Es iſt ſchon ein Zug der gemeinen Traumſymbolik, daß ſich die Seele mit einer fremden Perſönlichkeit bekleidet. Daſſelbe kommt vor bei der eigenthümlichen Berauſchung durch Opium und den Rhachich der Araber, aber auch ſchon im abendländiſchen Rauſche erlebt man, daß dem Trunkenen ſeine Perſönlichkeit abhanden kommt, daß er ſich als ein Anderer denkt und als ſolcher fühlt und handelt. Die Annalen der Wiſſenſchaft haben nun aber zahlreiche Fälle aufzuweiſen, wo ſich der Menſch krankhaft als eine fremde Perſönlichkeit dachte und ſich als ſolche geberdete. Es iſt dies oft ein Symptom des beginnenden Wahnſinns, oft aber ſtellt ſich das natürliche Gleichgewicht wieder her. Es ſind dies gleichſam oberflächliche Hallucinationen des Gemeingefühls, oft ohne Spur des Unheimlichen, das ſich bei tieferer ſomnambüler Aufregung in der Regel ſogleich beimiſcht. Entſcheidend iſt nun aber, daß dennoch ſolche Verſetzungen in eine fremde Perſönlichkeit, ſolche „Beſitzungen" vorkommen, die offenbar den Charakter eines ſogar ſehr geſteigerten Somnambulismus tragen, ohne daß dabei etwas Uebernatürliches oder dämoniſch Unnatürliches vorkäme. Gmelin[1] erzählt einen ſolchen Fall. Ein deutſches Mädchen wurde, ſtreng abwechſelnd, den einen Tag in ein Wahnleben entrückt, und am andern wieder in ihren gewöhnlichen Zuſtand verſetzt. In jenem kannte ſie ihr ganzes früheres Leben und Seyn gar nicht mehr; ſie war eine unglückliche emigrirte Franzöſin, auf der langes perſönliches Unglück und der Jammer eines ganzen Volkes laſtete; ſie ſprach geläufiger als im Wachen franzöſiſch und gebrochen deutſch. Ihre Angehörigen waren dann gute Menſchen, die ſich der Verlaſſenen angenommen, aber ihr ganz fremd. Tags darauf erwachte wieder die eigene Perſönlichkeit, welche von Allem, was die Franzöſin gethan und geſprochen, nichts wußte, ſondern mit klarer Erinnerung in die Reihe der von Kindheit auf fortgeſponnenen Lebensereigniſſe trat. Die

[1] Materialien zur Anthropologie I.

Wahngestalt aber, wenn sie am dritten Tage wieder erstand, knüpfte ihre Erinnerung da wieder an, wo sie dieselbe vorgestern abgebrochen. — Dies ist nun ganz der Typus des Besessenseyns im Alterthum, durch die ganze Mittelzeit herauf bis zu den von Kerner und Eschenmaier beobachteten und kommentirten Teufeleien, nur daß hier meistens das Ergriffenseyn ein noch tieferes ist als bei jenem Mädchen, so daß einerseits im Anfall furchtbare Krämpfe eintreten, andernseits die fremde Persönlichkeit in der Regel ein unheimliches, dämonisches Gewand anzieht. Es ist dabei nicht auszuscheiden, wie viel bei dieser Dämonisirung auf Rechnung der psychischen Gewalt eines jeweiligen Aberglaubens kommt, und welchen Antheil der Umstand daran hat, daß offenbar alle diese heftigeren Seelenstürme naturgesetzlich übersinnliche Vorstellungen entbinden. So viel ist sichtbar: das Wesen und die Gestaltung der besitzenden Dämonen richtet sich nach den Vorstellungen der Zeit und des Individuums. Die Besessenen bei den alten Juden sind die Beute wahrer Teufel; Kerners Besessene werden von den irren, unseligen Geistern Gestorbener gequält, von Kapuzinern, Müllern, spitzbübischen Beamten, deren unmittelbare, miasmatische Abkunft von den Geistern der Seherin von Prevorst so evident ist, als auf diesem sonderbaren Gebiete nur immer etwas seyn kann.

Ein guter Geist, als sogenannter Führer oder Führerin, geht als stehende Gestalt fast durch allen tiefern Somnambulismus mit himmlisch erregten Gefühlen hindurch; wie aber Alles, in der Natur wie in der Seele, sich in Gegensätze spaltet, so kann auch im Somnambulismus das Seraphische mit dem Dämonischen schwankend wechseln oder selbst völlig ins Teuflische umschlagen. Dann wird jener Führer zum Teufel in der Hexenvision und im Besessenseyn zum tobenden unseligen Geist, der aufs Furchtbarste Gott lästert, flucht und tobt, und die arme Körperhülle der delogirten Seele aufs Gräßlichste in Krämpfen hin- und herwirft. In der Regel werden die übersinnlichen Naturen in der somnambülen Phantasie als etwas zu der eigenen Persönlichkeit Hinzutretendes, mit ihr Verkehrendes angeschaut; verdrängt nun aber der Dämon die Persönlichkeit völlig, so konstituirt dies eben die eigene Form des sogenannten Besessenseyns. Die mit allen diesen Zuständen vergesellschaftete Steigerung der Seelenkräfte gibt sich auch hier kund, und was wir bisher als dramatisches Element dieser

Erscheinungen bezeichnet haben, tritt hier in merkwürdiger Prägnanz auch plastisch auf. Aus dem Menschen spricht jetzt eine ganz fremde Person, der Dämon, und zwar mit überraschender Poesie. Die Seele ist gleichsam ganz Mime geworden, der seine selbst komponirte Rolle mit furchtbar wahrem Ton und schauderhaft sicherer Geberdung, dem angenommenen Charakter gemäß, abspielt. Wenn es kein Luftspringer auch nur entfernt dem Veitstänzer nachthut, so vermag kein Schauspieler den zähneknirschenden Grimm der Gotteslästerung, den schneidenden Hohn des hartgesottenen Sünders, das teuflische Lachen der unmächtigen Wuth mit so ergreifender Wahrheit zu geben, als die arme Seele eines unwissenden Weibes, das außer dem Leben und den Thaten Hanswursts nie eine dramatische Vorstellung gesehen und von der ungemeinen Kraft unserer Heldenspieler auf Hoftheatern gar keine Vorstellung hat. — Auch diese merkwürdigen Aeußerungen der instinktiv künstlerischen Seele laden zum ernsten Nachdenken über Wesen und Grund aller Kunst ein; aber diejenigen verläumden geradezu die menschliche Natur, welche des schwachmüthigen Glaubens sind, daß bei diesen schauderhaften Dramen ein objektiver Dämon der Einbläser seyn müsse. — Was wir oben bei der Geistererscheinung von der seltsamen Form gesagt haben, in welche die nach Heilmitteln suchende Seele den Heilungsprozeß einkleidet, findet auch hier seine Anwendung; nur ist die Transposition noch baroker, indem der Dämon das geistliche Beruhigungsmittel perhorrescirt und doch immer wieder die Administration desselben herausfordert.

Man kann es aussprechen: Alles Geister-, Zauber- und Hexenwesen aller Zeiten beruht auf der natürlichen Anlage der Seele, in die bisher geschilderten Zustände versetzt zu werden, und auf den künstlichen Mitteln, dieselben hervorzurufen oder zu steigern. Von diesen Mitteln haben wir jetzt etwas zu sagen, und es werden sich Bemerkungen zu einiger Vervollständigung der bisher skizzirten Bilder einflechten lassen.

Manchen narkotischen Substanzen kommt die Eigenschaft zu, daß sie, innerlich oder in Räucherungen angewendet, nicht nur das Hirn überreizen, und vor der Betäubung, welche beim übermäßigen Gebrauch des Mittels eintritt, die wildesten Phantasieen entbinden, sondern auch wirkliche Hallucinationen und Visionen

erzeugen, die nach den oben gegebenen Andeutungen sich wesentlich von bloßem Phantasiespiel und gemeinen Sinnestäuschungen unterscheiden. Schon dem Weingeist kommt etwas von dieser Kraft zu. Wir halten uns nicht dabei auf, daß schon im Rausche, wie im Traum, Erscheinungen vorkommen, welche gleichsam Prototypen eigentlicher somnambüler Visionen sind, wie ächte Hallucinationen, das Versetzen in eine fremde Persönlichkeit u. m. dgl. Aber nach langem Mißbrauch des Weingeists, im sogenannten Säuferwahnsinn, treten Hallucinationen auch im nüchternen Zustande auf, besonders wenn die Gewohnheit des Trinkens rasch abgebrochen wird. Die Visionen sind dabei meist ganz gemeiner, prosaischer Art, gleichgültige Menschen, Naturprodukte, aber von der höchsten subjektiven Wirklichkeit. Weit stärker wirken das Opium und der aus Hanf bereitete Rhachich der Araber. Der durch Opium gewaltsam herbeigeführte tiefe Schlaf, aus dem man sich nichts erinnert, scheint schon ganz somnambüler Natur zu seyn; aber unter den von den Opiumessern als so entzückend geschilderten Sensationen, welche der Betäubung, oder wo es nicht zu dieser kommt, der furchtbaren Abspannung vorausgehen, zeigen sich verschiedene, die wir als visionäre Symptome kennen gelernt haben, namentlich das Gefühl des Fliegens. Noch sonderbare Phänomene erzeugt der Genuß des Rhachich: Hallucinationen der verschiedensten Arten, wobei die Gestalten sprechen und handeln, ferner Verlust des richtigen Gefühls für Raum und Zeit: Menschen, die neben einem stehen, werden in ungeheurer Entfernung erblickt, die Worte, die man spricht, scheinen durch ewig lange Pausen getrennt u. s. w.; auch hier wieder das eigenthümliche Gefühl der Leichtigkeit des Körpers, dem sich aber nun ein wirklicher Drang und Versuche zum Fliegen beigesellen. Ein andermal löst sich dem Menschen nur der Kopf vom Rumpf und fliegt durch den Raum, oder die Augen springen ihm aus dem Kopf und tanzen umher. Am interessantesten ist dabei der Trieb, wenn auch nicht das Vermögen zum Fernsehen: die Trunkenen behaupten zuweilen, durch Mauern blicken, entfernte Menschen sehen, und sprechen hören zu können. — Aehnliche Wirkungen bringen andere narkotische Mittel hervor, namentlich der Stechapfel und das Bilsenkraut.

Das ganze Alterthum, selbst die vermeintlich so heitere Welt der Griechen, ist voll von Zauber- und Orakelwesen. Nur der

Begriff des Somnambulismus gibt der hiſtoriſchen Kritik den Schlüſſel zu den unglaublichſten Erſcheinungen, und wenn im Einzelnen unſer Urtheil auch noch ſo ſehr in der Schwebe erhalten wird, ſo ſehen wir uns doch dadurch, daß die Wiſſenſchaft einen phyſiologiſchen und pathologiſchen Kern aller jener Wunder erkennen muß, bedeutend gefördert. So iſt kein Zweifel, daß die orakelnden Weiber bei den Griechen, daß namentlich die delphiſche Pythia, wenigſtens häufig während ihrer Weiſſagungen ſich wirklich in einer ſomnambülen Kriſe befand. Ihre Fernblicke in Raum und Zeit fallen nach allen Umſtänden mit den Ausſagen unſerer Hellſeherinnen zuſammen. Was beim ganzen antiken Orakel- und Prophetenweſen abſichtlicher Trug und Selbſttäuſchung der Seherinnen und der Prieſter dazuthaten, wie viel zu den Divinationen namentlich das entſcheidende Moment beitrug, daß der ſomnambülen Seele Allem nach in gewiſſem Grade die Kraft zukommt, in der Seele des mit ihr in Rapport geſetzten fragenden und wiſſenden Individuums zu leſen — wie wäre dies zu entſcheiden, da ganz ähnliche Erſcheinungen, die vor unſern Augen vorgehen, noch unaufgelöste Probleme ſind? — Die Griechen legten aber ihre Orakel vorzugsweiſe in und über Grotten an, deren eigenthümliche Ausdünſtungen erfahrungsmäßig wenigſtens Hülfsmittel zur Hervorbringung des Zauberſchlafs waren. Allem nach wurden dieſe telluriſchen Emanationen gelegentlich durch andere Mittel unterſtützt; es iſt uns aber nicht bekannt, ob ſich irgend eine Stelle der Alten dahin deuten ließe, daß das wirkſamſte aller Mittel, die Manipulation, angewendet worden.

Narkotiſche Räucherungen ſcheinen meiſtens ähnlich zu wirken wie der innerliche Gebrauch der Mittel. Sie waren deshalb von jeher ein Hauptkunſtgriff der Geiſterbeſchwörer. Wir haben geſehen, daß manchen, in gehöriger Doſis genommenen narkotiſchen Subſtanzen die Eigenſchaft zukommt, Hallucinationen zu entbinden: die eigenthümliche Aufregung durch die Ceremonien des Geiſterbeſchwörens, die Richtung der Phantaſie auf beſtimmte Perſonen reichen nun dabei hin, die von der Seele nach außen geſpiegelten Geſichte zu fixiren, ihnen Geſtalt und Geberdung zu geben. Wir könnten auch hier, wenn es der Raum geſtattete, zahlreiche, ſehr belehrende Beiſpiele anführen, verweiſen aber den Liebhaber vorzüglich auf Horſts Zauberbibliothek. — Die Akten aus der

Hexenperiode thun dar, daß sich die Hexen, um sich in ihren Paroxysmus zu versetzen, häufig, vielleicht meistens, eines Gebräudes und einer Salbe bedienten. Es waren dies wohl alte, sich traditionell fortpflanzende Rezepte. Jung Stilling erzählt in seiner Theorie[1] ein aus einem alten Hexenprozeß gezogenes Faktum, das wirklich als typisch erscheint. — Eine Hexe gab auf der Folter an, ihre Nachbarin sey in der letzten Walpurgisnacht mit ihr auf dem Brocken gewesen. Letztere sagte hierauf vor Gericht aus: sie habe am Abend vor Walpurgisnacht die Gefangene mit Kochen eines Tranks beschäftigt gefunden, und sey von ihr geheimnißvoll befragt worden, ob sie mit auf den Brocken wolle. Aus Neugierde habe sie eingewilligt; die Hexe habe sofort vom Trank getrunken und den Rest ihr geboten, mit den Worten: da, trink rechtschaffen, damit du durch die Luft fortkannst. Sie habe sich gestellt, als trinke sie, aber nichts gekostet. Drauf sey die Hexe auf den Herd gestiegen und bald, mit der Ofengabel zwischen den Beinen, in tiefen Schlaf gefallen. Am andern Morgen sey die Hexe zu ihr gekommen und habe sie gefragt, wie es ihr auf dem Brocken gefallen? Auf ihre lachende Aeußerung, wie sie gar nicht getrunken und nicht auf dem Brocken gewesen, sey die Hexe böse geworden und habe gesagt, sie habe sie ja, die Nachbarin, mit essen, tanzen und den Bock küssen sehen.

Ganz besonders interessant sind die Berichte glaubwürdiger Reisenden über das Zauber- und Geisterwesen unter Völkern, welche nicht unserer Race angehören, und zu denen das Christenthum nicht gedrungen ist. Die Zauberer der verschiedensten rohen Völker verfallen in Ekstasen, deren Gesichte sie im Wesentlichen ganz so beschrieben, wie unsere Visionäre und Somnambülen; sie werfen in ihren Paroxysmen dieselben überraschenden Fernblicke in Zeit und Raum, sie gerathen mit ihren guten und bösen Geistern ganz in denselben unheimlichen, und doch so ächt menschlichen Verkehr, wie die christlichen Seher, wobei oft sogar scheinbar unbedeutende Nebenumstände mit den Aussagen unserer Visionäre und Besessenen übereinstimmen. Man kann es als ein psychologisches Faktum aussprechen: der Himmel und die Hölle im Fetischismus, im Buddhaglauben, in den Superstitionen der Völker am Nordrand

[1] Nürnberg, 1808. Pag. 195 ff.

der alten Welt, und ſo fort rings um die Erde, ragt in denſelben, für jenes innere Organ des Menſchen charakteriſtiſchen Formen in die Seele des ſomnambül entrückten Nationalen herein, wie das ganze chriſtliche Jenſeits in die Seele des Sehers, der Mitglied einer Kirche iſt, in deren Schooße ſelbſt wieder kontraſtirende Vorſtellungen von einer andern Welt neben einander ſich geltend machen. — Bei vielen Völkern beſtehen nun die Mittel, wodurch ſich ihre Prieſter und Zauberer in Ekſtaſe verſetzen, in raſchen, mehr oder minder gewaltſamen, lange fortgeſetzten Körperbewegungen und im unaufhörlichen Ausſtoßen der Zauberformeln. Wir ſehen dieß bei den Jongleurs in Indien, bei den Fetiſchern unter den Negervölkern, bei den Derwiſchen der Moslems, bei den Zauberern der Lappen und Samojeden, bei den Schamanen der ſibiriſchen Völker. Man wählt natürlich überall Individuen, welche die angeborene Anlage beſonders dazu befähigt. Aber manche Völker in hohen Breiten, wie namentlich Lappen und Samojeden, ſind ſo reizbar, daß jedes unvorhergeſehene Ereigniß, jeder kleine Schreck, wie z. B. das Losſpringen eines Funkens vom Feuerbrand, ſie außer ſich verſetzt. Bei dieſer Dispoſition iſt es kein Wunder, wenn das einfache Rühren der Zaubertrommel hinreicht, ihre Zauberer in Ekſtaſe zu verſetzen, ſo daß ſie in Starrſucht verfallen, und in dieſer die unglaublichſten Dinge, ganz im Styl unſerer Somnambülen, vorbringen. — Weit gewaltſamer gehen die ſibiriſchen Schamanen zu Werk: hier ſind es die heftigſten, dem Zuſchauer Schwindel erregenden Kreisbewegungen, neben dem Genuß von Tabak und Branntwein, wodurch der Anfall erzwungen wird.

Die Ekſtaſen der Schamanen haben, nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Reiſenden, die größte Aehnlichkeit bald mit den Paroxysmen der Beſeſſenen, bald mit den Kriſen des wirklichen Hellſehens. Es kommt vor, daß ſich aus dem Schamanen, zum Entſetzen der Zuhörer, zwei verſchiedene Stimmen hören laſſen, als ob der Geiſt und der Schamane ſich wirklich unterredeten. Im Dach der Hütte, in welcher ſie ihre Geſichte haben, wird oft von allen Anweſenden ein eigenthümliches Sauſen und Brauſen vernommen. Wer denkt dabei nicht gleich an das Gefängniß zu Weinsberg? Eine der intereſſanteſten Mittheilungen über den Schamanismus ſind die Briefe v. Matuſchkias, eines Reiſegefährten Wrangels auf der Nordpolexpedition. „Der Schamon,“

sagt Maluschkin unter Anderm, „beantwortete meine Fragen über den Erfolg unserer Expedition, von der keiner der versammelten Eingebornen auch nur den entferntesten Begriff hatte, mit einer gewissen Sicherheit, nach welcher man hätte schließen sollen, er sey ganz vertraut mit dem Hauptzweck, so wie mit den Nebenumständen meiner Reise.“ Nach dem Erwachen wußte der Schaman von allem, was er im Anfall vorgebracht, gar nichts mehr. Dieses sehr belehrende, für die vergleichende Dämonologie wichtige Aktenstück ist in Horsts Deuteroscopie (I. 319) und im Morgenblatt (1829, Nr. 294), woraus es jener abdrucken lassen, nachzulesen.

Das wirksamste, erst in der neuern Zeit gefundene, früher aber vielleicht nur in Ceremonien verhüllte Mittel zur Erzeugung magnetischer Schlafzustände ist nun aber die Manipulation, wodurch der bekannte Rapport zwischen der Magnetisirten und dem Magnetiseur und andern Personen eingeleitet wird. — Der Gedanke drängt sich von selbst auf, daß dies ein Prozeß seyn möchte, der mit der künstlichen Vertheilung und Anhäufung, Wiederentladung und Ausstrahlung der bekannten unwägbaren Naturstoffe oder Kräfte, der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichts, gewissermaßen übereinkomme. Und so scheint es auch wirklich. Durch die Manipulation des Magnetiseurs wird in dem dazu befähigten, erregbaren Individuum die Lebenskraft, oder wie man das im Nervensystem Wirksame sonst nennt, in gewissen Nervenmittelpunkten koncentrirt, und dadurch das Bewußtseyn in eine Sphäre herabgezogen, in die es im gesunden Zustande nicht reicht, in die Sphäre der instinktiven Regungen. Dabei findet, beiden Theilen fühlbar, ein Ueberströmen der Lebenskraft vom Magnetiseur in die Magnetisirte statt. — Ferner ist es allgemein bekannt, daß nach hergestelltem Rapport die Seele und Lebenskraft des Magnetiseurs, auch ohne körperliche Berührung, in bedeutender Entfernung auf die Magnetisirte einwirkt.

Das Faktum eines solchen zwischen zwei Individuen zu vermittelnden Wechselverkehrs, und überhaupt alle bekannten und beglaubigten Erscheinungen des thierischen Magnetismus weisen unmittelbar darauf hin, daß Seele und Lebenskraft unter Umständen sich gleichsam atmosphärisch über den Körper hinaus erstrecken und wirken können. Es läßt sich aber von vorne herein

annehmen, daß damit keineswegs ein neues Element ins Leben gerufen, ſondern daß dabei nur die allgemeine Lebenskraft eigenthümlich modifizirt und angehäuft wird, und die Erfahrung ſpricht auch deutlich hiefür. Die ganze Naturgeſchichte des Menſchen zeigt, daß dieſelbe Elementarkraft, welche in ihrer Steigerung oder Concentration, als thieriſcher Magnetismus, in ſo erſtaunlichen Phänomenen ſich äußert, alle Individuen beſtändig in einem großen allgemeinen Rapport verknüpft, und, wenn auch gewöhnlich latent, ſich nach beſtimmten Geſetzen zwiſchen Menſch und Menſch entladet und gegenſeitige Seelenſtimmungen bedingt, die weniger oder mehr zum Bewußtſeyn kommen.

Die wache geiſtige Thätigkeit, welche dem Menſchen das Bewußtſeyn ſeiner Individualität, ſeiner Perſönlichkeit gibt, das ihn der Natur gegenüber ſtellt und auf einen gewiſſen Grad von ihr emanzipirt, ruht in jedem Menſchen auf einem Grund inſtinktiver Gefühle, welche mit den Kräften der Welt in ſympathetiſchen und antipathiſchen Verhältniſſen ſtehen. Die nach oben gerichtete, ihre Blätter dem Licht öffnende Blume des Geiſtes wächst über einer Wurzel, deren Sproſſen in die ganze Natur ausſtrahlen und nach jener allgemeinen Wahlverwandtſchaft, bei der eine ſcheinbare Freiheit das tiefere nothwendige Geſetz nicht erkennen läßt, von den allgemeinen Kräften angezogen und abgeſtoßen werden. Wenn aber das, was man als die vegetative Seite des beſeelten Weſens bezeichnen kann, auf dieſe Weiſe von allem, was in der Natur lebt und webt, Eindrücke erhält, ſo wird es mit der homogenen Kraft in andern gleichartigen Individuen vollends im lebendigſten Wechſelverkehr ſtehen. Dieſer bewußtloſe Grund der Seele verknüpft auch wirklich die Menſchheit zu einem großen Ganzen, und die tägliche Erfahrung, wie ſeltenere Vorkommniſſe lehren, daß die Abgrenzung durch die äußere Haut beim Menſchen keineswegs der Wirkſamkeit der Lebenskräfte ein Ziel ſetzt, daß ſie vielmehr zwiſchen Menſch und Menſch vielfach hin und herſpielen, und gleich den unwägbaren Stoffen der Natur ſich gegenſeitig ſpannen und entladen, ziehen und abſtoßen. Ein Korallenbaum, wo die veräſtete Kalkmaſſe das gemeinſame Subſtrat bildet, in welches Tauſende ſich bewegender und empfindender Individuen verſenkt ſind, iſt ein materielles Gleichniß der Menſchheit, ein grobſinnliches Bild für ein ganz unſinnliches Verhältniß.

Dieſe magiſche Verknüpfung des Menſchengeſchlechts durch inſtinktive Regungen manifeſtirt ſich ſchon im täglichen Leben durch die unerklärliche Sympathie und Antipathie, welche Menſchen anzieht und abſtößt, durch die gemeinſame Seelenſtimmung, ſey es Angſt und paniſcher Schreck, oder Muth und Begeiſterung, welche oft plötzlich ganze Menſchenmaſſen ergreift, ohne daß die Vermittlung durch Wort und Geberde zur Erklärung ausreichte. Ja in der Geſchichte kommt es einem oft vor, als ob dieſer geheime, von der gewöhnlichen ſinnlichen Mittheilung unabhängige Rapport bald in der Natur der Wärme aufträte, jetzt die Maſſen ſanft durchdringend und flüſſig machend, jetzt wieder entweichend und Erſtarrung hinter ſich laſſend; als ob er ein andermal, dem Magnet gleich, alle Gemüther polariſirte und in zwei entgegengeſetzte Richtungen theilte; oft iſt es aber wieder, als ob er, wie der elektriſche Schlag, den ganzen großen Organismus durchſchütterte und zu Zuckungen reizte. Für dieſe Senſationen eines innern Sinns hat das, von den Senſationen der äußern Sinne ausgefüllte Bewußtſeyn keinen Maßſtab. Sie werden im gewöhnlichen Zuſtande von der ſelbſtbewußten Thätigkeit des Gehirns überſtrahlt, und dieſe Einflüſſe eines gemeinſamen Organs ſind, ſelbſt wenn man das Nachdenken darauf richtet, deſto weniger zu faſſen, da ja auch der Phantaſie eine anſteckende Kraft zukommt, wodurch z. B. die zahlreichen gemeinſchaftlichen Sinnestäuſchungen mehrerer und vieler Menſchen vermittelt werden.

Ein tiefer Eindruck auf die Einbildungskraft und die ausgeſprochene Wahrnehmung eines Einzigen reicht oft hin, um einer ganzen Volksmenge Dinge vorzuſpiegeln, denen in der Wirklichkeit etwas ganz anderes entſpricht. — Dergleichen Sinnestäuſchungen durch erregte Einbildungskraft ſind gemeine Wahrnehmungen, von den täglichen Fällen an, wo, namentlich in den Affekten der Furcht und des Schrecks, oder in geſpannter Erwartung, der eine irgend etwas zu ſehen und zu hören glaubt, was der andere geſehen und gehört haben will, bis zu Geſichten, wo eine ganze Bevölkerung z. B. ein Kreuz oder andere heilige Symbole in den Wolken erblickt, Meteore oder Kometen in blutige Häupter, in Schwerter u. dgl. verkehrt. Dergleichen Geſichte nehmen aber doch manchmal einen ſehr großartigen, wunderbaren Charakter an, und ſie beweiſen dann wieder, daß hiebei, wie bei allen Phaſen der

Geistesthätigkeit, alles in einander fließt, und daß bei solchen Mittheilungen von Sensationen die gewiß oft mitwirkende psychische Ansteckung durch unmittelbaren physischen Uebergang vom bloßen Spiel der Einbildungskraft nicht auszuscheiden ist. — Zu den merkwürdigsten dieser Erscheinungen gehören die Schlachtengesichte in den Wolken oder auf der Erde. Man liest von dergleichen aus allen Zeiten; in Skandinavien scheinen sie aber früher eigentlich endemisch gewesen zu seyn, und einen Theil der Volksmythe gebildet zu haben. Doch kommen sie noch im 16ten und 17ten Jahrhundert, und auch wieder besonders in Schweden, Norwegen und Dänemark vor. Hunderte sahen dabei mit vollkommener Deutlichkeit entweder bloß den Zug eines Heeres zu Fuß und zu Roß, bald in ganz natürlicher Gestalt, bald doch auch mit unheimlichen Beiwerken; oder aber das förmliche Zusammentreffen und Ringen zweier Heere, mit allen Wechselfällen einer Schlacht, doch ohne Lärm. Einer scheint dabei immer durch seinen Ausruf und seine Andeutung den Anstoß gegeben und die Andern hingerissen zu haben. Ob dabei etwa jedesmal Luftspiegelungen den ersten Anlaß gegeben, ist aus den Berichten nicht zu ermitteln. Diese Visionen galten für teuflische Fascinationen, und sie selbst, so wie der Glaube an diesen ihren Ursprung, kommen außer Skandinavien auch sonst in Europa vor. Dies beweist unter andern ein Fall, der das Volk, welches gegenwärtig der Welt ein so klägliches Schauspiel gibt, zu sehr charakterisirt, als daß wir ihn nicht berühren sollten. Im Jahr 1707 belagerten die Franzosen unter dem Herzog von Orleans Saragossa; aber der Herzog von Puebla, unterstützt von der Priesterschaft, versicherte die Bürger, das Lager, das sie vor der Stadt sehen, sey kein wirkliches, sondern ein zauberisches Blendwerk, weßhalb auch der Klerus eine Prozession auf den Wällen veranstaltete. Den Bürgern gingen erst die Augen auf, als ein ausgesandtes Reitergeschwader mit blutigen Köpfen zurückkam.

Bedeutendes Licht wirft die Geschichte mancher Nervenkrankheiten auf das räthselhafte Kapitel von der psychischen Ansteckung. Freilich ist man über das Wesen jener Krankheiten selbst noch sehr im Dunkeln; aber was dabei vorgeht, ist doch allgemein als physiologische und pathologische Naturerscheinung anerkannt, und dient als fester Anhaltspunkt, um manches Phänomen,

welches die Schwärmerei als übernatürlich oder unnatürlich in Anspruch nimmt, im unmittelbaren Naturzusammenhang zu begreifen. — Der Krampf, ein pathologischer Proteus, spielt eine Hauptrolle bei allen krankhaften Zuständen des Nervensystems, bei den eigentlichen körperlichen Nervenleiden, wie bei jenen spezifischen Verstimmungen in allen Arten des Somnambulismus, und bei den flüchtigsten Anwandlungen desselben so gut, wie bei den höchsten Graden des Hellsehens. Im gesunden Zustand wirken in der Nervenatmosphäre, die man sich den Rapport zwischen Mensch und Mensch vermittelnd denkt, die Kräfte unbemerkt, latent, einander ausgleichend oder perturbirend, hin und her. Aber bei allen jenen Verstimmungen scheint in dieser Atmosphäre ein Prozeß vorzugehen, den man den elektrischen Entladungen in der Luft vergleichen könnte: es fährt dann leicht vom Menschen, in dem sich jenes Element, das wir das somnambüle genannt haben, krankhaft gehäuft, ein dem elektrischen Funken gleichender Schlag auf einen andern Menschen über und wirkt in ihm gleiche oder ähnliche psychische Phänomene, sowie in der körperlichen Sphäre dieselben krankhaften Symptome, namentlich des Krampfes. — Es ist eine anerkannte Thatsache, daß sich manche krampfhaften Nervenleiden auf eine Weise fortpflanzen, die man oft nur als psychisch-physische Ansteckung begreifen kann, weil der Einfluß der Imagination zur Erklärung häufig nicht ausreicht. Man kennt z. B. die Geschichte vom Veitstanz im Mittelalter, wobei sich die krampfhafte Tanzwuth epidemisch über ganze Landstriche verbreitete. Die Geschichte der Medizin ist reich an den sonderbarsten Fällen dieser Art. So steckte einmal eine hysterische Nonne, welche in ihren Anfällen miaute, wie eine Katze, ihre Schwestern mit diesem sonderbaren Raptus an, und von Stunde an verbreitete sich die Sucht zu miauen, wie die Grippe, von Kloster zu Kloster über einen großen Theil der Niederlande. Hier war, allerdings der sonderbare kitzelnde Nachahmungstrieb, der überhaupt im Menschen liegt, noch ein Hauptmoment; aber diese Erscheinungen von psychischer Mittheilung bilden nun deutlich eine aufsteigende Reihe, wo am Ende an den Einfluß der Einbildungskraft, an Vermittlung durch Wort, Blick und Geberde nicht mehr zu denken ist, und sich eine wirkliche unmittelbare physische Uebertragung der psychischen Stimmung manifestirt.

Daß der Geſpenſterſchauer, jenes tief erſchütternde Gefühl, wobei die Seele in Zuckungen bebt und das Haar ſich ſträubt, „wie ein ſchlafend Heer beim Waffenlärm,“ in hohem Grade anſteckend iſt, bedarf keines Beweiſes. Von den Fällen, wo ein Wink, ein Fingerzeig, ein Angſtſchrei in einer Zahl von Nervenſyſtemen blitzſchnell eine Batterie ladet und entladet, iſt gar nicht zu reden. Es kommt aber häufig vor, daß eine Anzahl Menſchen, ohne daß ein Blick oder ein Wort gewechſelt worden wäre, und ohne daß die Gedanken der meiſten ſich irgend mit etwas Unheimlichem beſchäftigt hätten, zumal von dem ſpezifiſchen Schauer durchbebt werden, im Moment, wo bei Einem das Herz in Geſpenſterfurcht zu klopfen beginnt. Dieſer Schauer theilt ſich ſelbſt ganz kleinen Kindern mit, welche von der Bedeutung des Gefühls noch gar keinen Begriff haben, ja ſogar Hausthieren, namentlich den Pferden, unter Umſtänden wo man einen wirklich phyſiſchen Uebergang der Stimmung, einen wahren Rapport annehmen muß. Das Pferd des Geiſterſehers ſtarrt, ſchnaubt, bäumt ſich und iſt nicht von der Stelle zu bringen, ohne daß etwa die unregelmäßigen Bewegungen des Reiters u. dgl. den Fall erklärten. — Wie wir oben geſehen, werden häufig durch den Geſpenſterſchauer Hallucinationen entbunden; aber wohl eben ſo oft iſt die Sache umgekehrt: eine Hallucination, die vielleicht am Beſonnenen vorübergegangen wäre „wie Sommerwolken,“ erſchüttert eine ſchwächere Seele in ihrer Tiefe und erzeugt den ſpezifiſchen Schauer, der elektriſch auf Andere überſchlägt. Das Sonderbarſte iſt nun aber, daß oft die Hallucination ſelbſt überzugehen ſcheint, ſo daß die Ergriffenen zugleich ein Geſicht haben, das ſich in ihren Berichten als identiſch herausſtellt. Man ſieht freilich leicht, welch großen Spielraum hiebei die hinterher vermittelnde und ausgleichende Einbildungskraft hat, und in den meiſten Fällen mag Alles auf den Spruch des weiſen Theſeus hinauslaufen:

— In der Nacht, wenn uns ein Grau'n befällt,
Wie leicht, daß man den Buſch für einen Bären hält!

Aber ganz ſcheint es dennoch keineswegs zu läugnen, daß in mehreren Seelen durch Rapport nicht nur ein übereinſtimmendes Gefühl, ſondern ſogar das gleiche viſionäre Bild erzeugt werden kann. Will man auch aus begreiflichen Gründen auf die immerhin ſehr merkwürdigen Phänomene in der Geſchichte mancher

Schwärmersekten kein Gewicht legen, so verdienen desto größere Aufmerksamkeit die nicht so gar seltenen Fälle, wo mehrere Menschen, ohne Gespensterschauer, überhaupt ohne alle Aufregung, an nichts denkend, wie man sich ausdrückt, zumal dasselbe Gesicht haben, das ganz den Charakter einer Hallucination trägt, ohne daß im Moment ein Wort oder ein Blick zwischen ihnen gewechselt worden wäre, eben weil die Erscheinung eine ganz prosaische, gleichgültige war. Entscheidend scheint aber für diesen Punkt besonders das Faktum, daß Hallucinationen der Mutter auf den Säugling übergehen können, der freilich noch im engsten natürlichen Rapport mit ihr steht: es gibt beglaubigte Fälle, wo das ganz unmündige Kind auf dem Schooße der Mutter durch unzweideutige Zeichen zu erkennen gab, daß es die Sensationen der hallucinirenden Mutter theile, und zwar auch dann, wenn der Gespensterschauer bei letzterer nicht bedeutend war, oder sie sich an die Erscheinung gewöhnt hatte. — Dieser unmittelbare psychisch-physische Uebergang kommt, wenigstens als Behauptung, auch beim schottischen second sight vor. Wenn ein damit Behafteter, der eben ein Gesicht hat, einen andern damit Behafteten berührt, so soll letzterer oft dasselbe oder doch ein ganz ähnliches Gesicht haben. Der Uebergang dieser somnambülen Regung auf Kinder und selbst auf Thiere wird dort ebenfalls behauptet.

Daß in den höhern Graden von visionärem Somnambulismus, wobei irgend ein schwärmerischer Mythus, sey er englischer oder teuflischer Natur, das punctum saliens bildet, disponirte Seelen magisch in den Kreis der Aufregung hineingerissen werden, beweist die Geschichte aller Völker auf jeder Seite. Bei den gemeinschaftlichen Ekstasen der Schwärmer aller Art mag, nach dem eben Gesagten, allerdings oft ein psychischer und physischer Rapport stattfinden. Aber diese mächtigen, als Miasmen auftretenden somnambülen Entladungen sind meist in ihren Aeußerungen so toll und nur in Festhaltung des jedesmaligen Mythus konsequent, daß sich die Ueberzeugung von ihrem rein menschlich pathologischen Charakter von selbst aufdrängt, trotz der überraschenden Fernblicke in Zeit und Raum, an denen es dabei doch auch nicht fehlt. Gerade durch ihre Ungeheuerlichkeit erscheinen solche Kollektivvisionen weniger schauerlich und verführen weniger, dabei an etwas objektiv Unheimliches zu denken, als die sporadischen Fälle, wo

im gemeinen, proſaiſchen Lauf des Lebens eine Schauergeſtalt aus der Seele des Menſchen heraus vor ſein Auge tritt und etwa ſogar in andern Menſchen analoge Geſichte hervorruft. — Wir glauben aber im Bisherigen genugſam angedeutet zu haben, wie die Aeußerungen der eigenthümlichen Seelenverſtimmung, welche man als Somnambulismus bezeichnet, auf ihren verſchiedenen Stufen einander gegenſeitig phyſiologiſch begreiflich machen, womit freilich für die Löſung der Hauptfrage nach dem Weſen der Seele ſelbſt nichts gethan iſt.

Dies wäre eine, freilich ſehr flüchtige und unvollſtändige Skizze der Phänomene aus der Naturgeſchichte des Menſchen, welche von jeher ſeinen Glauben an Sendlinge aller Art aus einer andern Welt, an wahrhafte Ahnungen und Prophezeiungen und an die Möglichkeit ſeiner Herrſchaft über gewiſſe Kräfte der Natur begründet haben. Wir mußten dabei Vieles des Wunderbaren übergehen, aber auch zahlreiche Züge, welche entweder den unmittelbaren Urſprung dieſer Erſcheinungen aus körperlichen Quellen beweiſen, oder im ganzen Charakter und Verlauf dieſer Seelenverſtimmungen augenfällige Analogien mit den Erſcheinungen der kranken Lebenskraft in rein körperlichen Uebeln darthun. — Den meiſten wunderbaren pſychologiſchen Erſcheinungen, von denen eine frühere Geſchichte erzählt, geht vor der wiſſenſchaftlichen Kritik alle Beweiskraft ab: iſt doch der Menſch dem vielfachſten Irrthum unterworfen, wenn es ſich davon handelt, unmittelbar ſinnliche, leidenſchaftslos gemachte Wahrnehmungen wiederzugeben; in welch unentwirrbare Täuſchungen muß er geſtürzt werden, erzählt er Wunderdinge aus einem Gebiete, auf dem einmal ein tief in der Seele aufflammendes Licht die Verwirrung des obern bewußten Geiſtes, den frommen Betrug und die eigenſüchtige Lüge ſo nothwendig zu poſtuliren ſcheint, wie das phyſiſche Licht den Schatten. Aber die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus weiſen in der ganzen dämonologiſchen Geſchichte aller Völker auf einen gemeinſamen phyſiologiſchen Kern hin, der jedoch nach dem Stande unſeres jetzigen Wiſſens noch eine völlig unbekannte Größe iſt! Wohl drängt uns die Vernunft die Ueberzeugung auf, daß aus der Geſichte ſchauenden und orakelnden Seele nichts kommt, was nicht vorher in ihr war, ſey es als ihr älteres Eigenthum, oder eben erſt durch Rapport mit einer andern Menſchenſeele transfundirt.

Aber das ist eben die Frage: was in der instinktiven Seele ist? ob und wie sie, unabhängig von den nothwendigen Anschauungsformen des Geistes in Raum und Zeit, mit den Qualitäten der Dinge an sich in Rapport steht, und welche absolute Bedeutung zu Grunde liegt, wenn sie, krankhaft aufgeregt, in das Bewußtseyn heraufreicht oder dieses zu sich hinabzieht, und ihre mehr oder weniger deutlichen unsinnlichen Wahrnehmungen einmal nach den nothwendigen Gesetzen des in die Sinnlichkeit getauchten Geistes überhaupt, und dann nach den Begriffen und der ganzen Konstitution des individuellen Geistes, in zweideutige Bilder und stammelnde Worte faßt?

Man übersieht ungefähr auf Einen Blick, wie die ursprünglichen instinktiven Regungen der Seele, herüberspielend in den so oder anders konstituirten Geist der Völker, die jedesmaligen Begriffe vom Uebersinnlichen bestimmen, und wie umgekehrt diese Begriffe, einmal fixirt, den unwillkührlichen oder erzwungenen Visionen die Gestalt und ihren Aussprüchen den Styl leihen. Man begreift im Großen, wie diese Wechselwirkung die Religionen auf der Erde von jeher zu so seltsam verworrenen, dramatischen Zauberstücken machen mußte. Wenn man aber jetzt der Wissenschaft die Aufgabe stellt, jenen, allen Erscheinungen zu Grunde liegenden physiologischen Kern zu fassen, so ergibt sich noch eine ganz andere Schwierigkeit, als gewöhnlich, durch welche das bisherige Schicksal des thierischen Magnetismus in der Wissenschaft sehr begreiflich wird. Das eigentliche Organ für Wahrnehmungen in dieser räthselhaften Sphäre scheint sich nämlich nur in dem Beobachter zu entwickeln, der sich vom Zug zum Uebersinnlichen, welcher der gemeinschaftliche Charakter dieser Verrückungen der Seele ist, sympathetisch ergreifen läßt. Solche Männer werden in ihren Behauptungen und Theorien nur zu leicht selbst pathologische Erscheinungen, und statt Richter im großen Prozeß nur Urkunden in demselben. Die Skepsis dagegen, welche dem Trug, der willkührlichen und unwillkührlichen Täuschung ein viel zu großes Feld einräumt, entfernt sich ebensoweit vom physiologischen Mittelpunkt der Erscheinungen, auf den Alles ankommt; und derjenige, der den Mittelweg einschlagen möchte, kommt nicht von der Stelle, eben weil es vielleicht nach der Verfassung des menschlichen Geistes keinen Mittelweg gibt.

Bei den Völkern, deren Geist auf die Kultur des christlichen Abendlands den unmittelbarsten Einfluß geübt hat, herrschte im Schooß einer sinnlichen Religion der Wunderglaube in den mannigfaltigsten Verzweigungen. Die griechische und römische Geschichte wimmelt von Anfang an von Wundern aller Art. Von den alten Orakeln und ihrem offenbar somnambülen Ursprung haben wir schon oben gesprochen, wozu als verwandte Erscheinung noch der sogenannte heilende Tempelschlaf kommt. Das antike Gewebe von prophetischen Träumen und Ahnungen, von Ferngesichten, Vorbedeutungen und Zaubereien kennt ungefähr Jeder, der durch eine höhere Schule gelaufen. Zahllose Geister Verstorbener erscheinen bald im Traum, bald in wachen Gesichten unter denselben Umständen wie jetzt, warnend, Liebesdienste fordernd, eine ungebüßte Schuld bekennend und gerade diejenige Kunde aus dem Jenseits mitbringend, die sie mit hinüber genommen. Wer Lust hat, die antiken Gespenster mit den modern-christlichen zu vergleichen, findet sie vollständig zusammengestellt beim Aufklärer Hennings,[1] der sich unglaubliche Mühe gibt, den Geistersehern noch nach 2000 und 3000 Jahren auszureden, was nach ihm lauter Einbildung ist.

Aber gerade in den Jahrhunderten vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung, im Deklinium des alten Götterglaubens und beim beginnenden Verfall des römischen Reichs, scheint sich das somnambüle Element unter den Völkern in ganz ungewöhnlichem Maße entbunden zu haben, so daß es in den ungeheuersten Fulgurationen aufflammte und die ganze römische Welt in die unglaublichsten Schwärmereien hinriß.

Wir begegnen um diese Zeit einem Zauber- und Herenglauben, der nicht nur im allgemeinen Umriß, sondern oft in den einzelnsten Zügen die größte Aehnlichkeit mit der spätern christlichen Zauberei und Hexerei hat. Alles findet sich wieder oder vielmehr vorgebildet: die Verwandlung der Menschen in Thiere — nur daß statt der Katze im Alterthum die Hyäne die Hauptrolle spielt — die zauberischen Luftfahrten, das Wettermachen — nur konnten die alten Hexen selbst den Mond vom Himmel ziehen und die Sterne auslöschen u. s. w. — die magischen Beschädigungen von Menschen und Vieh, die Geister- und Todtenbeschwörungen, die Zauberspräche,

[1] Von Geistern und Geistersehern, Leipzig 1780.

Amulette, Liebestränke, bis auf den Glauben an die magische Kraft von Galgenholz und Eisen. Es kommen dabei Wunder vor, gegen welche die Kunststücke der christlichen Hexen nur Spielereien sind. Wir bedauern, daß sich dieses Alles hier nicht weiter ausführen läßt; der Neugierige findet das ganze alte Zauberwesen in Horst's Dämonomagie (Frankfurt 1818) gut zusammengestellt.

Besonders charakteristisch sprach sich der Geist der Zeit im Verfall des römischen Reichs in den auf pythagoräische und platonische Lehren gegründeten Afterphilosophien der Neupythagoräer und Neuplatoniker aus. In diesem sublimirten philosophischen Aberglauben, in dieser abenteuerlichen Hyperphysik war alles, auch das Unsinnigste möglich; denn die Natur der Seele wurde nicht als etwas Gegebenes betrachtet, man ging nicht darauf aus, die Erscheinungen des innern Sinnes aus natürlichen, wenn auch unerforschten physiologisch-pneumatischen Prinzipien zu erklären; man leitete vielmehr umgekehrt die Erfahrungswelt aus dem Uebersinnlichen ab und setzte die Uebernatur und Unnatur an die Stelle der Natur. Diese transscendente Theorie von Göttern, Dämonen und übermenschlichen Naturen ergriff aber ihre Jünger auch gemüthlich, und sie wurden hundertfältig ekstatisch in die von der Theurgie geschaffenen Welten versetzt. Der Neupythagoräer Apollonius von Tyana mit seinen zahllosen Göttergesichten, mit der Kunst, sich unsichtbar zu machen und alle Sprachen der Völker, ja sogar die der Thiere zu verstehen, war im ersten Jahrhundert der Vorläufer der Neuplatoniker, unter denen ein Ammonius, Plotinus, Porphyrus, Proclus, Jamblichus Dinge schauten und verrichteten, gegen welche alle Wunder und Visionen in der christlichen Heiligengeschichte unbedeutend erscheinen. Es ist nun aber äußerst interessant, zu sehen, wie alle die Gesichte von Geistern und Dämonen, alle Wunderheilungen, überhaupt alle Einwirkungen auf Naturkörper und Naturentwickelungen gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge in diesem Zeitalter ganz denselben Charakter tragen, ob sie einerseits unter Anrufung der heidnischen Götter, oder andernseits im Namen des alleinigen Gottes zu Stande kamen; daß die ganze Verschiedenheit eine blos formelle war, wie sie naturgemäß aus der Verschiedenheit der Prinzipien floß.

Der Neuplatonismus war eine theoretische, philosophisch-poetische Begründung des Heidenthums mit einem Rückfall in die

alte theoſophiſche Schwärmerei des Orients. Als ſich das Heidenthum und Chriſtenthum zum entſcheidenden Kampf ringend umfaßten, beſchworen ſie beiderſeitig ihre Geiſter, ſichtbares Zeugniß von der Wahrheit abzulegen, und die Geiſter gehorchten. Die Prieſter beider Partheien verrichteten um die Wette Wunder auf Wunder, und die chriſtlichen waren weit entfernt, die Realität der heidniſchen Wunder zu läugnen; nein, ſie acceptirten dieſelben utiliter in ihrem Syſtem als Werke des Teufels, der ſich gegen das Reich Gottes empöre. Aber das Chriſtenthum ſollte nur durch Transaction mit dem alten Glauben durchdringen, und ſo kam es, daß es im Moment, wo es zur Weltherrſchaft gelangte, einen ſehr bedeutenden Theil der heidniſchen Weltanſchauung materiell in ſich aufgenommen und nur formell umgebildet hatte. Während die erſten Kirchenväter am Grundſatz feſthielten, daß Chriſtus gekommen ſey, die Werke der Dämonen auf ewig zu zerſtören, bildete ſich bald der Glaube an das Daſeyn höherer böſer Naturen ſo aus, daß unvermerkt aus den frühern heidniſchen Götzen und Dämonen die Teufel oder böſen Engel, und aus den ehemals unfreiwillig Beſeſſenen und Geplagten freiwillige Teufelsverbündete geworden waren. Und hiemit waren die Keime zu aller chriſtlichen Zauberei und Hexerei und der ſchlimmſten Art von Ketzerei gelegt, welche ſpäter in ſo ſchauerlichen Saaten aufgingen.

Durch das ganze Mittelalter hatte das Geiſter-, Zauber- und Hexenweſen noch ſehr viel vom heidniſchen Charakter: es war naiv und der Glaube daran etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes. In der abenteuerlichen Anſchauung dieſer Zeiten ragten die Uebernatur und die Unnatur von allen Seiten ſo ſehr in die Wirklichkeit herein, daß dieſe faſt ganz darin aufging. So entſetzte man ſich vor den auf Erden umgehenden Geiſtern und Dämonen, aber ungefähr in der Weiſe, in der jetzt furchtbare Naturerſcheinungen Schrecken einflößen; ſo fürchtete man die Hexen, aber ihre verderbliche Kenntniß, wodurch ſie mit den Weiſen aller Klaſſen, mit dem Arzt, dem Aſtrologen, dem Geiſterbeſchwörer, dem Nativitätsſteller, in eine große Brüderſchaft verſchmolzen, gebot vielmehr Scheu als Verachtung. Schon dies erklärt es, daß bis in das 15te Jahrhundert herauf im Verhältniß zur ſpätern Periode die Verfolgung der Zauberei weniger eifrig, blutig und ſyſtematiſch betrieben wurde. — Bekanntlich datirt ſich die eigentliche

offizielle Einleitung des Hexenprozesses und die allgemeine Entflammung der Scheiterhaufen erst von der Bulle Innocens VIII. im Jahre 1484, die vorzüglich gegen die Zauberei- und Ketzerei in Deutschland gerichtet war, und von der Erscheinung des Hexenhammers, worin aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der ganzen Theosophie der Zeit der Begriff der Hexerei theoretisch festgestellt und der Hexenprozeß, als eine hochwichtige Angelegenheit Gottes, der Christenheit und der Menschheit, förmlich instruirt wurde.

Und dies geschah, als das dicke Gewölk des Aberglaubens, das über Europa hing, bereits an zahlreichen Flecken zu zerreißen begann. — Eben war die Buchdruckerkunst ihrer Wiege entsprungen, eben hatte das durch die Eroberung von Konstantinopel in das Abendland geworfene Ferment antiker Kunst und Wissenschaft seine Gährung eingeleitet; bereits hatte hier und dort die Ketzerei drohend ihr Haupt erhoben, und es waren prophetische Stimmen laut geworden, welche das heilige Kollegium zum erstenmal ernstlich aus seiner Ruhe aufscheuchten. Und erst dann, als sich der Zeitgeist offenbar von einem alles umfangenden und verwirrenden Spiritualismus der realen Welt wieder zukehrte, und jener Zug abwärts vom Göttlichen und Dämonischen begann, der erst im Deismus des vorigen Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hat, erst dann wurden überall die Scheiterhaufen entzündet, und sie sollten, Millionen austilgend, drei Jahrhunderte fortbrennen, gerade bis zu der Zeit, wo der Mensch allen vermeintlichen spiritualistischen Wahn abgeschüttelt hatte und nüchtern in der wirklichen sinnlichen Welt erwachte.

Dieser scheinbare Widerspruch hat Parallelen genug in der Geschichte, und wir könnten, ein gleichzeitiges Beispiel herausgreifend, sagen, die Bulle Innocens VIII. verhalte sich zum Zauberwesen des Mittelalters, wie das Turnierbuch Kaisers Max zum Ritterwesen: wenn die Poesie der Erscheinung dahin ist, schreibt der Verstand das Gesetzbuch derselben. Fischer bezeichnet in seiner erwähnten Schrift das Verhältniß richtig, wenn er die schauerliche Exacerbation der Hexerei mit dem fünfzehnten Jahrhundert gerade von der damals beginnenden Nüchternheit der europäischen Menschheit ableitet. [illegible]erliche [illegible] in welcher aller Geister- und Te[illegible]n

hyperphyſiſchen Naturordnung erſchien, hatte ſich ſchnell zurückgezogen, aber die Vernunft in bedeutender Schwäche zurückgelaſſen. Das neben noch feſtem Wunderglauben aufdämmernde Bewußtſeyn des Unſinnigen deſſelben äußerte ſich vorerſt nur als heftiger Abſcheu vor dem Unnatürlichen und als fanatiſche Verfolgungsſucht gegen alles, was eigenmächtig in den doch ſchon geahnten Naturzuſammenhang eingriff.

Jeder weiß, wie das Wüthen gegen die Verbündeten des Satans, die ſich großentheils ſelbſt dafür hielten, erſt in der zweiten Hälfte des ſchmählichen 17ten Jahrhunderts ſeinen Höhepunkt erreichte, obgleich die Kenntniß der wirklichen Welt ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, und ſich die Begriffe vom Verhältniß der Erde zum Univerſum, vom Verhältniß des Menſchen zu ſeinen Mitgeſchöpfen, vom Naturzuſammenhang überhaupt ſchnell zu berichtigen begannen. Die Scheiterhaufen fingen an allmälig zu erlöſchen; aber nur langſam ebbte die ungeheure Ekſtaſe des Mittelalters, und je mehr man ſich der Beſchäftigung mit dem Teufelsmythus entwöhnte, je weniger ſelbſt durch die ſchauerliche Manipulation der Tortur der Hexenſonnambulismus, gegen deſſen Phantasmen man wüthete, immer von Neuem entbunden wurde, deſto mehr treten in den Annalen wieder die leichteren Anwandlungen jenes Elements hervor, als Ahnungen, als Sichſelbſtſehen, als Geiſtererſcheinungen und gemein bürgerlicher Verkehr mit ſolchen Revenans. Und zwar gilt dies ganz beſonders von Deutſchland, wo auch der Hexenprozeß bei weitem am furchtbarſten geſchaltet hatte. Der dem Deutſchen vor andern Völkern eigene Hang zum Verſenken ins Naturgeheimniß, zum Myſtizismus, machte, daß er ſich in der dämoniſchen Beſeſſenheit der Zauberperiode am grimmigſten geberdete, und daß auch beim hereinbrechenden Naturalismus ſein angeborner Spiritualismus in mannigfachen Phänomenen aufflackerte.

Vielleicht waren überhaupt nie irgendwo ſo viele Geiſter erſchienen, als in Deutſchland und den ſtammverwandten Ländern, wo jene Flammen des Gemüths, um die ſich die irren Seelen ſo ſehnſüchtig ſammeln, wie die Fliegen um das Licht, am dichteſten und freudigſten lodern. Aber als die eigentliche Periode für die dramatiſche Geiſtererſcheinung mit dem gemein proſaiſchen Charakter erſcheint die Zeit von der Rekonvalescenz Deutſchlands nach dem

offizielle Einleitung des Hexenprozesses, und die allgemeine Entflammung der Scheiterhaufen erst von der Bulle Innocens VIII. im Jahre 1484, die vorzüglich gegen die Zauberei- und Ketzerei in Deutschland gerichtet war, und von der Erscheinung des Hexenhammers, worin aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der ganzen Theosophie der Zeit der Begriff der Hexerei theoretisch festgestellt und der Hexenprozeß, als eine hochwichtige Angelegenheit Gottes, der Christenheit und der Menschheit, förmlich instruirt wurde.

Und dies geschah, als das dicke Gewölk des Aberglaubens, das über Europa hing, bereits an zahlreichen Flecken zu zerreißen begann. — Eben war die Buchdruckerkunst ihrer Wiege entsprungen, eben hatte das durch die Eroberung von Konstantinopel in das Abendland geworfene Ferment antiker Kunst und Wissenschaft seine Gährung eingeleitet; bereits hatte hier und dort die Ketzerei drohend ihr Haupt erhoben, und es waren prophetische Stimmen laut geworden, welche das heilige Kollegium zum erstenmal ernstlich aus seiner Ruhe aufscheuchten. Und erst dann, als sich der Zeitgeist offenbar von einem alles umfangenden und verwirrenden Spiritualismus der realen Welt wieder zukehrte, und jener Zug abwärts vom Göttlichen und Dämonischen begann, der erst im Deismus des vorigen Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hat, erst dann wurden überall die Scheiterhaufen entzündet, und sie sollten, Millionen austilgend, drei Jahrhunderte fortbrennen, gerade bis zu der Zeit, wo der Mensch allen vermeintlichen spiritualistischen Wahn abgeschüttelt hatte und nüchtern in der wirklichen sinnlichen Welt erwachte.

Dieser scheinbare Widerspruch hat Parallelen genug in der Geschichte, und wir könnten, ein gleichzeitiges Beispiel herausgreifend, sagen, die Bulle Innocens VIII. verhalte sich zum Zauberwesen des Mittelalters, wie das Turnierbuch Kaisers Max zum Ritterwesen: wenn die Poesie der Erscheinung dahin ist, schreibt der Verstand das Gesetzbuch derselben. Fischer bezeichnet in seiner erwähnten Schrift das Verhältniß richtig, wenn er die schauerliche Exacerbation der Hexerei mit dem fünfzehnten Jahrhundert gerade von der damals beginnenden Nüchternheit der europäischen Menschheit ableitet. Die mittelalterliche Poesie, in welcher aller Geister- und Teufelsspuk im Kompler einer

hyperphysischen Naturordnung erschien, hatte sich schnell zurückgezogen, aber die Vernunft in bedeutender Schwäche zurückgelassen. Das neben noch festem Wunderglauben aufdämmernde Bewußtseyn des Unsinnigen desselben äußerte sich vorerst nur als heftiger Abscheu vor dem Unnatürlichen und als fanatische Verfolgungssucht gegen alles, was eigenmächtig in den doch schon geahnten Naturzusammenhang eingriff.

Jeder weiß, wie das Wüthen gegen die Verbündeten des Satans, die sich großentheils selbst dafür hielten, erst in der zweiten Hälfte des schmählichen 17ten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, obgleich die Kenntniß der wirklichen Welt sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatte, und sich die Begriffe vom Verhältniß der Erde zum Universum, vom Verhältniß des Menschen zu seinen Mitgeschöpfen, vom Naturzusammenhang überhaupt schnell zu berichtigen begannen. Die Scheiterhaufen fingen an allmälig zu erlöschen; aber nur langsam ebbte die ungeheure Ekstase des Mittelalters, und je mehr man sich der Beschäftigung mit dem Teufelsmythus entwöhnte, je weniger selbst durch die schauerliche Manipulation der Tortur der Hexensomnambulismus, gegen dessen Phantasmen man wüthete, immer von Neuem entbunden wurde, desto mehr treten in den Annalen wieder die leichteren Anwandlungen jenes Elements hervor, als Ahnungen, als Sichselbstsehen, als Geistererscheinungen und gemein bürgerlicher Verkehr mit solchen Revenans. Und zwar gilt dies ganz besonders von Deutschland, wo auch der Hexenprozeß bei weitem am furchtbarsten geschaltet hatte. Der dem Deutschen vor andern Völkern eigene Hang zum Versenken ins Naturgeheimniß, zum Mystizismus, machte, daß er sich in der dämonischen Besessenheit der Zauberperiode am grimmigsten geberdete, und daß auch beim hereinbrechenden Naturalismus sein angeborner Spiritualismus in mannigfachen Phänomenen aufflackerte.

Vielleicht waren überhaupt nie irgendwo so viele Geister erschienen, als in Deutschland und den stammverwandten Ländern, wo jene Flammen des Gemüths, um die sich die irren Seelen so sehnsüchtig sammeln, wie die Fliegen um das Licht, am dichtesten und freudigsten lodern. Aber als die eigentliche Periode für die dramatische Geistererscheinung mit dem gemein prosaischen Charakter erscheint die Zeit von der Rekonvalescenz Deutschlands nach dem

dreißigjährigen Krieg bis weit herauf im vorigen Jahrhundert. Es ist unserer Zeit gegenüber sehr charakteristisch, daß damals selbst zahlreiche fürstliche Gespenster ihre späten Nachkommen im Fleisch mit Erlösungs- und Versöhnungszumuthungen angingen. So ist in der pneumatischen Literatur unter andern die Erscheinung berühmt, welche Christian Herzog von Sachsen-Eisenberg im Jahr 1705 hatte. Es erschien ihm ein schon hundert Jahre verstorbenes Ehepaar aus seiner Ascendenz und machte ihn zum Schiedsrichter in Ehedissidien, über welchen sie gestorben waren und welche sie an der Seligkeit hinderten. Der Herzog kam in den charakteristischen periodischen Verkehr mit den Geistern, bis es ihm nach mehreren Wochen, unter Beirath des Hofpredigers, gelang, den männlichen Theil von seinem Unrecht zu überzeugen und das Paar zu versöhnen. Wenn die Fürsten jetzt noch kuriose wache Träume und Hallucinationen haben, so werden sich die Gestalten vielmehr auf die irdische als auf die himmlische Zukunft, mehr auf das Schicksal der Descendenz als der Ascendenz beziehen, keinesfalls aber wird der Hofprediger mit der Traumdeutung behelligt werden. Jung-Stilling,[1] der diese Geschichte kommentirt, macht über den Standesstolz jener fürstlichen Gespenster, welche lieber hundert Jahre in der Oede und dem Frost des Mittelreichs zugebracht, als daß sie sich einem Roturier mit entwickeltem Ahnungsvermögen anvertraut hätten, Bemerkungen, die äußerst vernünftig sind, sobald man ihm seine Prämissen zugibt.

Die Masse von prosaischen Gesichten in der genannten Periode, die vielen Geschichten von Poltergeistern in Häusern mit und ohne Apparitionen u. dergl. bezeichnen ganz die immer nüchterner werdende, der völligen Aufklärung immer mehr entgegeneilende Zeit. Dieselbe visionäre Anlage, welche sich früher in den überschwenglichsten Gefühlen und Gesichten entladen, den ganzen christlichen Olymp zum Seher herabgezogen oder ihn geradezu hinaufgeführt hatte, beschwor jetzt, da dem Hippogryphen des Aberglaubens die Schwingen gebrochen waren, die Geister von Wucherern, Mördern, Pfarrern, Kapuzinern, und die Chöre der Seraphim oder das Brüllen der Ungeheuer der Tiefe, lösten sich in Legenden aus dem

[1] Theorie der Geisterkunde; pag. 317, §. 225 ꝛc.

Mittelreich, in zweckloſes Gepolter und in unſichtbares, ſauſendes Werfen mit Sand und Kalk auf.

Man weiß, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Seculums die ſogenannte Aufklärung im Deismus und im Begriff von der mechaniſchen Weltordnung ihre Spitze erreichte, wie ſchnell ſich damals die Welt, nach Voltaires Ausdruck „deniaiſirte". Von Gott hieß es jetzt: il regne, mais il ne gouverne pas; denn er hatte ja mit der Schöpfung eine das Kleinſte wie das Größte umfaſſende Konſtitution mit ſtreng abgewogenen Gewalten auf ewige Zeiten erlaſſen. Nichts war wirklich, wofür die Sinne nicht unmittelbares Zeugniß ablegten; der ganze Glaube und Aberglaube der Völker ſank, wie Nebel am Sommertag, von der Sonne der Vernunft niedergedrückt; der ungeheure ſupernaturaliſtiſche Traum der Menſchheit war eine ungeheure Chimäre, und nach vollſtändiger Entgeiſterung der Natur glaubte man das tauſendjährige Reich der Vernunft eingeleitet zu haben.

Die eigentliche Periode der Aufklärung begann in Deutſchland mit dem großen Gallomanen von Sansſouci, und die Propaganda der Aufklärung hatte eines ihrer kräftigſten Organe an der deutſchen Bibliothek, deren Herausgeber Nicolai, wie wir geſehen haben, an ſich ſelbſt bewies, daß Geiſter durch Blutegel vertrieben werden können. Es zeigte ſich dabei aber doch ein großer Unterſchied zwiſchen Deutſchland und dem größten Theil des übrigen Europa. Die Volksmaſſen blieben überall, wie in Deutſchland, dem alten Geiſter- und Zauberglauben mehr oder weniger getreu, nur daß die Praxis nicht mehr ins Große getrieben wird, ſondern im Finſtern fortſchleicht. Der Hexenglaube iſt noch immer gemeineuropäiſch, nur trägt er in den verſchiedenen Ländern ein abweichendes Gepräge. In manchen ſlaviſchen Ländern tritt er in der furchtbaren Geſtalt des Vampyrismus auf, in Italien hat er viel vom alten heidniſchen Charakter behalten, in Deutſchland aber führt er noch immer den mittelalterlichen ſulphuriſchen Höllengeruch mit ſich. Die Macht des böſen Blicks, der in ſüdlichen Ländern eine ſo große Rolle ſpielt, tritt in Deutſchland ziemlich zurück, und das ſymboliſche zweite Geſicht hat ſich auch unter uns immer ſeltener gemacht. Dagegen iſt Deutſchland, trotz aller Aufklärung und alles Vernunftglaubens, das eigentliche Rendezvous der Revenans geblieben. In keinem Lande der Welt

ist der Paß aus dem Mittelreich in unsere Sinnlichkeit schlechter verwahrt, in keinem gibt es mehr alte Häuser, Schlösser, Klöster, in denen die Geister ehemaliger Bewohner ihr Unwesen treiben. Es ist höchst bezeichnend für die Deutschen, daß sie in der Person der weißen Frau ihren Fürstenhäusern ein eigenes Haus-, Hof- und Staatsgespenst zugeeignet haben. Fehlt es auch in andern Ländern keineswegs an Gespenstern, so ist dieser Glaube doch nirgends so systematisch ausgebildet, und davon, daß sich eine andere, als etwa die rein ascetische Literatur ernsthaft mit ihnen beschäftigte, ist vollends nicht die Rede.

Bei unserer eigenthümlichen Geistesrichtung haben sich auch in der Periode der rohesten Aufklärung der Unglaube und der Aberglaube, der Materialismus und der Spiritualismus bei weitem nicht so rein ausgeschieden als anderswo, namentlich in romanischen Ländern. Dort brachen Alle, welche vom Hauch der Aufklärung ergriffen werden konnten, völlig mit der gläubigen Vergangenheit und stellten sich in esoterischer Selbstklugheit dem von unheimlichen Gedanken geplagten Volke gegenüber; die Phantome des Aberglaubens, wie sie sich in den Nationalmythen gebildet, wurden von der emanzipirten Vernunft tief in den Seelenhintergrund geschoben, wo sie freilich nach den Gesetzen der menschlichen Natur nicht beständig zu bannen waren, sondern in schwachen Momenten wieder auftauchten, aber nur stoßweise und ohne tiefern Einfluß auf die Gemüthsstimmung. In Deutschland und seinen Tochterländern dagegen war die Grenze zwischen den geistig Emanzipirten und den unfrei Gebliebenen, wenn auch im Grunde entschiedener, doch äußerlich weniger auffallend; denn das Christenthum hatte sich hier auch in den höhern Ständen weder aus so vielen Gemüthern zurückgezogen, noch, wenn auch, sie so öde und entleert zurückgelassen. Der Deutsche treibt immer in seinem innern Leben, und häufig ganz unabhängig vom Dogma, irgend eine spiritualistische Liebhaberei, die ihn vor der Trostlosigkeit materialistischer Weltanschauung bewahrt. — Es ist höchst bezeichnend für die wunderbare Duplicität der Menschennatur und für die Quelle aller wahren Erkenntniß, daß seit dem Wiederaufschwung der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert schwerlich ein Volk so viel auch für Erforschung der äußern Naturverhältnisse geleistet hat, als [illegible]he dasjenige, dem der Glaube an den magischen Zusammenhang

zwischen Geist und Natur, und damit als Kehrseite der Hang zu grundloser Schwärmerei eingeprägt ist.

Es ist merkwürdig, wie viel härter als anderswo die Aufklärer in Deutschland zu kämpfen hatten, um selbst in den Höhen gewisse Nebel zu zerstreuen, welche in andern Ländern sich von den Summitäten der Gesellschaft wie von selbst majestätisch herabrollten; besonders charakteristisch für jenen Zeitraum ist aber die große Masse der gegen den Geister- und Gespensterglauben gerichteten Literatur in Deutschland. Es ist spaßhaft, wie die rationellen Exorcisten die anachronistischen Visionen aus den Köpfen der guten Deutschen zu fegen suchten, aber oft über dieser Bemühung eine Hinterthür aufstießen, durch die das ganze luftige Gesindel wieder hereinkam. Indessen wirkte der erkältende Hauch der Zeit auch in Deutschland, was er nur immer konnte. In den Naturwissenschaften im weitesten Sinne herrschte auch bei uns die materialistische Anschauung, der Sensualismus, die reine Empirie. Dieser Geist durchdrang alle Wissenschaft und alle Ansichten der Zeitgenossen. Der dem Spiritualismus entgegengesetzte Zug hatte seinen Kulminationspunkt erreicht; aber am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts trat die Reaktion ein, welche nothwendig war, wenn sich nicht die Menschheit selbst verlieren sollte, und sie ging naturgemäß von Deutschland aus.

Die deutsche Idealphilosophie war es, welche diese entscheidende Umkehr einleitete, und ihre Tochter, die deutsche Naturphilosophie, erkannte es als ihre Aufgabe, nach dem wiedergewonnenen Begriff von der Autonomie des Geistes, das grenzenlose, durch die Empirie aufgehäufte Wissensmaterial zu begeisten. In ihr lebten die alten pythagoräischen und platonischen Ideen vom Mikrokosmus im Makrokosmus, von den der Seele eingepflanzten, den Naturqualitäten entsprechenden Bildern wiederum in der Geschichte des Menschengeistes auf. Nach diesem Begriff war die Welt kein Mechanismus mehr mit ineinandergreifenden, über- und nebeneinander gesetzten, ungleichartigen Rädern; sie war ein großer Organismus, dessen einzelne Glieder und Sphären auf verschiedenen Stufen nach demselben lebendigen Schema, nach derselben Idee des göttlichen Geistes gebildet sind. — Diese Weltanschauung, welche in den deutschen Gemüthern bald Boden gewann, vertrieb den Materialismus aus der ganzen Naturbetrachtung

ist der Paß aus dem Mittelreich in unsere Sinnlichkeit schlechter verwahrt, in keinem gibt es mehr alte Häuser, Schlösser, Klöster, in denen die Geister ehemaliger Bewohner ihr Unwesen treiben. Es ist höchst bezeichnend für die Deutschen, daß sie in der Person der weißen Frau ihren Fürstenhäusern ein eigenes Haus-, Hof- und Staatsgespenst zugeeignet haben. Fehlt es auch in andern Ländern keineswegs an Gespenstern, so ist dieser Glaube doch nirgends so systematisch ausgebildet, und davon, daß sich eine andere, als etwa die rein ascetische Literatur ernsthaft mit ihnen beschäftigte, ist vollends nicht die Rede.

Bei unserer eigenthümlichen Geistesrichtung haben sich auch in der Periode der rohesten Aufklärung der Unglaube und der Aberglaube, der Materialismus und der Spiritualismus bei weitem nicht so rein ausgeschieden als anderswo, namentlich in romanischen Ländern. Dort brachen Alle, welche vom Hauch der Aufklärung ergriffen werden konnten, völlig mit der gläubigen Vergangenheit und stellten sich in esoterischer Selbstklugheit dem von unheimlichen Gedanken geplagten Volke gegenüber; die Phantome des Aberglaubens, wie sie sich in den Nationalmythen gebildet, wurden von der emanzipirten Vernunft tief in den Seelenhintergrund geschoben, wo sie freilich nach den Gesetzen der menschlichen Natur nicht beständig zu bannen waren, sondern in schwachen Momenten wieder auftauchten, aber nur stoßweise und ohne tiefern Einfluß auf die Gemüthsstimmung. In Deutschland und seinen Tochterländern dagegen war die Grenze zwischen den geistig Emanzipirten und den unfrei Gebliebenen, wenn auch im Grunde entschiedener, doch äußerlich weniger auffallend; denn das Christenthum hatte sich hier auch in den höhern Ständen weder aus so vielen Gemüthern zurückgezogen, noch, wenn auch, sie so öde und entleert zurückgelassen. Der Deutsche treibt immer in seinem innern Leben, und häufig ganz unabhängig vom Dogma, irgend eine spiritualistische Liebhaberei, die ihn vor der Trostlosigkeit materialistischer Weltanschauung bewahrt. — Es ist höchst bezeichnend für die wunderbare Duplicität der Menschennatur und für die Quelle aller wahren Erkenntniß, daß seit dem Wiederaufschwung der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert schwerlich ein Volk so viel auch für Erforschung der äußern Naturverhältnisse geleistet hat, als gerade dasjenige, dem der Glaube an den magischen Zusammenhang

zwischen Geist und Natur, und damit als Kehrseite der Hang zu grundloser Schwärmerei eingeprägt ist.

Es ist merkwürdig, wie viel härter als anderswo die Aufklärer in Deutschland zu kämpfen hatten, um selbst in den Höhen gewisse Nebel zu zerstreuen, welche in andern Ländern sich von den Summitäten der Gesellschaft wie von selbst majestätisch herabrollten; besonders charakteristisch für jenen Zeitraum ist aber die große Masse der gegen den Geister- und Gespensterglauben gerichteten Literatur in Deutschland. Es ist spaßhaft, wie die rationellen Exorcisten die anachronistischen Visionen aus den Köpfen der guten Deutschen zu fegen suchten, aber oft über dieser Bemühung eine Hinterthür aufstießen, durch die das ganze luftige Gesindel wieder hereinkam. Indessen wirkte der erkältende Hauch der Zeit auch in Deutschland, was er nur immer konnte. In den Naturwissenschaften im weitesten Sinne herrschte auch bei uns die materialistische Anschauung, der Sensualismus, die reine Empirie. Dieser Geist durchdrang alle Wissenschaft und alle Ansichten der Zeitgenossen. Der dem Spiritualismus entgegengesetzte Zug hatte seinen Kulminationspunkt erreicht; aber am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts trat die Reaktion ein, welche nothwendig war, wenn sich nicht die Menschheit selbst verlieren sollte, und sie ging naturgemäß von Deutschland aus.

Die deutsche Idealphilosophie war es, welche diese entscheidende Umkehr einleitete, und ihre Tochter, die deutsche Naturphilosophie, erkannte es als ihre Aufgabe, nach dem wiedergewonnenen Begriff von der Autonomie des Geistes, das grenzenlose, durch die Empirie aufgehäufte Wissensmaterial zu begeisten. In ihr lebten die alten pythagoräischen und platonischen Ideen vom Mikrokosmus im Makrokosmus, von den der Seele eingepflanzten, den Naturqualitäten entsprechenden Bildern wiederum in der Geschichte des Menschengeistes auf. Nach diesem Begriff war die Welt kein Mechanismus mehr mit ineinandergreifenden, über- und nebeneinander gesetzten, ungleichartigen Rädern; sie war ein großer Organismus, dessen einzelne Glieder und Sphären auf verschiedenen Stufen nach demselben lebendigen Schema, nach derselben Idee des göttlichen Geistes gebildet sind. — Diese Weltanschauung, welche in den deutschen Gemüthern bald Boden gewann, vertrieb den Materialismus aus der ganzen Naturbetrachtung; sie äußerte

den bedeutendsten Einfluß auf alle Wissenschaft überhaupt und floß vielfältig auch in andere Völker über. — Man kann sagen: die Skepsis kehrte sich damit um. Wenn in der sensualistischen Ansicht des vorigen Jahrhunderts nichts Glauben fand, was nicht sinnlich zu erkennen, zu wiegen, zu berechnen, zu erschließen war, wenn man in der Natur keine Kräfte anerkannte als die der sichtbaren Materie inwohnenden, so konnte jetzt gar Vieles wieder in unserer kleinen, wie in der großen Welt vorgehen, wovon sich unser Verstand nichts träumen ließ; ganze Komplexe von Kräften konnten zwischen den verschiedenen Naturkörpern unseres Planeten hin und her weben, konnten aus dem Himmelsraum herüber unsere Erde und uns selbst erregen, ohne daß von der Existenz derselben, und noch weniger vom Grade ihres Einflusses etwas unmittelbar zu unserer Wahrnehmung kam. Es war wieder so ziemlich Alles möglich geworden, was nicht mit den eingebornen Gesetzen unseres Geistes unverträglich war, welche dem Wesen der Dinge an sich, wenn uns dasselbe auch entgeht, doch nicht widersprechen können. So hatte sich z. B. aus der Astrologie des supernaturalistischen Mittelalters langsam der Rationalismus der Astronomie herausgebildet. Man ermittelte nach und nach das wahre Verhältniß der Planeten zu einander im Raum, man lernte ihre Massen, die Zeiten ihrer Umdrehungen um sich und den Centralkörper sicher berechnen; im selben Maaße schwanden die Vorstellungen von geheimen magischen Beziehungen zwischen den Weltkörpern; man glaubte endlich mit den Begriffen der Anziehung und Schwere und der Kraft des Lichts die ganze Dynamik des Himmels erschöpft zu haben und sah eine mögliche weitere Erkenntniß nur in der Verbesserung des Kalkuls und der optischen Hülfsmittel. Aber mit der naturphilosophischen Auffassung war nun gleich die Möglichkeit einer auf den Schultern der positiven Astronomie sich erhebenden neuen Astrologie in höherer Potenz gegeben: so waren z. B. vielleicht mit den relativen Stellungen der Gestirne Modifikationen im Zuge der zwischen ihnen wirkenden unbekannten Kräfte gegeben, und Konjunktion, Opposition, Kulmination u. s. w. entsprachen gewissen gegenseitigen Einflüssen der Planeten auf die organische Welt an ihren Oberflächen. Ungefähr dasselbe Verhältniß besteht zwischen Alchymie und Chemie. Diese Neigung zur Antiskepsis, wenn man so sagen

darf, zeigt ſich auch in der Medizin: von Seiten der Pathologie in der Umkehr von vielen materialiſtiſchen Vorſtellungen, von Seiten der Therapie namentlich und ſehr charakteriſtiſch in der früher unerhörten Nachſicht der Aerzte gegen ſympathetiſche Mittel. Auch die Homöopathie mit ihren unendlich kleinen Gaben erinnert, trotz der formellen Nüchternheit ihrer Theorie, an die alten Vorſtellungen von magiſcher Einwirkung der Naturkörper auf die Lebenskraft.

Man ſieht, in der Naturphiloſophie liegt, ſelbſt ganz abgeſehen von allen auf irgend ein religiöſes Dogma bezüglichen Vorſtellungen, der fruchtbare Keim zu einer neuen ſuperſtitioſen Hyperphyſik. Man kennt auch die ſchwindelnden, rein wiſſenſchaftlichen Konſtruktionen der Welt, welche die eigentliche naturphiloſophiſche Schule, ohne Rückſicht auf die chriſtlichen Myſterien, verſucht hat. Vorerſt aber wirkte die Naturphiloſophie nur zweierlei: einmal befruchteten ihre kühnen Syntheſen die Wiſſenſchaft, ſtatt ſie zu fixiren; Jeder nahm von den neuen Ideen in ſeinen Kreis, was ihm taugte, probirte es, bildete es weiter aus; zweitens aber wirkte die naturphiloſophiſche Bewegung auf die Minderzahl deutſcher Naturforſcher mit religiös myſtiſcher und theoſophiſcher Gemüthsſtimmung eigentlich magnetiſirend: man kann ſagen, ſie entwickelte in ihnen das viſionäre Element in den verſchiedenſten Graden bis zu einer Art von dämoniſchem Beſeſſenſeyn.

Es liegt ganz im deutſchen Charakter, daß die in der Wiſſenſchaft ſteigende Erkältung gegen das Chriſtenthum von jeher eine entſprechende wiſſenſchaftliche Reaktion rege erhielt. Aber auf dem Gebiet der Naturforſchung des vorigen Säkulums konnte für die Rettung des Chriſtenthums ſo gut wie nichts geſchehen, weil ſeine Lehren dem herrſchenden Materialismus und Senſualismus geradezu widerſprachen; daher denn auch die chriſtliche Metaphyſik und die Phyſik im weiteſten Sinne als Kreiſe betrachtet wurden, die außer einander liegen bleiben müßten, wenn ſie ſich nicht perturbiren ſollten. Ganz anders wurde es mit dem wiſſenſchaftlichen Spiritualismus der Naturphiloſophie. Damit bekamen die Frommen unter den Naturforſchern, wie Schubert, Steffens, Eſchenmaier in ſeiner früheren Periode, u. A., ein geiſtiges Material, um die Welt nach dem Schema des Chriſtenthums und ſeiner Wurzel, der heiligen Bücher der Juden, ſymboliſch zu konſtruiren, und ſie wurden die freilich oft wunderlichen Bundesgenoſſen der

Supernaturalisten in der Theologie. Als aber der Rationalismus immer kecker seine Art gegen den Baum des Christenthums schwang, da exasperirte sich auch die Mystik am andern Pol, und es konnte nicht überraschen, wenn jetzt, nach dem Gesetze des Widerspruchs, Theosophen aufstanden, welche nicht mehr sinnreich, wie die eben genannten Symboliker, das Gewand des Christenthums um die großen Glieder der Natur schmiegten, sondern geradezu die Worte der h. Schrift neuen und alten Testaments als Formel nahmen, in welche sich die ganze Natur hineinfügen mußte.

Seit die wissenschaftliche Weltanschauung unter uns aus einer materialistischen sich wieder in eine spiritualistische verkehrt hatte, seitdem mußte der christliche Mysticismus den gewonnenen Begriff erfassen, und es versuchen, das Dogma naturwissenschaftlich zu begründen. So kam es, daß auch wieder in der Gilde der Aerzte Propheten aufstanden und der alte Bund zwischen Heilkunde und Vaticinium am Bette orakelnder Weiber wieder geschlossen wurde. Diese Bestrebungen, die Lehren des Christenthums in ihrer geschriebenen Starrheit theoretisch zu begründen und sie mit den höchsten Begriffen der Wissenschaft dadurch zu versöhnen, daß man der Natur eine Uebernatur und eine Unnatur anheftet, erinnert nun aber auf den ersten Blick an die sehr verwandte Erscheinung des Neuplatonismus im Verfall des römischen Reichs. Der alte poetische Glaube an die Götterwelt war in den Gemüthern tief erschüttert, und eine neue, einfachere, geistigere Weltanschauung drohte ihn vollends zu überwältigen. Da erwachte in den Anhängern des alten Glaubens das Bedürfniß nach den Waffen der Wissenschaft; sie ergriffen das in der Zeit schon vorgebildete System einer Hyperphysik und errichteten als Bollwerk gegen die junge Kirche, auf den Grundlagen derselben antiken pythagoräischen und platonischen Ideen, welche wieder als Substruktionen der deutschen Naturphilosophie gedient haben, ein wissenschaftliches Gebäude des Heidenthums, das alle Legionen seiner Dämonen herbergte.

Der Vergleich mit der Gegenwart gibt sich von selbst; aber ein charakteristischer, gemeinsamer Zug ist noch der, daß die Neuplatoniker den Glauben an ihre Götterwelt durch unbegreifliche Thaten und Wunder gerade so erzwingen wollten, wie jetzt unsere Mystiker den Glauben an die Objektivität der

Geiſtererſcheinungen und Teufelsbeſitzungen. — Dabei fehlt es freilich auch nicht an Unterſchieden. Namentlich wird ſich unſere Zeit mit jener in anderen Punkten nicht vergleichen laſſen wollen; ſodann halten die objektiven Zeugniſſe unſerer Exorciſten mit den Wundern der Neuplatoniker gar keinen Vergleich aus: mit aufgefundenen Aktenſtücken und verbrannten Schnupftüchern fing man in jener gewaltigen Kriſis der Menſchheit gar nicht an; ferner fanden die heidniſchen Wunder in der chriſtlichen Anſicht als Werke des Teufels eine höchſt befriedigende Erklärung; die modernen Wunder werden von der großen Mehrzahl ebenſo kurz abgefertigt, doch mit einem zwar nicht ſo ſchauerlichen, aber noch beleidigenderen Ausdruck. Endlich, und dies iſt die Hauptſache, drängt ſich die Frage auf: Entſpricht denn etwas in unſerer Zeit jenem jungen Geiſte, der die alte Weltanſicht verſchlang und darüber ſo manches aus ihr in ſich aufnahm? Wenn Plotinus, Porphyrus u. ſ. w. und die Kirchenväter einerſeits, Kerner, Eſchenmaier und die modernen Heiden andernſeits parallele Reihen bilden, wird ſich die Parallele im Geſchick unſerer Zeit fortſetzen oder nicht? — Der Verfaſſer dieſer Zeilen kann dieſe Frage nicht einmal beſprechen; wer mag ſie beantworten?

Jedermann weiß, daß es ganz beſonders die von J. Kerner an Somnambülen und Beſeſſenen beobachteten Erſcheinungen ſind, welche das Subſtrat zu Wiederaufnahme des ausſchweifendſten Aberglaubens geliefert haben. Dieſe ſogenannten Thatſachen, von der baaren Objektivität der Geiſtererſcheinungen bis zum Faktum, daß die durch die Luft fahrenden ſchmuggelnden Hexen die Wachſamkeit der Zollbehörden rein illuſoriſch machen, hat nun namentlich Eſchenmaier mit dem Buchſtaben der Schrift und mit dem wunderlichen Kodex der Theoſophie in Konkordanz gebracht. — Eine Kritik dieſer finſtern Lehren, ſelbſt wenn etwas dabei herauskäme, läge ganz außer der Kompetenz des Verfaſſers. — Eine Kritik der Kerner'ſchen Beobachtungen, wenn ſie nicht oberflächlich und nichtsſagend ſeyn ſollte, müßte ſich auf die bis jetzt konſtatirten Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus gründen, und dann ganz beſonders noch auf die Kenntniß von Kerners Perſönlichkeit, jenes Kodex, den die Seherin von Prevorſt ſo gewandt excerpirte. Aber aufs Strengſte genommen, können beim jetzigen Stand unſerer Erkenntniß und Antiſkepſis, wie wir es oben genannt

haben, die Behauptungen und Annahmen unserer christlichen Dämonologen geradezu nur in so weit widerlegt werden, als man ihnen logische Widersprüche nachweisen kann. Da aber diese Männer die Aussprüche der maßgebenden Vernunft nicht anerkennen — missi abibunt.

Der Glaube an die Fortdauer der Seele oder des Geistes nach dem Tode ist dem Menschen tief eingeprägt, er ist eine durchgängige anthropologische Thatsache. Aber eben so entschieden ist in der allgemeinen Natur die unsrige so geordnet, daß die Sehnsucht, der Glaube nie zur materiellen Gewißheit werden kann. Der Begriff eines Hades, eines Mittelreichs zwischen Erde und Himmel, als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, ist in den Religionen fast aller Völker mit ihren übrigen übersinnlichen Vorstellungen in anthropomorphistischen Zusammenhang gebracht. Ebenso allgemein ist der Glaube an die Macht der irren Geister, unter Umständen in diese irdische Welt hereinzuragen, den Lebenden sich sichtbar zu machen und sich ihnen mitzutheilen. Ueberall treten die Geister naturgemäß meist in der Gestalt und Tracht auf, wie sie leibten und lebten, mit ihren Waffen und Werkzeugen, und typisch ist in dieser Beziehung Scarrons gespenstischer Stallknecht, der

Avecque l'ombre d'une brosse
Nettoyait l'ombre d'un carrosse.

Der Geist Samuels, den die Hexe von Endor beschwor, und die sporenklirrenden Geister und Kapuziner zu Weinsberg sind in der Zeit die Endpunkte einer unendlichen Reihe von Wiedergekommenen; aber diese Unzahl von Gesichten war nicht im Stande, in der Geschichte den kleinsten Kern für das zu bilden, was man eine Erfahrung nennt. Die Geister bestätigen sehr natürlich immer nur die Dogmen des Volks, unter dem sie gelebt, und schwatzen vom Jenseits immer nur das aus, was man hinieden in ihrer alten Heimath von selbst voraussetzte. Erhebt sich eine Zeit oder ein Volk zu umfassenden spiritualistischen Ideen, so muß diese Zeit und dieses Volk den in den Annalen andersgläubiger Völker aufgeführten Gesichten, gerade wegen der Aussagen der Geister, die Objektivität abstreiten. In den Himmel und in die Hölle nebst etwaigem Zwischengebiet, woran der civilisirtere Mensch auf Erden glaubt, versetzt er logisch die gesammte Menschheit; dem Gott,

den er anbetet, und ſeinen Heiligen unterwirft er jenſeits das ganze Geſchlecht, das ſich auf Erden ſeinen Geboten geſträubt oder auch nie etwas davon vernommen; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß in dem Reiche, wo ſein Gott allein regiert, lohnt und ſtraft, ſeinen Glaubensgenoſſen ein mehr oder minder bedeutender Voraus geſichert iſt. Im Jenſeits des Moslems ſitzen Juden und Chriſten ſämmtlich geradezu in der Hölle, und unſere heutigen proteſtantiſchen Myſtiker huldigen nur dem Genius einer Zeit, welche ſich der Todesſtrafe ſträubt und Geſetze gegen die Thierquäler vorbereitet, wenn ſie jenſeits neben den ſchlechten Chriſten alle Juden, Moslems und Heiden von erleuchteten Geiſtern katechiſiren laſſen und das Miſſionswerk verewigen, das dieſſeits ſo problematiſche Früchte trägt. Unter dieſen Umſtänden kann keine Erſcheinung eines Geiſtes, der von jener Welt im Namen des einen Propheten Zeugniß ablegt, für den gläubigen Verehrer des andern die mindeſte Beweiskraft haben; und dazu kommt noch, daß die Schismen im Schooße deſſelben Bekenntniſſes auch Himmel und Hölle verſchieden organiſiren. Ein katholiſches Geſpenſt kann Dinge ausſagen, die es dem Proteſtanten zur Nothwendigkeit machen, dem Geiſterſeher unbedingt die Wirklichkeit ſeiner Viſion abzuſtreiten, und die Kirche, welche hier ſchon die Seelen „hereinkommen“ heißt, damit ſie nicht dort ewig verloren ſeyen, kann unmöglich zugeben, daß etwa der Geiſt eines proteſtantiſchen Pfarrers, ſchwarz, wie er Anfangs iſt, unter den Gebeten einer Somnambülen immer lichter werde und am Ende mit dem Patent der Seligkeit abziehe.

Es gibt eine in der Dämonologie berühmte Geſchichte, welche für den Sinn des Gehörs gerade ſo typiſch iſt wie Scarrons Geſpenſt für das Geſicht. Der Florentiner Marſilius Ficinus (geb. 1433) hatte mit ſeinem Freunde Mercato verabredet, welcher von ihnen zuerſt ſterbe, ſolle dem andern wo möglich erſcheinen und Nachricht vom Jenſeits bringen. Mercato ſchreibt eines Morgens, da hört er auf einmal einen Reiter vorbeiſprengen und unter ſeinem Fenſter mit Ficin's bekannter Stimme rufen: O Michael, vera sunt illa! Mercato eilt ans Fenſter und ſieht eben noch ſeinen Freund, weiß gekleidet, auf einem fahlen Pferde um die Ecke biegen. Ficin war um dieſelbe Stunde geſtorben. — Dieſes vera sunt illa iſt der kurzgefaßte Inhalt aller Geiſterausſagen.

Jene Dinge sind wahr, aber es ist zu jeder Zeit und unter jedem Volk wieder etwas wesentlich Anderes wahr; was ist also an sich wahr? Die Visionen im weitesten Sinne erscheinen, was der schwärmerischste Naturforscher zugeben muß, als Arten einer großen Familie eigenthümlicher physiologischer und pathologischer Erscheinungen in der Menschennatur. Die Vernunft spricht es gebieterisch aus, daß allen diesen, aus Freiwerden und Gebundenseyn seltsam gemischten Seelenzuständen dieselbe gemein menschliche Disposition der Seele oder des Nervensystems zu Grunde liegt, und daß, wenn dabei ein äußerer übersinnlicher Anstoß stattfindet, dieser nur von einer und derselben Naturkraft und ihren Modifikationen herrühren kann. Vor der Vernunft sind die Geistererscheinungen aller Zeiten und Völker und deren Aussagen gleich wahr und gleich unwahr. Was ist dagegen zu sagen, wenn dem schwarzen Fetischdiener, in chromatischem Gegensatze mit der Skale des weißen Geisterssehers, gerade die dunkelsten Geister die lichtesten sind? Wenn vier, fünf gebildete Beobachter in einem Gefängniß beisammen sitzen und ihre Sensationen an übernatürlichen Tönen, Gesichten, Gerüchen zu Protokoll bringen, so mag dabei ein außer- und übersinnliches Agens herüberwittern oder nicht: jedenfalls wird es dem Wesen nach dasselbe seyn, wie wenn in der Hütte, wo der Schamane in Ekstase liegt, grauenhaft verschiedene Stimmen erschallen und seltsame Töne durch das Dach rauschen. Der Geist des Muselmanns, der des Buddhisten, der des sibirischen oder amerikanischen Heiden, alle sagen: vera sunt illa; aber ihre Artikulation, was wahr sey, kann nicht wahr seyn; denn sie widerspricht dem ausdrücklichen Zeugniß christlicher Geister, nach welchen alle Menschenseelen im christlichen Mittelreiche vereinigt sind, u. s. w. — — —

Wer, wenn er auch durch seine Studien dazu befähigt wäre, möchte sich auf die Exceptionen einlassen, welche der christliche Mysticismus, wie jeder andere, gegen solche Schlüsse in Bereitschaft hat? Nur sey es dem Verfasser erlaubt, bescheiden die Ueberzeugung auszusprechen, daß bei der gegenwärtigen faktischen Weltlage dem Christenthum von denen, welche seine Wahrheiten geradezu materiell erhärten wollen, noch ungleich schlimmer gedient wird, als von jenen, welche es in der Retorte des kritischen Verstandes verdampfen. Ja, das Gelüste, den Glauben an diese

und jene Lehren einer Religion, und zwar nicht nur an die natürlich darin enthaltenen, ſondern auch an viele hinein interpretirten Lehren, den Forderungen der Vernunft zuwider, objektiv erzwingen zu wollen, iſt eine ebenſo ſchlimme Störung des intellektuellen Gleichgewichts auf der einen Seite als irgend eine rohe Entartung des ſinnlichen Triebs auf der andern. Beides iſt ein maßloſes Beſtürmen und Ueberſpringen der einmal dem Menſchen als eigenthümlichem Naturweſen gezogenen Grenzen.

Noch gibt es einen Ausweg, die Objektivität der Geiſter vor der Vernunft zu retten. Die Beſchreibungen, welche die Geiſterſeher von ihren Senſationen machen, weiſen deutlich auf die formelle Subjektivität des Geſehenen und Gehörten hin. Beſonders belehrend ſind in dieſer Beziehung die Selbſtbekenntniſſe Schwedenborgs. Wir verweiſen der Kürze wegen auf die gut zuſammengeſtellten Citate aus Schwedenborgs Schriften bei Fiſcher pag. 261 ꝛc. Die Selbſtbeobachtungen dieſes Viſionärs laufen darauf hinaus, daß der Geiſt formell und materiell mit dem Geiſterſeher nur das ſprechen kann, wozu er vorgebildeten Stoff in der Seele des letzteren findet, ſo daß die Gedanken des Geiſtes immer nur als unwillkührliche Gedanken des Viſionärs ſelbſt erſcheinen. Ganz daſſelbe gilt natürlich von den Senſationen des Geſichts, und ſelbſt die Seherin von Prevorſt vermuthet ſtark, kein Seher könne behaupten, es ſehe ein Geiſt in der Wirklichkeit ſo aus, wie er ihn ſieht (II. 30.). Wir ſetzen nun voraus, die Seelen der Verſtorbenen umſchweben wirklich in irgend welchem Zuſtande die Lebendigen, und beſitzen das Vermögen, ſich unter unbekannten Umſtänden mit den Seelen beſonders disponirter Lebendigen in Rapport zu ſetzen, ihre Gefühle ihnen mitzutheilen. Wir denken uns die Seele als ein Saitenſpiel, das von den Kräften der Natur überhaupt, und nun auch von der unbegreiflichen Kraft rein geiſtiger oder mit irgend einem unfaßlichen Stoff bekleideter Perſönlichkeiten gerührt wird. Der abgeſchiedene Geiſt, indem er mit Hand oder Hauch die Saiten einer noch in die Leiblichkeit verſenkten Seele rührt, will ihr allerdings etwas Abſolutes mittheilen, er will ihr etwa zu erkennen geben, was das gemeinſam Loos aller Menſchenſeelen nach dem Tode des Leibes, und was in dieſem gemeinſamen Looſe ſein individuelles, hienieden verwiktes Schickſal iſt. Aber die Schwingungen der das

Unsinnliche dunkel empfindenden Seele, was sie auch an sich seyn mögen, müssen sich in die Sphäre des Vorstellens und Denkens fortsetzen, wenn der Mensch überhaupt Kunde von ihnen erhalten soll, und dort werden sie nothwendig nach den nothwendigen Formen der sinnlichen Vorstellung in Bilder gefaßt. Für jenes Absolute hat die vorstellende und denkende Seele, wenn auch ein Gefühl, doch kein Organ des unmittelbaren Erkennens. Die Regung des mit ihr in Rapport tretenden abgeschiedenen Geistes wirkt in ihr nur Klangfiguren und Töne, wie sie nach der faktischen, nationellen und individuellen Geistesverfassung und Ideenassociation des mit dem Geist verkehrenden Menschen entstehen müssen. Jener Geisterhauch des Absoluten, wenn man so sagen darf, bildet somit auf dem einen Seelenspiegel warnende Gestalten aus dem Mittelreich, auf dem andern Bilder aus Mahomets Paradies, auf dem dritten Scenen der himmlischen Wildbahn, wo die Seele beim großen Geiste ewiges Jagdvergnügen genießt u. s. w. Der Geist haucht: vera sunt — und das illa gestaltet sich dann in der Seele des Geistersehers von selbst. Auf diese Weise wäre die Existenz der Geister und zugleich die Legitimität der unbedingten Glaubens- und Gewissensfreiheit gerettet. Diese Schlüsse beweisen aber für die Wissenschaft und für den Fanatismus zu wenig und zu viel, und es gibt Leute, welche die Geister gerne aufgäben, wenn sie mit ihnen die genannte Freiheit zugeben müßten.

Wie schon oben angedeutet, steht das magische Schattenspiel des Somnambulismus in ganz eigenem Verhältniß zur Wissenschaft. Der Naturforscher, der bei der Entrée nicht mit dem Glauben bezahlt, sieht nichts, wie bei Philadelphias Vorstellungen in Göttingen, oder sieht doch rein nichts Uebernatürliches; der dagegen, welcher den Heckepfenning des Glaubens mitbringt, läßt das eigentliche Auge des Beobachters vor der Thüre, was ihn freilich nicht verhindert, statt weniger, gerade mehr zu sehen. In den modernen Berichten über die erstaunlichsten Visionen und Teufeleien äußert sich in der Regel keine Spur jener Eigenschaften, welche man von jedem Gerichtsarzt fordert, der einen Seelenthatbestand zu erheben hat. Und dies kann, wie gsagt, vielleicht nicht anders seyn. Doch dann möchte man allerdings die Geduld verlieren, wenn der Beobachter bei den entscheidendsten Punkten den naheliegenden natürlichen Zusammenhang eigensinnig

gar nicht ſehen will. Hieher gehören namentlich die Fälle, wo der Inſtinkt den Geiſterſeher oder die Somnambüle treibt, den Glauben an die Realität ihrer Viſionen durch das Aufweiſen objektiver, ſinnlicher, wie durch die hereingreifende Geiſterhand ſelbſt aufgedrückter Merkmale und Wahrzeichen von den Augenzeugen zu erzwingen. Dies gilt z. B. vom Gipfelpunkt in den ſtupenden Phänomenen der Orlacher Geſchichte, vom verbrannten Schnupftuch. Das vornehmſte Stück in der Reihe beglaubigter Geiſtererſcheinungen, welche Jung Stilling aufführt, dasjenige, dem er die größte Beweiskraft beilegt, hat ganz dieſelbe Kataſtrophe. Man vergleiche beide Fälle (J. Stilling, Theorie der Geiſterkunde, §. 182 ꝛc. und Kerner, Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit pag. 20—59, auch Fiſcher im erwähnten Werke pag. 229) und die Geneſis jener objektiven Geiſtermarken wird ſich Jedem, von jenem geiſtigen Miasma nicht ſelbſt Ergriffenen als moraliſche Ueberzeugung aufdrängen.

Noch erwähnen wir kurz eines Punkts, der deutlich zeigt, wie überhaupt in dieſer dämoniſchen Sphäre beobachtet wird. Kerner hat vom Rapport zwiſchen der Magnetiſirten und dem Magnetiſeur die höchſten Begriffe. Die Seelentypen der mannigfaltigſten Art, welche den ſogenannten Sonnenkreis und Lebenskreis der Seherin von Prevorſt bilden, würden mehr Licht über das Weſen unſerer Seele verbreiten, als irgend ein pſychiſches Phänomen aller Zeiten, wenn ſich ausmachen ließe, ob und inwieweit dieſe Anſchauungen reine Produkte der Seele jener Frau waren. Bei dem im hellſehenden Zuſtand ſo mächtigen Rapport mit andern Individuen und namentlich mit dem Magnetiſeur mag dies allerdings ſchwer oder unmöglich ſeyn; wie iſt es aber möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und inwieweit die Frau jene pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen etwa ihm aus der Seele geleſen, gar nicht ernſtlich verweilt und das Gegentheil gerade vorausſetzt?

Perſönlichkeiten wie unſere wiſſenſchaftlichen Reſtauratoren des Volksaberglaubens ſind als Hyperdeutſche aufzufaſſen, und man könnte ihnen erläuternd die Hyperfranzoſen gegenüberſtellen. In der geſunden, normalen Menſchennatur oscillirt die Geiſtesthätigkeit in beſtändigen Schwankungen zwiſchen der Sinnlichkeit und ihren Trieben einerſeits, und den überſinnlichen Gefühlen und ihren Poſtulaten andernſeits. Der Hauptunterſchied zwiſchen Menſch

und Mensch gründet sich darauf, daß der eine von Natur im einen, der andere im andern Gebiet lieber und länger verweilt, und der Charakter der Nationen unterscheidet sich eben vorzüglich dadurch, ob der ganze Zug ihres Wesens vorherrschend mehr nach der einen oder mehr nach der andern Seite gerichtet ist. Der Deutsche neigt sich wesentlich zum Spirituellen und Supernaturalistischen, der Franzose zum Sensuellen, Materiellen. Alles, was die beiden Völker groß und schwach, was sie einander achtungswürdig und lächerlich macht, hat hierin seine Quelle. Sobald nun aber der eine oder der andere Trieb zu sehr, anhaltend, und ohne Rückschwankung in die andere Sphäre des Geistes, überwiegt, so wird erfahrungsmäßig die Vernunft getrübt und der innere Sinn für das eigentlich Menschliche abgestumpft.

In der sinnlichen Sphäre erzeugt diese Ausartung das freche Läugnen alles Göttlichen in der Natur und im Menschen; in der übersinnlichen die Schwärmerei, der die Natur fast ganz in einer Uebernatur aufgeht. Der eine Uebertrieb predigt die Emancipation des Fleisches und die „sinnliche schöne That;" der andere predigt schon hienieden die Losreißung der Seele von der Fessel des Leibes und den Opferdienst der Buße. Der eine höhnt die Fessel der bestehenden bürgerlichen Ordnung in Melodramen voll roh sinnlicher Greuel und in Romanen voll süß lächelnder Schurkerei und rationellen Ehebruchs; der andere exemplificirt die ewigen Folgen bürgerlicher und moralischer Auflösung am Jammergeschick eines sündigen, nach Gebet und Buße hungrigen Geistes, oder protokollirt das Mimodrama, das ein Gastspieler aus der Hölle mit gräßlichem Geberdenspiel improvisirt, nachdem er den legitimen Rollenträger, die Seele, von der Bühne ihres Leibes gestoßen. Der eine schafft sich entzückende materielle Engel in Gaze und Seide, buhlerische Automaten, ganz Körper, eben nur soviel Seele, daß sie nicht in Verwesung zerfallen; der andere bevölkert die Oede des Raums mit rührenden, sehnsüchtigen Gestalten, ätherisch mit Nervengeist drapirt, fast ganz Seele, nur soviel Körper, daß sie für den Schöpfer selbst nicht gerade gar nichts sind. Der eine läßt seine parfümirten Figuren in Glacéhandschuhen den sinnbetäubenden Gallop und den schamlosen Chahut tanzen; der andere organisirt wieder die lustige Orgie, wo sich Junker Satan bei Schmaus und Tanz mit seinem eigenen Gesindel

letzt, u. s. f. ad libitum. — All dies ist nun, diesseits wie jenseits, gleich menschlich und gleich unmenschlich, und hat, als Poesie betrachtet, denselben Werth. Poeten in gewissem Sinne sind sie freilich Alle, die im Fleische, wie im Geiste. Aber bei diesen Verirrungen lassen sich deutlich noch Grade unterscheiden. Manche der Propheten des Fleisches in Frankreich und ihrer unnatürlichen Nachahmer in Deutschland sind nicht so tief in die Materialität versunken, daß sie nicht zuweilen, wie durch ein Heimweh, unwillkührlich in die verläugnete übersinnliche Sphäre der Seele herübergezogen würden, und in diesem Schwanken, dem eigentlichen Element der Poesie, finden sie oft noch wahre, d. h. wirklich poetische Klänge. Gerade so haben wir unter unsern Mystikern welche, die nicht fortdauernd in der schwärmerischen Tiefe verweilen, sondern zeitenweise in der sinnlichen Welt wieder erwachen und sich die Augen reiben. Wie jene rohen Sensualisten Anfälle von Gewissen haben, so bekommen die letztern Anwandlungen von Unglauben, Glasgedanken, um Kerners Bild zu gebrauchen. Aber eben dieser schnelle Wechsel der Temperatur und Stimmung der Seele erzeugt in beiden Fällen die Zuckungen der Ironie und jenen Krampf, den man den poetischen Schmerz nennt. So scheint es sich namentlich mit Kerner zu verhalten. Wenn er früher in den träumerischen Wogen nur badete und neckend ihren Schaum verspritzte, oder wohl auch als Taucher sich niederließ, um irgend ein seltsames Wunder aus der blinden Tiefe heraufzuholen, so hat er seitdem freilich unten verweilen gelernt; aber es leidet ihn doch nicht beständig unten, er muß aus der beängstigenden Nähe der Nebelgestalten, die durch die Einöde schwimmen, immer wieder herauf an die Luft der Wirklichkeit, um sich mit sinnlichem Stoff zu laden: er bleibt ein Amphibium, das heißt ein Mensch, und ein guter Mensch, und ein Dichter, der nur der potenzirte Mensch ist. Geschieht es aber, was oft genug vorkommt, daß einer unwiederbringlich in die Sinnlichkeit oder in die Uebersinnlichkeit versenkt bleibt, so ist der eine Ast der poetischen Doppelader unterbunden, und es entsteht der versunkene, schmerzlose Zustand der fixen Idee, die immer nur Einen Ton spielt, der nie zur Melodie werden kann.

Apulejus und Lucian haben die Tollheiten der Neuplatoniker in den ergötzlichsten Parodien lächerlich gemacht. Sind auch solche

Geister unter uns, so ist es doch begreiflich, warum das jetzige analoge Wiederaufleben des ausschweifendsten Aberglaubens in quasiwissenschaftlicher Form sie nicht ernstlich in die Waffen ruft. Denkt man sich, wie Erscheinungen, gleich unsern neuen Theosophen, in sinnlicheren Ländern, wenn sie je dort möglich wären, aufgenommen würden, und vergleicht man damit die verhältnißmäßige Milde des deutschen Urtheils über sie, so zeigt sich klar, daß wir ihre unbegreiflichsten Theoreme unwillkührlich als Ausflüsse der eigenthümlichen deutschen Weltanschauung anerkennen. Es sind, allerdings wunderliche, Spiegelungen desselben Geistes, der in Keppler, Leibnitz, Kant, Schelling so Großes und Entscheidendes in der Geschichte gewirkt hat. — Jene Männer bleiben uns liebe Blutsverwandte, mit denen man nicht gleich bricht, wenn sie im Hause ein bischen wunderliche Einrichtungen eigensinnig durchsetzen möchten, deren man nicht mit Bitterkeit spottet, wenn sie einem beharrlich Dinge weiß machen wollen, die sie zu Zeiten selbst nicht glauben.

Und sie sind ja auch weder im Raum noch in der Zeit so vereinzelte Erscheinungen, als einer meinen könnte, der sich nicht gleich die ganze deutsche Kulturgeschichte vergegenwärtigte. Die Dynastie der Schwärmer ist weit älter als die älteste in Deutschland; sie durfte nie wegen des Aussterbens besorgt seyn, und auch gegenwärtig blüht das Geschlecht in zahlreichen Linien und Afterlinien, deren Glieder, standesgemäß, die mannigfachsten Liebhabereien treiben, ganze Kabinette voll der kurioseſten Ideen anlegen und mit fürstlichem Aufwand Luftschlösser bauen. Unsere **Resurrections-men** des Aberglaubens sind gleichsam nur die Alterthümler unter ihren Vettern: während diese meistens ganz neue fabelhafte Baustyle erfinden, bauen jene rein gothisch und füllen Hallen, Kreuzgänge und Kapellen mit allerlei mittelalterlichem Kram. Das Licht fällt in magischem Schein durch gemalte Scheiben, in der Thurmlücke seufzt schwermüthig eine Aeolsharfe, und im Verließ ist die Ueberraschung zubereitet, daß vor dem Eintretenden ein automatischer Ritter oder Kapuziner vom Humpen oder vom Brevier aufsteht.

Wenn das deutsche Volk noch eine lange geistige Laufbahn hofft und wünscht, so muß es sich auch Rechnung darauf machen, daß das bunte Geschlecht seiner Schwärmer fortwährend den Zug

ſeiner Geiſter durchtanzt, bald erheiternd, bald ärgernd, hier Unheil ſtiftend und da Segen bringend, wo man es am wenigſten erwartet. Möge es in der Curioſitätenkammer, wo Deutſchland die Bildniſſe ſeiner Schwärmer aufhängt, noch lange, lange nicht ſeyn, wie im Kaiſerſaale im Römer zu Frankfurt, wo ſich das Bild des guten Franz eben noch an die letzte Stelle ſchmiegte!

Der Menſch ſteht in der Mitte zwiſchen dem Thiere, das er nicht begreift, und einer höhern Perſönlichkeit, die er ſich nur denkt und Engel nennt. Nach Allem, was ihm über ſeine eigene Naturgeſchichte klar geworden, gehört es zu ſeiner Eigenthümlichkeit als Naturweſen, daß er den Tod fürchtet, der ihm gewiß iſt, und daß er eine Fortdauer ſeines Weſens nach dem Tode wünſcht, ahnt, daran glaubt und ſich je nach der Erziehung ſeines Geiſtes Vorſtellungen davon macht. Es lebt in ihm das innigſte Gefühl, daß dieſes Ahnen und Glauben kein vergebliches ſeyn kann, aber zum Wiſſen wird es nie. Gerade dieſes nur Ahnen und Glauben und nicht Wiſſen ſcheint den Menſchen zum Menſchen zu machen. Er hat in ſeiner ganzen Geſchichte nur die Erfahrung gemacht, daß ſich über dieſen wichtigſten Punkt ſeiner Sorge keine Erfahrung machen läßt, und dieſes Forſchen und nicht Erfahren iſt in ſeinem Geſchlecht eine Haupttriebfeder derjenigen eigenthümlichen Entwicklung, welche zwiſchen ihm und ſeinen irdiſchen Mitgeſchöpfen eine ſo tiefe Kluft befeſtigt und ihn andernſeits von höhern Naturen unterſcheiden mag. Die älteſte Menſchheit war ſo reich an Hoffnungen und Verheißungen auf eine Fortdauer der Seele, als irgend ſpäter; ſie war von jeher reich an Geſichten aller Art, welche jene Hoffnungen und Verheißungen beſtätigten. Aber dieſe Geſichte widerſprachen einander und ihre Zeugniſſe hoben einander vor der Vernunft auf. So weiß man von der abſoluten Bedeutung derſelben heute ſo viel und ſo wenig als von jeher, und was auch nach aller Beweisführung unſerer neueſten Theoſophen ſo ſtarr und ungelöst als je ſtehen bleibt, das iſt die Frage Hamlets, die ewige Frage der Menſchheit:

Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann?

Die Schulen

der

deutschen Rechtsgelehrten.

Es sind bald fünf und zwanzig Jahre, seit die durch den berühmtesten Civilisten in Süddeutschland veranlaßte Streitfrage über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland eine Spaltung unter den deutschen Rechtslehrern erzeugte, in Folge der sich im Norden unseres Vaterlandes eine geschichtliche Schule konstituirte, und als solche den die Grundansichten derselben nicht theilenden Juristen als den Anhängern einer nicht geschichtlichen sich entgegensetzte. An der Spitze derselben stand v. Savigny mit seinen Freunden; als sein Hauptgegner galt Thibaut. Die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, L. F. Eichhorn und J. F. L. Goeschen, wurde jener Schule Organ: Hugo, Cramer, Haubold, Niebuhr, Unterholzner, Hasse, Breuer und andere waren thätige Mitarbeiter derselben. Die hierdurch entstandenen Gegensätze haben seitdem mit mehr oder weniger Schroffheit unter den deutschen Rechtslehrern fortbestanden und in der neuesten Zeit einige darauf sich beziehende Flugschriften[1] veranlaßt, weshalb eine Beleuchtung derselben den Lesern der deutschen Vierteljahrsschrift vielleicht nicht unwillkommen seyn dürfte.

[1] Die wichtigste ist die von Thibaut, über die sogenannte historische und nicht historische Rechtsschule. Heidelberg 1838, aus dem Archiv für Civil-Praxis B. XXI. S. 391 u. f. besonders abgedruckt. Von andern Gelegenheitsschriften unten.

Auf den ersten Anblick begreift man kaum, wie unter den Auslegern derselben Quellen des positiven Rechts vom Unterscheiden einer historischen und nicht historischen Schule die Rede seyn könne: das positive Recht ist etwas Historisches und nur durch die Geschichte begreiflich; auch haben die s. g. nicht historischen Civilisten, und namentlich Thibaut, die Rechtsgeschichte stets gepflegt und deßhalb gegen die Benennung unhistorisch auf das kräftigste protestirt.[1] Worin besteht nun der Gegensatz beider? worauf bezieht er sich? ist er von praktischer Wichtigkeit? welchen Einfluß hat er auf die Behandlungsweise des Rechts und seiner Wissenschaft?

Zur Beantwortung dieser Fragen ist es nöthig, einen Blick auf die Geschichte der Rechtswissenschaft Deutschlands, besonders seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu werfen.

Die Kunde des Rechtes unseres Vaterlandes wird bekanntlich aus den verschiedensten Quellen geschöpft und kann nur durch langjährige, höchst schwierige Studien erworben werden. Unser Recht ist, wie unsere ganze Bildung, das Werk vieler Jahrhunderte und des Zusammenwirkens sehr verschiedener Ursachen, seine Form die sonderbarste. Die Hauptgrundlagen desselben sind germanische Sitte, römisches und christlich kirchliches Recht. Die aus diesen Quellen fließenden Grundsätze sind aber in jedem deutschen Lande auf eine diesem eigenthümliche Weise modifizirt und durch die philosophischen Ideen der neueren Zeit, so wie durch die politische Umgestaltung Deutschlands, vielfach geändert. Dieser Rechtszustand muß auf jeden Fall ein sehr verwickelter und künstlicher genannt, und kann nur durch die Wissenschaft aufgehellt werden. Seit Jahrhunderten schon ist das Recht Europa's ein gelehrtes und ohne Gelehrsamkeit durchaus unverständlich. Die Masse des zu erforschenden Stoffes ist fast erdrückend und deshalb der Wunsch unsrer Juristen nach Vereinfachung des Rechts ein natürlicher. Die Rechtswissenschaft kann jetzt einer Geheimwissenschaft verglichen werden, welche nur dem Eingeweihten zugänglich ist. Dabei hat der künftige Richter und Sachwalter so überaus viel zu erlernen, wovon er später keinen oder nur einen sehr sparsamen Gebrauch machen kann, während er dennoch nicht so gebildet von

[1] Vergleiche die Heidelberger Jahrbücher vom Jahr 1815, II. Band, S. 652 und die in der vorhergehenden Note angeführte Schrift.

der Schule für das Leben entlassen wird, daß er sogleich als Rechtsgelehrter aufzutreten im Stande wäre. Zwischen der Theorie und der Praxis liegt eine weite Kluft, über die er nach Jahren erst sich hinweg gesetzt sieht.

Man kann also einerseits die Klagen eines Staatsmannes oder praktischen Juristen über diese Zustände, zugleich aber die Nothwendigkeit eines mit einer Masse positiver Kenntnisse ausgerüsteten Rechtslehrerstandes sich leicht erklären. Der die Wissenschaft pflegende Rechtsgelehrte kann und muß dieselbe von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, und wird bei seinen Studien unter ihnen den ihn mehr ansprechenden vorzugsweise wählen. Es kann ihm entweder vorzüglich darum zu thun seyn, das wirklich geltende Recht genau zu kennen, um dasselbe mit Sicherheit anzuwenden; er wird Rechtsdogmatiker werden. Oder er wünscht den Ursprung und den Entwickelungsgang des Rechtes zu erforschen, um den Geist desselben und die es schaffenden Ursachen zu begreifen, und wird Rechtshistoriker. Oder er stellt sich auf einen höheren Standpunkt, untersucht nach philosophischen Prinzipien den Werth des geltenden Rechts, um zur Vervollkommnung desselben durch die Gesetzgebung mitzuwirken, und wird Rechtsphilosoph. — Der mit Geist sein Fach bearbeitende Rechtslehrer wird keinen der angegebenen Gesichtspunkte aus dem Auge verlieren, und das Studium des praktisch geltenden Rechts so lieben, daß er aus dessen Geschichte seinen wahren Charakter enthüllt, und zugleich dessen Werth kritisch untersucht, und seine Licht- und Schattenseite hervorhebt. Er wird nicht bloß zeigen, was Rechtens ist, sondern warum es Rechtens ist, und was nach der Kulturhöhe und den Bedürfnissen der Zeit Rechtens seyn sollte.

Die gleichmäßige Beachtung der drei Gesichtspunkte beim Rechtsstudium ist aber nicht jedem Rechtsgelehrten möglich. Er wird sich in der Regel mit Vorliebe einem zuwenden, und die andern als für ihn minder wichtig, nur soviel ihm durchaus nöthig ist, im Auge behalten. Ja ein fast ausschließliches Hingeben an den einen oder den andern ist nicht bloß bei dem einzelnen Rechtsgelehrten häufig, sondern hat zu verschiedenen Zeiten in der Behandlung der Rechtswissenschaft vorgeherrscht. Wie wir Praktiker haben, für welche es nichts Höheres gibt, als seine

Entscheidungen interessanter Rechtsfragen, oder leidenschaftliche Freunde der Rechtsalterthümer, oder nur die Spekulation liebende Rechtsphilosophen, so finden wir, daß zu verschiedenen Zeiten die Rechtswissenschaft entweder bloß dogmatisch und praktisch war, wie z. B. vom Augenblicke der Wiedererweckung des römischen Rechts an bis in das sechzehnte Jahrhundert, oder philologisch-historisch, wie zur Zeit des Cusacius und seiner Zeitgenossen und zur Blüthezeit der holländischen Schulen. Die philosophische Richtung suchte zu verschiedenen Zeiten das positive Rechtsstudium zu überflügeln, was aber schon deshalb nicht gelang, weil das praktische Bedürfniß mit Nothwendigkeit zu diesem stets wieder zurückführte.

Der letzte Umstand erklärt uns auch, warum die Dogmatik des Rechts immer den Mittelpunkt der Rechtswissenschaften bildet und als der Hauptzweck der juristischen Studien gilt. Indessen lassen sich nach dem Vorherrschen der praktischen, historischen oder philosophischen Richtung in der Behandlungsweise der Rechtswissenschaft — Schulen der Rechtsgelehrten unterscheiden. Wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Realisten, als die praktischen Dogmatiker, den Humanisten, als den mehr der Rechtsgeschichte zugewandten Rechtslehrern, entgegen standen: so zeigten sich auch später Gegensätze, die mit den Fortschritten der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung Europa's sich vollkommen ausbilden und potenziren mußten. Und daß diese Potenzirung im neunzehnten Jahrhundert statt fand, und in Deutschland mehr als in andern Ländern hervortrat, begreift sich von selbst, wenn man den Genius der deutschen Wissenschaft nur einigermaßen kennt. Man könnte sich rein praktische, rein historische und rein philosophische Schulen der Rechtsgelehrten denken. Die ersten sind aber in unserer Zeit eine große Seltenheit, in Deutschland sogar unmöglich. Wenn es auch eine Menge praktischer Juristen gibt, die als Sachwalter oder als Beamte sich allein darauf verlegen, den Mechanismus des geltenden Rechts und die herrschende jurisprudence (wie sie in Frankreich heißt) zu kennen: so möchte jetzt wohl schwerlich ein deutscher Rechtslehrer gefunden werden, der nur für dieses Sinn hätte, und von allem Historischen oder Philosophischen absähe. Rein philosophische Juristen waren unsere Naturrechtslehrer, unter welchen

freilich sehr oft rechtsunkundige Philosophen oder Politiker sich fanden. Aber gerade deßhalb bildeten sie eine eigene Klasse, die auch auf die Behandlung der Rechtswissenschaft im Ganzen sowohl, als auf einzelne Zweige derselben Einfluß hatte: wie auf das Staatsrecht, das Kriminal- und das Völkerrecht. Noch mächtiger wirkten ihre Theorien auf den Gang der Politik und der Gesetzgebung: die Philosophie wurde die Reformatorin des Jahrhunderts und leitet noch immer den Geist der Zeit.

Auch die rein historischen Rechtslehrer waren einst eine Seltenheit. Wer hätte früher das Recht bloß seiner Geschichte wegen studiert? Die Rechtsgeschichte war selbst einem Cujacius, so wie Noodt und Schulting nur eine Dienerin der Dogmatik, die ihnen freilich oft reizender erschien, als diese ihre legitime Gebieterin.

Bei weitem die meisten Rechtslehrer sind entweder *rechtshistorische* oder *rechtsphilosophische* Dogmatiker gewesen: je nachdem sie die Rechtsdogmatik mehr vom geschichtlichen oder mehr vom philosophischen Standpunkte aus beleuchteten und behandelten. Daß verschiedene Nüancirungen vorkommen, begreift sich leicht. So mußten die deutschen Rechtsdogmatiker in den Ländern des gemeinen Rechts eine historische Farbe haben, die französischen seit der Herrschaft der Code einen räsonirend-philosophischen Charakter. Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit verschiedener Schulen unter den Rechtsgelehrten darf nach dem Gesagten also nicht befremden; untersuchen wir nun, welche Schulen in Deutschland seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entstehen konnten und entstanden. —

Den Mittelpunkt der deutschen Rechtswissenschaft bildet seit bald vierhundert Jahren das *römisch-justinianeische* Recht. Die wichtigsten Rechtsbegriffe und die meisten juristischen Axiome werden aus demselben geschöpft, sowie die Grundlage der gesammten juristischen Bildung. Es ist nicht bloß das gemeine (d. h. das in der Regel geltende) Recht Deutschlands, sondern durchdringt auch alle Partikularrechte und beherrscht die ganze Praxis als das technische Element der ganzen Wissenschaft.

Diese Allmacht des römischen Rechts erklärt sich daraus, daß die Quellen desselben nicht bloß allgemeine Rechtsregeln und gesetzliche Verfügungen enthalten, sondern auch die ins Feinste ausgesponnene wissenschaftliche Verarbeitung und Anwendung

derselben. Der edelste Theil des römischen Rechts besteht aus Fragmenten der Schriften der größten Rechtsgelehrten, welche je gelebt haben, und aus welchen, trotz ihrer Verstümmelung, uns der ewig belebende und erfrischende Geist des klassischen Alterthums anweht. Das Studium dieses Rechts ist ein Theil der klassischen Philologie, auf das innigste mit dieser verwebt und für den Eingeweihten nicht weniger anziehend, wie diese. Der Kunstwerth des römischen Rechts erklärt uns daher nicht minder, als seine praktische Wichtigkeit, warum die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten der neueren Völker ihm ihre Thätigkeit vor allem zuwandten. Es mußte der Gegenstand einer eignen Wissenschaft und diese eben so sehr geschichtlich als dogmatisch bearbeitet werden. Lange Zeit wurde nur noch das kanonische Recht mit demselben Eifer betrieben und später erst das germanische.

Die Verbindung der einzelnen Zweige der Rechtskunde zur wissenschaftlichen Einheit, ja die eigentliche Gestaltung der Rechtswissenschaft und ihre Gliederung nach leitenden Prinzipien war erst das Werk der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Deutschland ging seit Thomasius den übrigen Ländern Europa's voran, und wenn auch eine geschmacklose pedantisch-scholastische Methode in den juristischen Lehrbüchern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts herrschend ist, so läßt sich den ausgezeichneten deutschen Rechtsgelehrten vor 1789 doch der wissenschaftliche Sinn nicht absprechen. Auch sind nicht alle jene Lehrbücher in einem barbarisirenden Latein geschrieben: mit Vergnügen lassen sich die meisten Kompendien unseres Heineceius lesen, der deßhalb leicht eine europäische Autorität erhielt, zum Theil sogar erst im neunzehnten Jahrhundert, so in Frankreich, Italien, Portugal, ja in Südamerika, nachdem in seinem Vaterlande ihn jüngere Celebritäten schon längst entthront hatten.

Durch Leibniz, Thomasius und Wolff war in Deutschland der oben angegebene dreifache Gesichtspunkt beim Rechtsstudium geschieden, neben der Dogmatik die Rechtsgeschichte und das Naturrecht betrieben, auch die Rechtsquellen nach ihren Grundlagen gesondert bearbeitet worden. Jedoch der Mittelpunkt der Wissenschaft war die **jurisprudentia romano-germanica forensis**, wie die großen deutschen Praktiker Stryck, Struve, Lauterbach, Leyser und der ältere Böhmer sie behandelt hatten.

Eine ausgebreitete Erudition und ein riesenmäßiger Fleiß zeichnete auch noch nach dem Jahre 1750 die deutschen Rechtslehrer aus; es gebrach ihnen jedoch an zwei Dingen: an Geschmack und kritischem Sinn. Deßhalb sprechen uns jetzt ihre Schriften so wenig an, und daß die deutsche Rechtswissenschaft von Heineccius und Böhmers Tod an im Rückgange begriffen war, wird Niemand wundern. Nur einige Wenige verfolgten eine solidere Richtung und knüpfen die Zeiten des Cujacius und Schulting an die kommende Zeit an, wie z. B. Pittmann und Seeger u. A. Sie nahmen an der Kompendisirung der einzelnen Zweige des Faches keinen Antheil. Viele Universitäten Deutschlands waren übrigens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr herunter gekommen; nur Leipzig, Halle und Göttingen standen im vorherrschenden Ansehen. Indessen besaß Giessen in Koch und Höpfner zwei Civilisten, welche den Ton angaben. Der erst beginnende Glück sollte noch im neunzehnten Jahrhundert den damals herrschenden juristischen Dogmatismus repräsentiren.

Es begann aber eine neue Bildungsperiode für Deutschland, in welcher auch die Rechtswissenschaft sich umgestaltete und einer neuen Blüthezeit entgegenging.

Nachdem die deutsche Sprache eine klassische geworden und eine deutsche Literatur geboren war, mußte ein Umschwung in den Wissenschaften erfolgen. Ein reines, für die Restauration aller höchst geeignetes Instrument des Gedankens wurde gewonnen, welches dem Genius unseres Volkes es möglich machte, das in den tiefsten Tiefen des Wissens Gefundene zu Tag zu fördern und auf den höchsten Höhen der Spekulation sich zu bewegen. Nachdem durch Lessing, Wieland, Johannes von Müller und Goethe die deutsche Prosa war gebildet worden, konnte auch der Rechtsgelehrte in ihr auf eine anziehende Weise über sein Fach schreiben. Das lateinische Idiom wurde bald verlassen und nur noch für akademische Gelegenheitsschriften oder aus besonderen Veranlassungen von den Juristen gebraucht. Auch auf den juristischen Lehrkanzeln erschienen beredte, durch ihren Vortrag beliebte Lehrer. Am mächtigsten aber wirkte das dem deutschen Charakter angeborne Streben nach Gründlichkeit und nach Befriedigung des ewig regen Durstes nach Gewißheit. Der kritische Sinn erwachte in der Philosophie und in der Philologie. Die in jener

von Kant, in dieser von Heine und Wolf bewirkten Revolutionen mußten auf die Rechtswissenschaft eine durchgreifende Rückwirkung äußern. Aus beiden erklärt sich einerseits die philosophische, andererseits die philologisch-historische Umgestaltung der Rechtswissenschaft und die Entstehung der Schulen unter den deutschen Rechtsgelehrten des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Freunde der kritischen Philosophie, theils Juristen, theils Philosophen von Profession, strebten, dem Rechte nicht bloß eine neue, unerschütterliche Grundlage zu geben, sondern suchten auch eine von allem Positiven unabhängige, a priori erkennbare Vernunftgesetzgebung auf, die zwar in der Erfahrung modifizirt erscheinen, aber, weil sie die unveräußerlichen und unverjährbaren Menschenrechte sanktionire, in ihren höchsten Prinzipien nicht angegriffen werden dürfe. Ihr Ziel fiel mit dem der französischen Revolution zusammen: es war die Freiheit, welche Allen zustand und nach einem allgemeinen Gesetze für Alle anerkannt werden sollte.

Man versprach sich von den Fortschritten dieser Ansichten eine goldene Zukunft, in welcher das Reich der Freiheit, auf unerschütterlichen Säulen gestützt, für das ganze menschliche Geschlecht gegründet werden sollte. Manche leidenschaftliche Anhänger des Vernunftrechts sahen mit Verachtung auf das historische Recht herab, das als die Ausgeburt der finstern Nacht des Mittelalters und der Barbarei des Feudalsystems, von der Sonne der neuen Aufklärung vernichtet werden müßte. Schon der Gedanke, daß jetzt ein durch den Geist der Zeit hervorgerufenes, der Höhe des Jahrhunderts ganz gemäßes einfaches Recht aus einem Gusse geschaffen und in Gesetzbüchern zur Kunde Aller auf das leichteste gebracht werden konnte, beglückte viele Staatsmänner und Juristen. Die in Frankreich seit 1804 ausgearbeiteten, zum Theil für unübertrefflich gehaltenen Codes waren Muster, die man um so bequemer nachahmen konnte, als sie in den, der französischen Herrschaft unmittelbar und mittelbar unterworfenen Theilen Deutschlands waren eingeführt worden. Man hegte auch in Deutschland von dem glücklichen Einflusse dieser Gesetzbücher dieselben Erwartungen, welche man in Frankreich hatte, und glaubte sich vom mühseligen Studium der vor mehr als einem Jahrtausend bei einem fremden Volke entstandenen Gesetze für immer befreit.

Es begann bald in Deutschland auch eine Literatur des Code Napoleon, die freilich mit dem Sturze des Kaiserreichs zerfiel.

Der Einfluß der Philosophie aber war nicht bloß der, daß man alles Heil für die Verbesserung des Rechts in die Gesetzbücher setzte, sondern auch der, daß verschiedene Zweige der Rechtswissenschaft, wie namentlich das Staatsrecht und das Strafrecht, auf eine philosophische, sie gänzlich beherrschende Grundlage gestützt wurden, und daß andere, in welchen der historische Stoff vorherrschte, eine neue Form erhielten, indem sie in Systeme, wenn nicht nach philosophischen, doch nach logischen Gesichtspunkten eingekleidet wurden.

Es haben sich zwar die seit Anfang unseres Jahrhunderts mit philosophischem Geiste die Rechtswissenschaft pflegenden deutschen Rechtslehrer nicht selbst eine philosophische Schule genannt; allein die kommende Zeit wird ihnen diese Benennung nicht versagen. Wir rechnen zu ihr:

1) die Bearbeiter des Naturrechts Hufeland, Gros, Bauer und andere;
2) die Staatsrechtslehrer und Politiker K. S. Zachariä, Klüber, Behr;
3) die berühmten Kriminalisten v. Feuerbach, v. Grolmann v. Almendingen, v. Kleinschrodt;
4) die Civilisten A. D. Weber, Thibaut, Schömann, Seidensticker;
5) die Prozessualisten Chr. Martin, v. Gönner, Gensler.

Daß bei allen die philosophischen Ideen nicht auf gleiche Weise vorherrschen, daß namentlich die Prinzipien des neueren Naturrechts in den civilistischen und prozessualischen Werken nicht ausgesprochen sind, erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß der positive Inhalt des Civilrechts und des Prozesses dies nicht möglich machte; daß aber z. B. Thibaut und Martin stets eine philosophisch-praktische Richtung verfolgten, kann jedem schon ein Blick auf ihre Lehrbücher zeigen.

Am deutlichsten spricht sich diese aber in Thibaut's Auffassungs- und Behandlungsweise des römischen Rechts aus. Indem er dasselbe als das wirklich geltende gemeine Recht Deutschlands ansah, war es ihm nicht bloß darum zu thun, die praktische Gewißheit desselben zu fördern und deßhalb nach Kräften die von

der deutschen Praxis angenommenen Lösungen bestrittener Rechtsfragen (wo er sie für richtig hielt) zu vertheidigen, sondern auch den materiellen Werth des römischen Rechts zu prüfen und mit dem ihm eigenen Scharfsinn zu zeigen, wie wenig es geeignet sey, als allgemeine Gesetzgebung in Deutschland zu gelten, und wie beklagenswerth gerade deßhalb unser Vaterland genannt werden müsse. Kein Gelehrter vor Thibaut hat eine so durchdringende Materialkritik der Justinianeischen Gesetzgebung gegeben, wie er; selbst das künstlerische Talent der klassischen Rechtsgelehrten hat er mit kritischem Auge geprüft und sich deßhalb diesen gegenüber auf einen höheren, also auf einen philosophischen Standpunkt gestellt. Weit entfernt, in den justinianischen Rechtsbüchern die höchste, für alle Zeiten abgeschlossene Vollendung der Rechtswissenschaft zu finden, dringt er nach einem höher stehenden Ziele, nach einer schnellen, gänzlichen, sowohl materiellen als formellen Umgestaltung des bürgerlichen Rechts Deutschlands, d. h. nicht bloß des Privat-, sondern auch des Kriminalrechts und des Prozesses. Da dieselbe nur auf dem Wege der Gesetzgebung erreicht werden kann, so sprach er sich in jener denkwürdigen Zeit, als Deutschland nach seiner Befreiung vom fremden Joche seine politische Wiedergeburt feierte, für die Abfassung allgemeiner Gesetzbücher für die oben genannten Theile des Rechts mit solcher Begeisterung aus, daß von allen Gegenden Deutschlands her ihm Beifall zugerufen wurde. Die im Sommer 1814 erschienene Flugschrift Thibauts über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland,[1] kann als die vollkommenste Manifestation, als das wahre Programm des Hauptes der philosophisch-praktischen Juristenschule Deutschlands angesehen werden und wird als solches für alle künftigen Zeiten belehrend seyn. Daß ihr Verfasser darin seine unerschütterliche Ueberzeugung[2] ausgesprochen hatte, erhellte aus seiner 1838 erschienenen, bereits angeführten Erklärung über die

---

[1] Sie ist mit Verbesserungen wieder abgedruckt in des Verfassers civilistischen Abhandlungen. Heidelberg 1814. S. 404 ff.

[2] Mit großer Klarheit spricht er dieselbe auch aus in seiner Recension von Savigny's Buche vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und R. W. Heidelberger Jahrbücher von 1814. S. 929 ff.

sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule. Auch nach vierundzwanzig Jahren ist er derselben unverändert zugethan! —

Die von uns hier freilich nur in ganz allgemeinen Zügen charakterisirten Ansichten Thibauts waren so ziemlich die der Zeit. Schon seit Friedrich dem Großen erwartete man alles Heil für die Fortschritte des Rechts von den Gesetzgebungen; das preußische Landrecht war schon 1794 und nicht minder das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die österreichischen Staaten vom Jahre 1811 die Resultate dieser Richtung des Zeitgeistes und der natürlichen Entwickelung der socialen Verhältnisse Deutschlands. Thibaut sprach einen ächt deutschen Gedanken aus, indem er durch das von ihm gewünschte allgemeine bürgerliche Recht die Einheit Deutschlands auf eine schöne und dauernde Weise zu begründen wünschte. Untersuchen wir nun, warum er auf eine Opposition stoßen und welches der Charakter dieser Opposition seyn mußte. Wir kehren zu diesem Behufe zum Jahr 1789 zurück.

Wir haben schon oben (S. 198) den Verfall der Rechtswissenschaft auf den deutschen Universitäten in jener Zeit angedeutet. Er bestand, wie einer unsrer geistreichsten Rechtsgelehrten[1] kürzlich richtig ihn bezeichnet hat, darin: „daß man den positiven Stoff, ohne kritische Prüfung und Sonderung seiner Bestandtheile, zu einem scheinbaren Ganzen für praktische Zwecke verarbeitet hatte. Indem so das Ungleichartige und Unvereinbare zusammengefügt wurde, war es schwer zu sagen: ob der historischen Wahrheit oder den praktischen Zwecken des Lebens mehr Eintrag geschah. Dies alles aber war nicht etwa hervorgegangen aus einer irrigen Meinung, daß es so recht sey, sondern man hatte es aus Gedankenlosigkeit allmählich so werden lassen. Einer überlieferte dem Andern diese todte Masse, in jeder Hand wurden unvermerkt neue Irrthümer hinzugefügt, und selbst die Besseren vermochten es nicht, sich dem traditionellen Ansehen der falschen Methode zu entziehen."

Nur ein von den Vorurtheilen der Schule freier Reformator, der den Muth hatte, auch den gefeiertsten Autoritäten entgegen zu treten, konnte einen Umschwung der Studien herbeiführen und

[1] V. Savigny: der zehnte Mai 1788, auch in der Zeitschrift für gesch. R. W. B. IX. S. 423.

durch Anregung der jüngeren Generation diesem Zustande der Erschlaffung eine Ende machen. Ein solcher fand sich in Hugo. Wir wissen aus den eigenen Mittheilungen [1] dieses seitdem so berühmt gewordenen Gelehrten, dessen Doktorjubiläum am 10. Mai 1838 ein Fest war, an dessen Feier die meisten deutschen Civilisten Antheil nahmen, [2] daß ihn bloß das Zusammenwirken verschiedener glücklicher Umstände bestimmt hatte, die akademische Laufbahn zu beginnen. Der in seiner ersten Jugend mehr französisch als deutsch gebildete junge Mann hatte gerade deßhalb von dem herrschenden Tone der Schule sich freigehalten, weil die civilistischen Studien, für welche er so viel zu thun berufen war, ihn gar nicht ansprachen, während die historischen ihn fesselten und Männer wie Spittler und Pütter in der Empfänglichkeit seines Geistes für eine feinere Behandlungsweise der Rechtswissenschaft im voraus einen Lehrer erkannten, der Größeres zu leisten ihnen berufen schien. Als er im Wintersemester 1788 den ihm ertheilten Lehrstuhl bestieg, war es ihm sogleich darum zu thun, als Neuerer aufzutreten, mit der herrschenden Methode der Zeit in Kampf zu treten, und diese polemische Richtung verfolgte er die ganze Zeit seines wissenschaftlichen Lebens hindurch. So oft eine Zeit für Reformen reif ist, finden sich die Reformatoren von selbst. Ist dann das geeignete Talent an der rechten Stelle, so durchschaut es mit Klarheit die Zustände und findet die rechten Mittel zum Siege. Göttingen war die Universität, von der eine Reform des historischen Rechtsstudiums ausgehen konnte. Heine hatte bereits die neuere Philologie geschaffen, die reichste Bibliothek reizte von selbst zur historischen Forschung, die bekanntlich nirgends so gedieh, wie an diesem, dem gelehrten Stillleben so überaus günstigen Musensitze. Auch standen die gelehrten Anzeigen jeden Augenblick dem Kampflustigen zu Gebote, der sich berufen fühlte, ein Wort in den gelehrten Diskussionen Deutschlands mit zu sprechen.

Obgleich nicht Philolog, wurde Hugo aus Liebe zum Quellenstudium und zur historischen Wahrheit der Restaurator der

---

[1] In der Einleitung zu seinen Beiträgen zur civilistischen Bücherkenntniß. I. B. Berlin 1828.

[2] Es veranlaßte die oben angeführte Gelegenheitsschrift v. Savigny's.

geschichtlichen Rechtswissenschaft. Wenn er im Anfange sich nicht des Zieles klar bewußt war, nach dem er strebte, wenn er erst nach und nach die wahre Gestalt des klassischen Rechts der Römer erkannte und den jüngeren Gelehrten enthüllte, so war er doch schon im Beginne seiner Laufbahn von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Rechtswissenschaft eine andre werden müsse, als sie damals war. Als Lehrer und Schriftsteller griff er mächtig ein in den Gang der Zeit, und was er selbst nicht schuf, zu dessen Schöpfung gewann oder belebte er jedes ihn suchende Talent, und wurde so der Lehrer vieler Lehrer der Rechtswissenschaft, nicht bloß Deutschlands, sondern auch entfernter Lande, wie Hollands, Englands, der Schweiz u. s. w. Seinen Leistungen auf diesem Felde hat sein Freund v. Savigny ein würdiges Denkmal[1] gesetzt. Hugo war aber nicht bloß als Rechtshistoriker und civilistischer Dogmatiker der große Widersacher der Rechtsgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts und das kritische Argusauge für alle Flecken in den Werken seiner civilistischen Zeitgenossen: er trat auch, und zwar schon früh (1789), als Gegner der herrschenden Meinung der Zeit auf, das Recht könne nur durch Gesetzbücher verbessert werden, und erklärte sich mit Energie gegen die seit Thomasius herrschende Behandlungsweise des Naturrechts. Wenn er in letzter Hinsicht weniger glücklich im Erfolg war, als durch seine rechtsgeschichtlichen Reformen, (was sich theils aus seiner rein negativen Richtung, theils aus der Beschränktheit seines Fundamentalprinzips, am meisten aber daraus erklärt, daß man ihn nicht verstand), so darf er doch auch als Rechtsphilosoph nicht übergangen werden. Er bildete als solcher den direktesten Gegensatz zu den Rechtsgelehrten, welche wir oben (S. 200) als die Führer der philosophisch-praktischen Rechtsschulen Deutschlands bezeichnet haben, und kam deßhalb von selbst mit an die Spitze der, freilich erst 1815 vollends ausgebildeten, historischen Schule.

Wir haben bereits gesagt, daß Hugo sich des Zieles, nach dem er sich bewegte, Anfangs nicht klar bewußt war. Sein ganzes Streben war das eines Skeptikers: er verwarf mit eben so großer Freude eine von ihm für richtig gehaltene Meinung,

[1] In der oben angeführten Gelegenheitsschrift.

als er sie angenommen hatte, wenn sie ihm als falsch erschien; das Forschen und Prüfen war das Lebensprinzip seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit: immer auf Entdeckungen ausgehend, machte ihn nur das Neue glücklich; dieses rastlose Suchen charakterisirt seine Eigenthümlichkeit. Daher das an ihm eben so gelobte als von seinen Gegnern getadelte Eingehen auf die dem Scheine nach oft unbedeutendsten Einzelnheiten und der ihm so oft vorgeworfene Hang zur Mikrologie und dem Bizarren. Wenn er hierin manchmal zu weit ging, so führte er bloß seine Methode bis zu ihren letzten Konsequenzen durch, unbekümmert um die daraus sich ergebenden Resultate.

Man begreift aber, wie die Rechtsgelehrten, welche wir die philosophisch-praktische Schule genannt haben, hierin oft ein müssiges, nutzloses Spiel sahen, und deßhalb um so mehr als Gegner sich ihm gegenüber stellen konnten.

Als Verehrer des klassischen römischen Rechts und als Forscher, besonders der älteren Quellen desselben, schloß sich Hugo an die großen philologischen Juristen Frankreichs und der Niederlande, auch Deutschlands an, und fand deßhalb natürliche Alliirte in denjenigen seiner juristischen Zeitgenossen, welche jenen Meistern folgten; ihre Zahl war aber 1789 nicht groß. Zwei derselben, die sich einen großen Namen machten, wurden früh seine Freunde: W. Cramer in Kiel und Haubold in Leipzig. Dieselben bildeten jedoch zu den Gegnern Hugo's nicht den schroffen Gegensatz, wie er selbst, obgleich sie ihm näher standen als diesen.

Der kritische Sinn im Rechtsstudium erwachte indessen an allen deutschen Universitäten, überall traten gegen den Anfang des Jahrhunderts Lehrer und Schriftsteller auf, welche die hergebrachten Ansichten bekämpften. Am eifrigsten beschäftigte man sich mit dem römischen Recht, welches nach und nach einer gänzlichen Revision unterworfen wurde. Hufeland, Thibaut, Schömann und Andre waren nicht minder thätig als Hugo, Cramer und Haubold; bald traten jüngere, und zwar glänzende Talente hervor, die mit den schon berühmten wetteifernd, während der ersten fünfzehn Jahr unsres Jahrhunderts die Kunde des römischen Rechts mehr förderten, als sie in den letzten fünfzig Jahren gefördert worden war. Die Restauration mehrerer süddeutschen Universitäten trug zum Aufschwunge der juristischen

Studien nicht wenig bei. Unter den neu auftauchenden Celebritäten fand sich mancher Schüler der genannten älteren. Einer unter ihnen wurde für die historische Rechtswissenschaft vor allen andern wichtig, nämlich Friedrich Carl von Savigny. Daß derselbe bei seinem ersten Auftreten (im J. 1803) durch seine, 1837 zum sechsten Mal aufgelegte, bei allen Rechtsgelehrten selbst außer Europa[1] im höchsten Ansehen stehende Abhandlung über die Lehre des römischen Rechts vom Besitze, als ein Stern erster Größe von allen deutschen Juristen, von welcher Farbe sie auch waren, begrüßt wurde; daß er durch seine geschmackvolle Behandlungsweise des römischen Rechts dem historischen Studium desselben einen eigenen Reiz zu geben wußte, und in allem, was er auch über die trockensten Gegenstände schrieb, als klassisch gebildeter, mit künstlerischem Geiste begabter Schriftsteller sich zeigte, dürfen wir bei allen Lesern dieser Zeitschrift als bekannt voraussetzen. Sein Namen gehört zu den hochgefeiertesten des Vaterlandes und sein Einfluß auf die Fortschritte der deutschen Rechtswissenschaft wird nie vergessen werden. Für uns ist er hier besonders wichtig als Haupt der historischen Schule, welche durch ihn ihren bestimmten Charakter, und wir möchten beinahe sagen, die Formel ihres wahren Glaubensbekenntnisses erhielt.

Wir finden v. Savigny im Jahr 1805 als einen thätigen Mitarbeiter des von Hugo 1790 begonnenen civilistischen Magazins. Beide Männer schlossen sich eng an einander an, verfolgten das gleiche Ziel und traten am Ende des Jahres 1814 als entschiedene Gegner von Thibauts Vorschlag auf, die Rechtswissenschaft Deutschlands durch allgemeine Gesetzbücher zu restauriren.

In seinem berühmten Büchlein vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft beleuchtete v. Savigny mit bewunderungswürdiger Klarheit auf eine neue, zugleich aber höchst einschmeichelnde Weise, die historische Grundlage des Rechts und schrieb, wir dürfen es sagen, die erste Philosophie der Rechtsgeschichte. Obgleich er von einem bestimmten philosophischen Systeme nicht ausgeht, auch sich über

[1] Vgl. The American Jurist and Law Magazine Vol. 19 p. April bis Juli 1838. S. 13 u. 257.

die in der moralischen Natur des Menschen aufzusuchenden, letzten Gründe des Rechts nicht ausspricht, so leitet ihn dennoch bei seiner Entwickelungsgeschichte des Rechts ein philosophischer Geist, der freilich auf die Höhen der Spekulation sich nicht erhebt, sondern das Erscheinen des Rechts in der Erfahrung und seine allmählige Umgestaltung von einen natürlichen in ein technisches auf eine überzeugende Weise beschreibt und so die Wirklichkeit in ihrer reinsten Objektivität aufhellt. Das Verhältniß der Gesetzgebung zur Rechtswissenschaft wird von ihm auf eine vorher nicht versuchte Weise festgesetzt: so daß wir mit Bestimmtheit sagen können, was man von jener und dieser für die wirklichen Fortschritte des Rechts zu erwarten berechtigt ist. Mit besonderer Klarheit werden in dem Büchlein die juristischen Zustände Deutschlands geschildert, ihre Nothwendigkeit nachgewiesen, und die Schlußfolge gezogen, daß die Aufhebung des römischen Rechts in Deutschland und die Ersetzung desselben durch ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch, wenn auch die deutschen Juristen als befähigt gelten sollten, ein solches zu machen, für die deutsche Rechtswissenschaft nur unheilbringend seyn würde.

v. Savigny's Ansichten fanden bei den ihm gleichgesinnten Freunden nicht minder Beifall als Thibaut's Vorschlag unter dessen Anhängern gefunden hatte. Es erhoben sich Stimmen für und gegen die neuen Gesetzbücher:[1] der Bruch zwischen den entgegengesetzten gelehrten Parteien wurde vollkommen, und die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, als Organ der sich nun förmlich konstituirenden historischen Schule, mußte durch das dieselbe eröffnende Manifest v. Savigny's[2] denselben vollenden. Die Kodifikationsfrage (wie sie seit 1829 heißt) war zwar der wichtigste, aber nicht der einzige Gegenstand des gelehrten Streites, an dem die berühmtesten Juristen Deutschlands[3] Antheil nahmen. Es handelte sich vom höchsten Zwecke und der ganzen Behandlungsweise der Rechtswissenschaft und vorzüglich darum: ob die Rechtsgeschichte Haupt- oder Nebensache seyn müsse? Der historischen Schule war sie jenes, ihren

[1] Vergl. die zweite Aufl. des Buches v. Beruf u. s. w. S. 163. ff.
[2] Ueber den Zweck der Zeitschrift. S. 81.
[3] Auf Seiten Savigny's stand Hugo, für Thibaut's Grundansicht stritt Gönner, als Vermittler trat 1816 auf C. v. Schrader.

Gegnern dieses. Für jene war das geltende Recht bei weitem noch nicht gekannt: gerade, weil die Geschichte und Alterthümer desselben noch nicht genug erforscht seyen; diese hielten dessen Kunde für genügend, um die Vorzüge und die Mängel desselben zu erkennen und zu wissen, wo es Noth thue. Gerade der Umstand, daß es noch langjähriger Studien bedürfe, um die jetzt geltenden Quellen des gemeinen Civilrechts von Deutschland meist vollkommen zu erklären, wurde von den Freunden der Reform durch neue Gesetzbücher als ein entscheidender Bestimmungsgrund mit angeführt, diese Reform bald möglichst vorzunehmen, um der traurigen Lage der Rechtspraxis ein Ende zu machen.

Die Streitfrage über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches in Deutschland mußte aber bald in den Hintergrund treten, weil sich nirgendswo ein Zeichen kund that, es könne von der Abfassung desselben die Rede seyn. Sie wurde als eine unpraktische Frage verlassen; im Jahr 1819 schrieb Falck (in den Kieler Blättern) über sie die letzten Worte. Ja selbst der 1829 in England entstandene Kodifikationsstreit fachte bei uns die alte Discussion nicht wieder an, die vielleicht in günstigeren, nicht ganz fernen Zeiten [1] wieder aufgenommen werden dürfte.

Die historische Schule, welche durch Zöglinge ihrer Häupter sich bedeutend vermehrt hatte, verfolgte indessen mit dem größten Eifer ihr Ziel, und wurde durch die, freilich von ihren Freunden selbst veranlaßte, Entdeckung neuer Quellen des älteren römischen Rechts auf das erfreulichste begünstigt. Zwischen 1816 und 1824 wurden den Civilisten so wichtige Denkmale desselben zugänglich, daß für die juristische Philologie und Archäologie eine neue Periode begann, in der die Kunde des wahren römischen Rechts größere Fortschritte machte, als sie selbst im sechzehnten Jahrhundert gemacht hatte.

Die unläugbaren Verdienste der historischen Schule um die Förderung der Quellenkunde des römischen Rechts werden auch von ihren Gegnern allgemein anerkannt. Auch versäumten diese nicht, diese Quellen für die Aufklärung des praktisch geltenden Rechts nach Kräften zu benützen. Der historische Forschungsgeist

[1] Vergleiche die Flugschrift des Herrn Professor Mayer in Tübingen: Ueber römisches Recht und neue Gesetzgebung. Tüb. 1839.

beschränkte sich aber nicht auf die Explikation des römischen Rechts, auch die germanische Rechtsgeschichte wurde mit Eifer bearbeitet, das kanonische Recht geschichtlich erforscht, und die historische Methode nach und nach auf die Behandlung des Civilprozesses, des Kriminalrechts und selbst des neuern Staatsrechts übertragen. Der Charakter der deutschen Rechtswissenschaft, als einer auf Erudition und gründlicher historischer Gelehrsamkeit beruhenden, wurde durch die vereinten Bemühungen Aller erhalten und verstärkt.

Während dieses imposanten Aufschwunges der rechtshistorischen Studien, welchem auch das von Niebuhr in Bonn gestiftete rheinische Museum für Jurisprudenz sein Entstehen verdankt, wurden weder die praktischen Bedürfnisse der deutschen Rechtswissenschaft noch die Rechtsphilosophie vernachlässigt. Für jene wurden wichtig gewordene Zeitschriften gegründet, als 1818 das Archiv für civilistische Praxis,[1] 1828 gleichzeitig die in Gießen erscheinende Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß,[2] und die juristische Zeitung so wie die Themis von Prof. Elvers in Göttingen. An denselben nahmen nicht selten anerkannte Anhänger und Angehörige der historischen Schule Antheil, so daß die Schroffheit der Gegensätze sich großentheils verwischte.

Eine neue Gegnerin erhielt aber die historische Schule in der Hegelschen Philosophie, die in Gans ihr einen juristischen Vorkämpfer entgegenstellte. Eine neue philosophische Schule sollte gegründet werden, welche die nach Alleinherrschaft strebende historische zu vernichten bestimmt war. Die mit Geist geschriebene Vorrede zu Gans Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung v. J. 1824 enthält die Grundansichten[3] derselben und eine andere Auffassungsweise des geschichtlichen Studiums der Rechtswissenschaft. Der ganze Streit dreht sich um eine Prinzipienfrage, nämlich die: ob die philosophische Erforschung des

---

[1] Die Stifter desselben waren Gensler, Mittermaier und Schweitzer; jetzt redigiren es Franke, Linde, Mittermaier, v. Löhr, Mühlenbruch, Thibaut und Wächter.

[2] Gestiftet von Linde, Marezoll und v. Wening: an des Letztern Stelle trat Zimmern und diesen ersetzte v. Schröter.

[3] Der neueste Angriff gegen die historische Schule ist die Flugschrift: Ueber die Grundlage des Besitzes, eine Replik v. C. Gans. Berlin 1839.

Rechts die höchste Aufgabe seiner Wissenschaft sey oder die rein geschichtliche?

Die sowohl von Gans, als von andern Gegnern gegen die Tendenz der historischen Schule gerichteten Angriffe veranlaßten verschiedene Versuche einer auf philosophische Grundsätze gestützten Begründung ihrer Ansichten, welche jedoch bis jetzt zu einer befriedigenden Lösung der Prinzipienfrage noch nicht geführt haben.

Daß es einer solchen bedürfte, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, das über das geschichtliche Forschen des geltenden Rechts nicht hinausgeht, und selbst die vergleichende Rechtsgeschichte mit einer gewissen Geringschätzung behandelt, liegt am Tage. Diese geschichtliche Philosophie müßte auch Prinzipien aufstellen, wornach nicht bloß die Kodifikationsfrage zu entscheiden wäre, sondern die auch auf die historischen Arbeiten selbst einen maßgebenden Einfluß äußerte. Dies hat der ausgezeichnetste Schriftsteller [1] über die Rechtsphilosophie nach geschichtlicher Ansicht ganz richtig aufgefaßt, allein jene Prinzipien nicht mit der nöthigen Schärfe bestimmt und in ihrer Anwendung auf das Privatrecht nicht durchgeführt.

Auf keinen Fall dürfen die Akten des gelehrten Streites als geschlossen angesehen werden; trügen nicht die Zeichen der Zeit, [2] so wird die Polemik wieder aufgenommen und weiter fortgeführt. Damit überhaupt eine Lösung der aufs neue flagrant gewordenen Dissensionen herbeigeführt werden könne, ist es nöthig, daß man sich gegenseitig über das Verhältniß der Rechtsgeschichte zur Dogmatik einerseits, und zur Rechtsphilosophie andererseits verständige. Will jene alles absorbiren, so wird das Ziel der Rechtswissenschaft als einer praktischen verrückt und für eine höhere Auffassung derselben doch nichts gewonnen. Auch die lichtvollste Auseinandersetzung rechtshistorischer Thatsachen kann die Entwicklung der Rechtsbegriffe und der leitenden Grundsätze nicht ersetzen. Ein Historiker oder Philolog ist noch kein juristischer Geschäftsmann, und auch der scharfsinnigste Restaurator der XII Tafeln oder des prätorischen Edikts deshalb noch nicht geeignet, in unserer Zeit

---

[1] Stahl.

[2] Wir rechnen zu diesen die neuesten Gelegenheitsschriften von Thibaut, Gans, Mayer u. A.

Richter oder Sachwalter zu seyn. Die Uebertreibung der rechtshistorischen Forschung führt nothwendig zu einer für den wirklichen Fortschritt des praktischen Rechts schädlichen Einseitigkeit. Allein die Rechtsgeschichte kann auch die Rechtsphilosophie nicht ersetzen. Sie zeigt uns stets nur, was geschah, aber weder die in der moralischen Natur begründete, allem erscheinenden Rechte vorhergehende und dies erst erzeugende Ursache desselben, noch das letzte Ziel, worauf alle Rechtsregeln als von der menschlichen Vernunft ausgehende Normen sich beziehen oder beziehen sollen. Wie der bloße Physiolog oder der bloße Chemiker noch kein Arzt ist, so ist der bloße Rechtshistoriker noch kein Jurist, und ebensowenig Rechtsphilosoph, als der bloße Botaniker oder Zoolog ein Naturphilosoph ist.

Schon das praktische Bedürfniß zeigt, daß auch die geistreichste Kontemplation der Vergangenheit nicht hinreicht, den Anforderungen der Zeit zu genügen. Diese verlangt die Verbesserung des Rechtszustandes. Die Wissenschaft allein kann dieselbe nicht bewirken. Das Eingreifen des Gesetzgebers wird nöthig. Dieser kann nichts Erkleckliches thun, ohne die Kenntniß der durch die Geschichte begründeten Verhältnisse und die höherer Prinzipien, um diese richtig zu beurtheilen. War das bisherige Naturrecht nicht im Stande, diese zu geben, so muß ein anderer Weg zum vorgesteckten Ziele gesucht werden: mit der historischen Kunde des Bestehenden, wenn sie auch alles aufgeklärt haben sollte, kann die Rechtswissenschaft nicht als abgeschlossen gelten. Die von aller philosophischen Grundlage abstrahirende Rechtsgeschichte führt entweder zu einem historischen Fatalismus oder zu mystischen Schwärmereien, die sich am allerwenigsten mit der Rechtswissenschaft, welche, gleich der Mathematik, wesentlich Sache des Verstandes ist, vortragen kann.

Zwei Säulen tragen die Kuppel des Tempels der Themis: sie heißen Philosophie und Geschichte. Möge die eine über der andern nie vergessen werden, und alle Schulen der deutschen Rechtsgelehrten in einer sich auflösen — nämlich in der philosophisch-historisch-praktischen!

L. A. W.

Zur Orientirung

in den

geistigen Richtungen und Strebungen

in Deutschland.

Die äußere politische Einheit beinahe des gesammten deutsch redenden Deutschlands ist repräsentirt durch den, die Integrität des Gebiets garantirenden deutschen Bund; eine größere Einigkeit der materiellen Interessen ist in neueren Zeiten durch den großen Zollverein erzielt worden; Münzkongresse suchen, zum Theil mit Erfolg, die Mittel des Verkehrs, die Repräsentanten aller Werthe, das Geld, in den verschiedenen Staaten gleichförmig oder doch congruent zu machen; Vereine konstituiren sich für verschiedene Gebiete des Wissens und Forschens, unter welchen an imposanter Haltung und Bedeutung die jährlichen Naturforscherversammlungen mit glänzendem Beispiel vorleuchten, und literarische Institute aller Art bieten Mittel- und Sammelpunkte für die gleichstrebenden Geister und Kräfte. Trotz all diesem aber kann man behaupten: die geistige Einheit der Deutschen ist dermalen etwas Gefordertes und nirgends Gegebenes; es existirt kein allgemeingültiger Typus deutscher Geisteseigenthümlichkeit und geistigen Strebens; das Gemeinsame ist zerspalten und zersplittert, und droht immer mehr sich in eine Unendlichkeit von Individuen aufzulösen. Haben wir Grund, uns darüber zu betrüben oder uns dessen zu rühmen? Vielleicht beides, je nachdem man sich auf einen Standpunkt stellt. Die verschiedenen, sich spaltenden oder sich

widerstrebenden geistigen Richtungen ins Auge zu fassen, zu vergleichen und wo möglich zu erklären, ist die Aufgabe der folgenden Blätter.

Man nennt häufig unsere Zeit eine Zeit der materiellen und industriellen Interessen, und das gewiß in manchem Betracht mit gutem Grund. Viele, die dies anerkennen, klagen darüber, weil sie damit die Herrschaft der Selbstsucht begründet glauben; sie übersehen aber ohne Zweifel das vielfache Gute, das auch aus dieser Eigenthümlichkeit der Zeit entspringt. Ohne daß den Personen ein Verdienst zukäme, ist doch diese Herrschaft der materiellen Interessen der Humanität und dem Fortschritt im Ganzen und Großen eher förderlich als nachtheilig. Man erwäge nur, welche Hemmungen dadurch den Leidenschaften des kriegerischen Ehrgeizes und der wilden Revolutionslust angelegt werden, während die materiellen Interessen selbst, gehörig erstarkt, den geistigen Fortschritt und die Reform unterstützen. Niemand zwar wird behaupten wollen, daß die Gesinnungen eines großen Geldmäklers, der durch Versagung von Gold das Schwert der Könige in der Scheide hält, an sich nobler seyen, als die eines schlachtengierigen Eroberers, wohl aber sind die Folgen für die Menschheit ersprießlicher.

Andererseits wird mit nicht minderer Zuversicht behauptet: unser Zeitalter (Deutschland hauptsächlich ins Auge gefaßt) verdiene, wenn je eines, den Ehrennamen des philosophischen, und zwar in weit höherem Sinn, als das sonst so genannte achtzehnte Jahrhundert, welches diesen Namen größtentheils darum führt, weil Hochstehende, Kaiser, Kaiserinnen und Könige, den Lehren der Aufklärung ihr Ohr liehen und mit Voltaire, d'Alembert, Rousseau und andern französischen Philosophen Briefe zu wechseln sich herabließen. Unser Zeitalter, wird behauptet, sey es, in dem alle Disciplinen und Wissenschaften sich gedrungen fühlen, zum vollkommenen Bewußtseyn ihrer Bedeutung und Stellung im gesammten geistigen Organismus zu gelangen, sich selbst im Licht der reinen Vernünftigkeit klar zu werden; die Grundlagen der bloßen Empirie und Tradition als ungenügend zu verwerfen und sich aus dem Geist, dem Begriff, der ihr innerstes Wesen ausmacht, wieder zu gebären, oder zu rekonstruiren. Mit den materiellen Interessen scheint nun dieser philosophische Drang der Zeit einigermaßen in Widerspruch treten zu müssen; bei näherer Prüfung

aber ergiebt ſich, daß beide mehr nur gleichgültig, wohl gar vornehm-tolerant ſich gegen einander verhalten, als daß ſie ſich feindlich entgegenſtänden. Die Anhänger der materiellen Intereſſen haben nichts dagegen, daß die Philoſophie, — was ſie als ihre Hauptaufgabe betrachten — die Geiſter beruhigt, gleichmäßig ſtimmt und die Leidenſchaften zügelt, und die Jünger der Philoſophie ſehen es auch nicht ungern, wenn Induſtrie und Handel überall Oel ausgießen auf die ſtürmiſchen Wogen der Zeit, und Wohlſtand, Behaglichkeit, Ruhe ihr einen empfänglichen Boden für ihren Samen bereiten. So vertragen ſich die beiden Potenzen des Zeitalters, der Trieb zu erwerben und zu genießen, und der zu wiſſen und zu begreifen, ganz gut; die Spekulation im merkantiliſchen und im philoſophiſchen Sinn bietet alle Kräfte des ſcharfſinnigen, erfinderiſchen Geiſtes auf, und es könnte ſcheinen, wir nähern uns einem wahrhaft goldenen Zeitalter, wenn die menſchliche Natur damit zufrieden geſtellt wäre.

Aber es klingt ein arger Mißton durch unſere Zeit, und die ihn überhören, weil ſie in der Harmonie der Sphären ſchwelgen, oder ihnen, nach dem deutſchen Sprüchwort, der Himmel voller Geigen hängt, ſind, was auch ſonſt ihre Verdienſte ſeyen, gewiß nicht eingedrungen in das Verſtändniß der Zeit. Erwerben, Genießen, und Wiſſen und Begreifen — das ſind die Loſungsworte des Tages, und darin wird auch in jedem Sinn Großes geleiſtet; aber es mangelt uns an wahrhaft produktiver Kraft auf den verſchiedenen geiſtigen Gebieten, auf dem poetiſchen, dem ſittlichen und religiöſen, an Charakterſtärke und Ernſt der Geſinnung. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß unſere Zeit unmoraliſcher ſey als eine andere, — eine oft angeſtimmte Threnodie; nicht den Einzelnen ſoll damit ein Vorwurf gemacht, ſondern der Geiſt der Zeit im Ganzen charakteriſirt werden, welcher freilich einerſeits das Produkt aller Einzelnen iſt, aber ebenſo auch die Einzelnen a priori influenzirt. Unendlich groß iſt die Anzahl derer, die leben „ohne Schande und ohne Lob", und man kann hinzuſetzen: ohne Glauben und Unglauben, ohne Begeiſterung, ohne Liebe und ſelbſt ohne Haß. Phantaſie, Wille und Gemüth verlangen ſo gut ihr Recht wie der Wiſſenstrieb und der Trieb nach Beſitz und Genuß, kommen aber häufig in Colliſion mit und in Nachtheil gegen die oben genannten Tendenzen des Jahrzehnts. Und nicht

nur mit diesen, sondern auch unter sich gerathen sie häufig in Widerstreit, und die Folgen hiervon sind — eine Unzahl von Parteien, Tendenzen, Schulen, in welche das geistige Leben und Streben Deutschlands zerfällt, und von welchen wir die wichtigsten zu charakterisiren suchen.

Bevorworten müssen wir, daß in den Kreis dieser Uebersicht diejenigen Schulen, Doktrinen und Richtungen nicht fallen, die es ganz oder vorzugsweise mit Erfahrungswissenschaften zu thun haben, deren Gegenstände ganz materieller Art sind, wiewohl auch die Behandlung von solchen bis auf einen gewissen Grad von dem Einfluß anderweitiger Prinzipien beherrscht werden kann; auch die Künste sind ausgeschlossen, bei welchen doch großentheils die Technik in Betracht kommt und die eine unabhängige Sphäre für sich bilden. Wir haben es zu thun mit den reinen Interessen des Geistes, die allerdings auch wieder eine reale, gegebene Unterlage haben, wie die gesammte Natur des Menschen, rechtliche, sittliche, religiöse Institutionen, die Geschichte, die aber dennoch auf ideellem Gebiet sich halten, und Jedem, der auch kein Mann vom Fach, sondern nur überhaupt gründlicher gebildet ist, zugänglich sind.

Die Eigenthümlichkeit Deutschlands in dieser Beziehung wird uns sogleich klarer, wenn wir einen flüchtigen Blick auf den Zustand anderer, etwa auf gleicher Stufe der Kultur mit Deutschland stehender Länder, Frankreich und England, werfen. Bei beiden Nationen finden wir Parteien, deren Gegensatz sich schärfer ausspricht, als in Deutschland möglich ist. Politische Parteien stehen sich dort mit größter Erbitterung gegenüber, im beständigen Kampfe, und dies hat zur Folge, daß ein großer Theil der geistigen Kraft, des geistigen Elements sich auf die politischen Fragen wirft; das politische Glaubensbekenntniß steht in der ersten Linie und ordnet sich die übrigen Ansichten und Interessen unter, ja verschlingt sie bis auf einen gewissen Grad. Die politischen Interessen sind freilich nicht rein geistiger Art, doch spielt das Ideelle dabei immer eine wichtige Rolle, und eben weil dieses sich mit dem Praktischen durchdringt, reißen sie weit größere Massen mit sich fort. Dies Präponderiren der Politik hat seine Vortheile und Nachtheile, bei welchen wir nicht verweilen können; wir bemerken nur, daß es auch dort an produktiver, organisirender Kraft fehlt; keine große, schöpferische Genien treten auf und

bringen durch; weder die Juliusrevolution noch die Reform vermag einen festen, gemessenen Schritt zu halten; in Frankreich klagt man über um sich greifende Korruption, während in England das materielle Bedürfniß und die Noth gegen den Besitz andrängen. In beiden Ländern aber kann man beobachten, wie aus dem Schooße der materiellen Interessen die politischen hervorgehen; die dermalen drohendsten Parteien in England und Frankreich, die der Arbeiter, sind durch die Industrie selbst erst in so bedeutender Anzahl hervorgerufen oder geschaffen; das unmittelbar empfundene Bedürfniß gestaltet sich, sobald sich Mittel zur Abhülfe und Befriedigung zeigen, zum System.

Die politischen Interessen haben sich auch nach Deutschland fortgesetzt, oder sie sind auch hier erwacht, und vergönnte man ihnen auch keine bedeutende, selbstständige Rolle zu spielen, wurden sie bald gedämpft, so konnte man doch nicht hindern, daß die Sprache, die Formeln, die Abzeichen und Parteinamen der Politik auf verschiedene Gebiete angewendet und mit dem Namen auch die Sache gewissermaßen antizipirt wurde. Gesetzte und höchst friedliebende Männer paralleliſirten in Büchern oder vom Katheder herab, unter dem staunenden Beifall der Jugend, die französische Revolution und die deutsche Philosophie, und verkündigten den deutschen Studenten, wie die deutschen Philosophen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, eine Umwälzung gemacht hätten, in welcher sie, die Studenten, jetzt eben mitten inne säßen, und man that sich nicht wenig darauf zu gut, daß hier Alles so ruhig und organisch ablief. Eine Menge Ausdrücke und Bezeichnungen, dem politischen Wörterbuch entlehnt, wurde in die deutsche Literatur aufgenommen, Bestrebungen und Richtungen damit charakterisirt und klassifizirt, und besonders wurde viel von Fortschritt und Bewegung, Stabilität und Reaktion die Rede. Könnte man nicht etwa, mit Anwendung dieser Terminologie, den sämmtlichen geistigen Strebungen und Richtungen in Deutschland, um die Eintheilung möglichst zu vereinfachen und auf ein recht einleuchtendes Prinzip zurückzuführen, den Einen Gegensatz der Bewegung und der Stabilität zu Grund legen und zwei Hauptlager unterscheiden, das der Konservativen oder des Widerstands, und das der Reform?

Wenn man größern Werth auf die Einfachheit und hübsche Abrundung der Schemata legt, als auf das genaue Sichanschließen

an die Natur der Dinge und Verhältnisse, wenn man sich nichts daraus macht, die Künste einer rhetorischen Dialektik zu Hülfe zu nehmen, nebst den Auskunftsmitteln der Uebertreibung und Verschweigung, um die widerstrebenden Fakta in den vorher gezimmerten Rahmen eines Schema's zu spannen und zu beugen, so darf man allerdings gar nicht daran verzweifeln, jene Eintheilung sogar mit Glanz und unter dem Beifalljauchzen einer vom Worte leicht geblendeten Menge durchzuführen. Aber der Reichthum des vielfach verschlungenen geistigen Lebens ist nicht immer so gefällig, sich einer willkührlich angewandten Formel zu unterwerfen, und wenn man dennoch durchgreifen will, setzt man sich der Gefahr aus, daß Einem gerade das Wesentliche — das Leben selbst, und damit die Realität entgeht und nur todte Abstraktionen übrig bleiben. Man kann recht wohl zugeben, daß im gesammten geistigen Leben Deutschlands, ein Prinzip des Konservatismus, der Stabilität, des Widerstandes, und ein Prinzip der Reform, der Bewegung, des Fortschritts wirksam sind und einander bekämpfen, wie in allem Leben ein solcher Gegensatz sich beurkundet; aber so wenig sich in der Kreisbewegung eines Planeten die Centrifugal- und Centripetalkraft jede für sich und gesondert darstellen, sondern auf einer erklärenden Hypothese beruhen und ihr Resultat, die Kreisbewegung, als Einheit erscheint, so wenig lassen sich auch das Prinzip des Still- oder Widerstands und das der Bewegung im geistigen Leben absolut sondern und fixiren, sondern sie sind immer im Verhältniß zu einander, sie sind Korrelate, und dies wird in der Wirklichkeit daraus klar, daß sich nach diesem Prinzip die Sonderung und Klassifizirung nicht rein vollziehen läßt, daß eine Menge der in die beiden Heerlager zu vertheilenden Geister in der Mitte stehen, weniger neutral als mit beiden zugleich verbunden, und daß die Theilung, wenn sie wirklich vollzogen wird, doch am Ende auf die willkührliche Geltendmachung eines einzelnen Moments, nicht auf eine innere Nothwendigkeit sich gründet. Dies ist leicht zu beweisen. Der Gegensatz der Prinzipien des Stillstands oder der Reaktion, und des Fortschrittes, der Reform, ist logisch betrachtet ein absoluter, ein solcher, zwischen dem es keine Vermittelung gibt. Diesem absoluten Gegensatz aber entsprechen nur die extremsten Anhänger des einen oder andern Prinzips, die Fanatiker des Rückschritts und die Fanatiker der

Bewegung. Dieser Fanatiker aber — wenn wir politische Ausdrücke entlehnen wollen, können wir sagen: der geschwornen Revolutionäre und Kontrerevolutionäre — sind es anerkanntermaßen nur sehr Wenige, und die Hauptmassen derjenigen, welche den Konservatismus und die Reform vertreten, würden sich sehr dagegen sträuben, unter den Fahnen dieser extremen Fanatiker zu marschiren. Sobald man aber von den Extremen absieht, so wird aus dem absoluten Gegensatz ein Gradunterschied; Konservatismus und Reform sind, beide Worte vernünftig gefaßt und gedeutet, an sich durchaus keine ausschließende Gegensätze (wenn schon Parteinamen für feindliche und erbitterte Parteien); denn sowohl werden die Konservativen, in der Theorie, die Zweckmäßigkeit vernünftiger Reformen, als die Reformer die Beibehaltung des guten Alten anerkennen; aber in der Bezeichnung theils der Objekte, theils des Maßes der Aenderung weichen sie von einander ab, und diese Differenz gestaltet sich im wirklichen Leben zum erbittertsten Kampfe. Daraus ergibt sich, daß eine, alle geistigen Gebiete begreifende Linie der Scheidung sich nicht mit Sicherheit ziehen läßt, daß der Gegensatz ein relativer und subjektiv beweglicher bleibt. Die Nothwendigkeit der Bewegung, des Fortschritts auf allen Gebieten wird freilich von fast Allen anerkannt als die unerläßliche Bedingung des Lebens und der geistigen Gesundheit; aber dann verstehen sie darunter nicht ein ungeduldiges, nach Neuerung dürstendes Vorwärtsdrängen, wie es in der Art der nicht wahrhaft schöpferischen, tief gehaltvollen, sondern der innerlich leeren und vom krankhaften Heißhunger getriebenen Geister liegt, und wodurch nur glänzende Schaumblasen aufgewühlt werden, sondern eine Entfernung der hemmenden, die Entwicklung aufhaltenden Fesseln, ein von Mäßigung und Umsicht gezügeltes Gewährenlassen der Kräfte, ein ernstes Prüfen und Forschen, kein leichtsinniges Experimentiren, das auf Einen Wurf den Gewinn von Jahren setzt. Wenn hiernach fast alle Gebildete in gewisser Art Reformer sind, so sind sie ebensosehr auch in gewisser Art Konservative; nicht nur aber bestimmen Verschiedene dem einen und dem andern Prinzip ein verschiedenes Maß, sondern die Nämlichen räumen denselben auch auf verschiedenen Gebieten ungleiche Rechte ein. Und zwar ist dieß nicht die Folge der verschiedenen Stufen der Intelligenz. Wir wollen hier einen sehr wichtigen, oft übersehenen

Punkt kurz zur Sprache bringen. Man hat in der neuesten Zeit gar häufig den Geist, die Intelligenz (und deren Minus) fast zur ausschließlichen Potenz machen wollen, alles Gute auf Rechnung dieses Faktors und Bewegers der Welt geschrieben, und alles Böse daraus abgeleitet, daß die Geister noch nicht gehörig von diesem Licht erhellt seyen. Die Anerkennung der Macht des Geistes gereicht unserer Zeit zur Ehre; aber man hat darüber oft die Schätzung und Würdigung anderer Faktoren und bewegender Kräfte zu gering angeschlagen. Dem Menschen ist verheißen, daß ihn die Wahrheit frei machen werde; dies ist aber nur von der Wahrheit zu verstehen, welche sein innerstes Wesen, sein Gemüth und seinen Willen durchdrungen und getränkt hat, die ihm Kraft und Muth verleiht, nicht aber von der theoretischen Aneignung von Ansichten und Kenntnissen, die der Verstand, als widerspruchslos, annimmt. Die Intelligenz beleuchtet oft mit ihrem Licht ein fernes Ziel des Strebens und bringt es den Menschen zum Bewußtseyn, daß ihnen diese und jene Aufgabe gesteckt sey; aber erreicht wird das in der Ferne gezeigte und beleuchtete Ziel erst, wenn sie zum Bundesgenossen den Willen, sey es nun durch eigennützige oder durch reine Motive, gewonnen hat. Alle Gelehrsamkeit, Intelligenz und Beredsamkeit Luthers hätten die Reformation nicht bewirkt, wenn nicht sein Gemüth und sein Charakter dazu gekommen wäre, und nicht sowohl die theoretische Ueberzeugung von der theilweisen Falschheit der katholischen Lehre, als die moralische Entrüstung über die Ausartung der Kirche bereitete das Feld für seinen Samen; und ähnlich verhält es sich mit der, freilich ganz andere Interessen verfolgenden französischen Revolution. Nicht von der Intelligenz gehen die mächtigsten Impulse aus, und nicht von der Intelligenz werden sie aufgenommen, sondern von der Phantasie, dem Gemüth, den Leidenschaften und der Selbstsucht. Was im Großen und von weltbewegenden Ereignissen, gilt auch von den Einzelnen und im Kleinen; die wenigsten Menschen, und ganz rein wahrscheinlich keiner, stellen in sich eine, aus selbstständig gewonnenen, konsequent nach allen Richtungen ausgebildeten und verfolgten, allgemeine Anerkennung fordernden Grundsätzen abgeleitete, wissenschaftliche und praktische Ueberzeugung in ihrer lautern Nothwendigkeit dar, ohne Färbung durch die Individualität, durch die Eigenschaften des Temperaments und Charakters, durch äußere

Verhältnisse und fremde Einflüsse. So werden auch in Beziehung auf jenen Gegensatz die Wenigsten völlig konsequent seyn, und wir müssen, wenn wir die Wahrheit und nicht den Schein der Wahrheit suchen, jenes Eintheilungsprinzip als ein ungenügendes aufgeben, sofern es das oberste seyn will, obschon es als sekundäres oft seine Anwendung finden mag.

Die materiellen Interessen sind in Deutschland nicht eigentlich durch bedeutende Wortführer geistig vertreten, wie etwa in England durch einen Cobbett und Bentham, in Frankreich durch einen P. L. Courier und Michel Chevalier, welche zum Theil als Schriftsteller einen hohen Rang in der Literatur dieser Nationen einnehmen. Deswegen können sie auch hier nicht weiter besprochen werden. Man betrachtet und behandelt sie in Deutschland so ziemlich nur vom finanziellen, nationalökonomischen, höchstens etwa noch vom humanen Standpunkt; gegen die politischen und sittlichen Momente sind unsere Finanz- und Industrie-Männer gleichgültig und sorglos. Wenig Widerspruch dürfte finden, daß die Hebung und Förderung der materiellen Interessen, besonders der Industrie und des Handels, der Intelligenz des Volks im Ganzen förderlich, der Moralität aber zunächst eher nachtheilig ist. Sie trägt mancherlei Früchte der Civilisation, spannt die Betriebsamkeit und Erfindungskraft, gibt den mathematischen und physikalischen Wissenschaften einen Aufschwung, arbeitet der Pflege der Künste vor, und bei manchen, unausbleiblich damit verbundenen Uebeln zeigt sie selbst die Heilmittel an, und fordert sie, z. B. Unterrichts- und Armenanstalten; aber es wird dadurch der Gegensatz der Armen und Reichen noch schroffer, und es ist nicht zu läugnen, daß das plötzliche Sichwerfen auf diese Interessen auf die sittliche Energie und Spannkraft der Gemüther, auf ihre Begeisterungsfähigkeit lähmend wirkt. Das Korrelat davon ist die Genußsucht. Die Sucht und Gier zu haben und zu genießen theilt sich auch den Höherstehenden in der intellektuellen Gesellschaftshierarchie mit, und die objektive und subjektive Befähigung zum feinsten Genuß erscheint als Ehrentitel, ja Erforderniß ausgezeichneterer Geister. Das genio indulgere in gröbern und feinern Genüssen, selbst mit bedeutendem Ueberschreiten der Grenzlinie der Sitte und Sittlichkeit, gilt bei Vielen für genial, und eine unsere Zeit charakterisirende Erscheinung ist es, daß extravagante, dabei aber

geistreiche Genuß- und Lebemenschen maßlos gepriesen werden, als Günstlinge des Himmels und Zierden der Welt; Menschen, deren Talente und Leistungen Anerkennung, selbst Bewunderung verdienen mögen, von deren Gesammtcharakter aber sich jeder gesunde Sinn abwendet. Häufig hängt dieß zusammen mit einer ästhetischen Weltansicht, von der noch weiter die Rede seyn wird. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die materiellen Interessen vorwärts drängen und, wenn auch mittelbar, die Bewegung, den Fortschritt begünstigen. —

Der Vorliebe unsers Zeitalters für die materiellen Interessen steht, wie schon erwähnt wurde, gegenüber die nicht minder unläugbare, vielfach gerühmte philosophische Tendenz vieler Geister. Wühlt und schafft die große Masse, Ameisen gleich, auf dem Boden des realen Lebens, so wiegen sich dagegen die bevorzugten Geister als geflügelte Bienen im Aether der Idee, und begnügen sich, wie die, „ohne Fleisch und ohne Blut gebornen" Cikaden, „fast den Göttern zu vergleichen," mit der immateriellen Nahrung des Gedankens und Wissens. Nicht läugnen läßt es sich, daß die Philosophie eine Potenz des heutigen geistigen Lebens in Deutschland ist, daß sie mit einem Eifer, wie vielleicht nur, oder kaum, zur Zeit von Kants Kritik der reinen Vernunft, betrieben wird, daß sie unter ihren Meistern und Schülern eine große Anzahl der fähigsten Köpfe, der bedeutendsten Talente zählt, und in den angewandten oder abgeleiteten Disciplinen, in der Religionsphilosophie, in der praktischen Philosophie, in der Aesthetik und Literatur einen gewaltigen Einfluß ausübt, und daß sich dieser Einfluß auch der Sprache mitgetheilt und diese vielfach gefärbt hat. Ebenso gewiß ist ferner, obgleich es von manchen Seiten beharrlich geläugnet wird, daß Eine philosophische Schule seit einer Reihe von Jahren in Deutschland offenbar prädominirt, das heißt, durch die Anzahl, durch den Eifer und die Kraftanstrengungen des Stifters und der Schüler, so wie durch die Gunst äußerer Umstände es allen andern mehr vereinzelten philosophischen Systemen zuvorthut und einen „furchtbaren Haufen" ausmacht. Wir können der Ansicht nicht beistimmen, welche in dem Emporkommen dieser Philosophie nur das gewandte Operiren einer glücklichen und einschmeichelnden Koterie, in dieser Philosophie selbst nur ein leichtfertiges, scholastisches Spiel mit Begriffen, nur eine

willkührlich verwirrende Täuschung erkennen will, und mit dem Aufhören der begünstigenden äußern Umstände auch das plötzliche Zerfallen derselben weissagt. Das Maaß des Einflusses von äußern Verhältnissen auszumitteln, versuchen wir nicht; wir erkennen ihn an, aber zugleich auch, daß das Umsichgreifen der Spekulation in der Natur der Sachen lag. Seit Kant war der Geist der philosophischen Forschung nicht mehr zur Ruhe gekommen in Deutschland; mit derselben Zuversicht, womit der Königsberger Philosoph sein negatives, für die Vernunft demüthigendes Resultat als unumstößlich geltend aussprach, behaupteten Fichte und Schelling, die von Kant dem Erkennen gesteckten Schranken durchbrechend, ihre positiven, dogmatischen Lehren. Jeder, die Blößen seines Vorgängers und frühern Meisters aufdeckend, behauptete das einzig mögliche System gefunden zu haben, und so trat, nachdem das Schelling'sche System eine Zeitlang die Geister elektrisirt und entzündet hatte, aber allmählig der Reiz und Taumel in vielen Köpfen verflogen war, Hegel auf, dessen System, die seiner sämmtlichen Vorgänger theilweise negirend, theilweise absorbirend, in gewisser Art einen Gegensatz gegen alle bildete: gegen Kants negatives Resultat von den engen Grenzen des Erkennens, die Allgenugsamkeit, Aseität und Allmacht des Denkens setzend; Fichte's trotzig kühnes, titanenhaftes Ich mit seiner sittlichen Energie, durch die Nothwendigkeit des dialektischen Prozesses neutralisirend, und Schellings verzückte intellektuelle Anschauung des Universums im Geist, und des Geists im Universum, durch seine methodische, formulirende Abstraktion und seine Begriffsskala ernüchternd.

Wir haben dies System kurz zu charakterisiren und es in seinem Verhältniß zum Geist der Zeit zu betrachten. Nach demselben besteht die charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschen, sein wahrhaftes Wesen im Denken; das menschliche Denken, das in seinem innern Wesen, in seiner Reinheit identisch ist mit dem absoluten, dem göttlichen Denken selbst, ist zuerst ein substantielles und objektives, sich selbst noch nicht bewußtes und durchsichtiges, und hat daher seinen Gegensatz an dem subjektiven Denken der Einzelnen; der Gedanke und das Ding, Seyn und Bewußtseyn liegen außer einander, und erst nach einer langen Reihe von Gegeneinandersetzungen von Seyn und Bewußtseyn,

von Subjekt und Objekt ist, in der Fülle der Zeiten, im System Hegels erkannt und dargethan worden, daß Seyn und Denken ein und dasselbe sind, so jedoch, daß das Seyn nicht ein bloßer Schein ist (subjektiver Idealismus), sondern die Realität des Denkens, der Idee selbst; daß es für den Gedanken, in seiner vollendeten Zurückbeziehung auf sich selbst als Bewußtseyn und Wissenschaft, keinen Unterschied von Jenseits und Diesseits gibt; daß der Gedanke in seiner nothwendigen Bewegung Keim der Welt, und in seinem Wiederbeisichseyn, als Wissenschaft, Ziel der Welt ist. Die Vergötterung des mit dem Wissen identischen, und Form und Inhalt zugleich schaffenden Denkens ist der Hauptzug von Hegels System. Die gesammte Welt, die Natur, die Geschichte, das Reich des Geistes, der Geist mit allen seinen Sphären wird durch den zersetzenden und rekonstruirenden Gedanken aus dem Zustand des Festseyns so zu sagen in Fluß gebracht; die zuvor als unauflöslich betrachteten Elemente werden von der Säure des dialektischen Denkens zerfressen und aufgelöst, und schießen dann am Faden des spekulativen Gedankens zu regelmäßigen und durchsichtigen Krystallen wieder an; in der ganzen Welt, der physischen und geistigen, bleibt nichts Dunkles, Undurchsichtiges, Unbegreifliches oder Unbegriffenes zurück, aller Dualismus ist ausgelöscht, das souveräne Denken ist König der Welt. Das gerade Gegentheil des athenischen Weisen, der zu sagen pflegte, er wisse nur, daß er Nichts wisse, ist der Philosoph von Berlin, welcher Alles begreift und weiß, und die Bescheidenheit für das eigentliche Böse erklärt. Es ist jedenfalls interessant zu sehen, wie sich die Natur, die Geschichte, gesellige und gemüthliche Verhältnisse, der ganze Mensch, Kunst, Poesie, Religion, Sittlichkeit, auf lautre Gedanken zurückgeführt, in logische Formeln und Präpositionen analysirt, ausnehmen, die Welt, so zu sagen, in ein logisches Skelett verwandelt zu sehen, nur statt der Knochen das durchsichtige Glas des Denkens. Wir wollen die Frage: ob und in welchem Sinn diese Philosophie denn eigentlich lehre, daß das Denken die weltschöpferische Potenz sey, ob im objektiven und realen, oder im ideellen, dahin gestellt seyn lassen; das wenigstens ist unläugbar, daß sie das Denken gleichbedeutend nimmt mit dem Erkennen, dem Wissen. Freilich verwahrt sie sich gegen die Unterlegung der absurden Behauptung, daß nach ihr Alles,

was irgend Einer ſich vorſtelle oder einbilde, ein Erkennen und Wiſſen ſey, ſondern nur vom ſpekulativen, an dem Zügel der logiſchen Kategorien, der immanenten Dialektik fortſchreitenden Denken behauptet ſie dies; und allerdings hat ſie in Betreff der oft wiederholten Kant'ſchen „hundert Thaler" Recht, wenn ſie die Einbildung, man beſitze hundert Thaler, nicht für einen Gedanken gelten läßt, dem Realität zukomme; aber mit der Beſeitigung der Kant'ſchen Thaler iſt denn doch noch nicht der Sieg in dieſer Lebensfrage der Ontologie entſchieden. Wenn die formale Logik die Regeln aufſtellt: Was ohne Widerſpruch gedacht wird, das kann wahr ſeyn, und: was nicht ohne Widerſpruch nicht gedacht werden kann, muß wahr ſeyn, oder ſeyn, ſo fügte dieſen die ſpekulative Logik noch das Prinzip bei: der Satz, deſſen Subjekt und Prädikat nicht äquivalent ſind, iſt nicht abſolut wahr, und nur der abſolut wahre Satz genügt der Spekulation; und dieß iſt das Prinzip von Hegels logiſcher Methode, mittelſt deren er, angeblich ohne irgend eine vom ſonſtigen Erkennen und Wiſſen entlehnte Vorausſetzung, ſein Syſtem, und ſein Syſtem des Univerſums, des abſoluten Wiſſens, aufbaut; darin iſt enthalten das Prinzip der Negativität und ſomit des Fortſchreitens vom nur relativ Wahren, und daher ebenſo Unwahren zu einem abſolut Wahren und Widerſpruchsloſen, welches die ſich ihrer ſelbſt bewußte Idee, das abſolute Wiſſen iſt. Dagegen wird nun die Alternative geltend gemacht: entweder iſt das Denken reines Denken und dann leer, denn das reine Denken iſt nur die Analyſe eines gegebenen Inhalts und ſchreitet nur in tautologiſchen Sätzen fort; zumal alſo, wenn der Ausgangspunkt das Nichts iſt, ſo iſt das Reſultat des reinen Denkens auch ein Nichts; oder: es kann dies Denken nicht beſtehen und fortſchreiten, ohne vom Wiſſen, von anderweitig Erkanntem und Vorgeſtelltem zu entlehnen, und dann iſt es nicht reines, ſich und ſeinen Inhalt ſelbſt erzeugendes Denken; oder man verbindet auch beide Einwürfe, bezeichnet die Methode als eine fortwährende Erſchleichung, und das Reſultat dennoch als ein Nichts. Dagegen beſteht die Hegel'ſche Philoſophie darauf, daß das Denken, die eigentliche Thätigkeit des Geiſtes, das einzig Schöpferiſche ſey — die Grundvorausſetzung des Syſtems, die es aber gegen die entgegenſtehende Annahme, daß das Urſchöpferiſche nicht das Denken, ſondern der Wille, die

That sey — (wie Faust den Λογος nicht mit Wort oder Gedanke, sondern mit That übersetzen will!) zu beweisen hätte; das reine Denken ist ihr nicht etwas Formelles, sondern das Allerrealste, und die Aufnahme von zuvor schon ausgeprägten Vorstellungen, Worten und Begriffen, selbst schon Produkte eines nur nicht bewußten Denkens, rechtfertigt und erklärt sie so: daß sie dieselben auf solche Weise prüfe, läutere, bestätige, sie in ihr Recht und in den ihnen gebührenden Ort im Gedankensystem einsetze, theils auch sie verdränge und das Gericht der Wissenschaft an ihnen vollziehe.

Die Basis also des Systems ist: daß das Denken das Wesentliche der Welt und der wesentliche Charakter des Menschen sey, und zwar setzt es das Denken nicht als eine Eigenschaft, als Accidenz des Menschen, sondern als seine Substanz, so daß man nicht bloß sagen muß: der Mensch ist ein denkendes Wesen, sondern: das (absolut) denkende Wesen ist der (seiner Idee entsprechende) Mensch — der Philosoph. Beiläufig bemerkt, folgt daraus, daß, wie der Mensch das absolute Geschöpf, oder richtiger: das absolute Wesen, so ist sein Planet, die Erde, wenigstens der geistige, ideelle Mittelpunkt des Universums — ein Satz, der allerdings nicht am Fehler der Bescheidenheit leidet, auch keinen logischen Widerspruch in sich schließt, aber sonst auch gar nichts für sich hat, und dessen Stützen nur der Hochmuth des Denkens, und die Armuth unsrer Erkenntniß in Betreff des Universums sind.

Was nun den Werth des Denkens anlangt, so ist es dem Philosophen, dessen Beruf das Denken ist, nicht zu verübeln, wenn er viel darauf hält. Das Denken ist die kontinuirlichste unter allen geistigen Thätigkeiten, denn jeder nicht stumpfe Mensch denkt unaufhörlich, wenn nicht philosophisch streng und rein, so doch nach den Kategorien des täglichen Lebens und Bedürfnisses, wie Moliere's **bourgeois gentilhomme** Prosa sprach. Das Denken ist das Vehikel und Medium alles menschlichen Handelns und Lebens; es ist das Substrat und der Träger aller geistigen Thätigkeit; aber wie keinem Vernünftigen einfallen wird, das abstrakte Leben des Menschen, als Vegetiren, für ein Gut zu halten, sondern nur, sofern es ein bewußtes, geistiges, gemüthliches oder zum mindesten animalisches Daseyn ist, es für den Lebenden selbst, oder für Andre einen Werth hat: so ist auch das

bloße Denken, ohne Accentuirung durch bestimmte Interessen (und solche Interessen hat auch das philosophische Denken), etwas Werthloses und Gleichgültiges. Hievon kann man sich klar überzeugen daraus, daß für jeden Menschen die Momente des Handelns, Wollens, des Gefühls, der Affekte und Leidenschaften die wichtigsten und merkwürdigsten in seinem Leben sind und am meisten in seiner Erinnerung haften, während diejenigen, wo sich sein inneres Leben nur an Gedanken fortspann, ungefärbt von Gefühlen oder Willensaffektionen, größtentheils oder ganz aus seiner Erinnerung schwinden. Wahr ist, die Leidenschaften, die poetische oder religiöse Begeisterung, der sittliche Entschluß, die schmerzlichsten und süßesten Gefühle gehen alsbald auch in Reflexionen und Gedanken über, und was in Worten ausgesprochen wird, fällt auch in die Sphäre des Denkens, aber das Wesentliche davon ist dann nicht der Träger, sondern dasjenige, was dem empfänglichen Stoff Farbe und Gepräge verleiht. Beruft sich die Philosophie für die Würde des Denkens darauf, daß es über jene Zustände, wo der Mensch affizirt und passiv erscheine, durch seine bewußte Aktivität sich erhebe, so ist darauf zu erwidern: daß die bewußte Aktivität selbst schon ein Wollen, und nicht mehr reines Denken ist, und somit das Denken auch wieder seine Wurzeln in einem andern hat. So wenig es in der Macht des Menschen steht, bloß und rein zu leben, ohne Affektionen von Lust und Unlust, so wenig steht es bei ihm, rein interesselos zu denken, ein bloß denkender, gleichgültiger Zeuge seines eigenen Daseyns zu seyn. Wenn diese Sätze trivial erscheinen sollten, so muß man nur bedauern, daß es nöthig ist, sie geltend zu machen. Aber das Bestreben, an die Stelle der Geistigkeit der menschlichen Natur das Denken zu setzen, und durch mannigfache Reflexionen und Krümmungen desselben den Komplex der geistigen Natur bilden, aus dem Einen Faden dies reiche und bunte Gewebe herauswirken zu wollen, muß aufs entschiedenste zurückgewiesen und in seiner Dürftigkeit enthüllt werden. Die dürre Linie des Denkens wird nie zum saftreichen Stamm des Lebens werden, der nackte Gedanke nie die Stelle des Geistes in seiner Totalität ersetzen. Der Philosophie selbst liegt ein über das Denken hinaus liegender geistiger Reiz zu Grunde, und die Unfriedenheit des Denkers mit seinen Resultaten, welcher Art sie auch seyen,

ist etwas ganz anderes, als die interesselose Resignation, wie sie das reine Denken, das nur sich selbst vorwärts triebe, begleiten müßte. Fern sey es, das Denken, in höchster Potenz das Philosophiren, in seiner Bedeutung irgend herabzusetzen! nur seine naturgemäßen Grenzen sollen ihm gezogen werden. Das Denken ist das unentbehrliche Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit, so weit sie uns immer erreichbar ist; die Wahrheit aber ist ein Interesse unsers gesammten geistigen Wesens, indem sie uns unsere feste und sichere Stellung in und zu der Welt anweist, die Resultate der Erfahrung nach allen Seiten sichert und feststellt, und uns einen Spiegel vorhält, worin wir uns selbst und die Welt in friedlicher Klarheit anschauen. Das Denken ist, mit seinem Korrelat, der Sprache, das Bindemittel von Allem, was uns irgend wie affizirt, interessirt, schmerzt, erfreut, erhebt, bildet; alle Lebensverhältnisse und Probleme sollen und müssen denkend, philosophisch betrachtet werden, und es bleibt der Philosophie unverwehrt, sich sogar auf das Gebiet der Musik zu wagen, die doch, in ihrer Abgezogenheit selbst vom Wort, vom Träger des Gedankens, den Gegenpol zur Philosophie zu bilden scheint; aber wie viel vom Wesen der Musik wird selbst die scharfsinnigste Philosophie erfassen? wie weit werden hier ihre Kategorien reichen? wie wird sie mit ihren Denkgesetzen die musikalische Inspiration des Komponisten ergründen? Die angeblichen Konstruktionen in gewissen Sphären, die nun einmal nicht philosophisch zu bewältigen sind, haben daher etwas ebenso Lächerliches, als widerlich Anmaßendes. Rechtliche und sittliche Verhältnisse lassen sich wohl noch in logische Formeln bringen; aber gemüthliche und religiöse Empfindungen und Zustände entziehen sich zum größten Theil dem Organon der Philosophie, ohne daß darum das mit dem Gedanken und der Formel nicht zu Erreichende das Unvernünftige und Thierische wäre. Wie schlecht es dieser Philosophie im Gebiet des wahrhaft Konkreten mit ihren Definitionen und Konstruktionen gelingt, wie sehr sie entweder den Begriff in seiner lebendigen Fülle schon voraussetzt, oder ihn nur aufs allerdürftigste zu skizziren und zu schattiren vermag, geht aus einigen Proben hervor: Liebe — ist das Beisichseyn in einem Andern; Leben die erfüllte, wesentlich selbstische und subjektive Einheit der zur Existenz gekommenen Idee; Geist — der Begriff, der den Begriff

zu seinem Daseyn hat. So lang die Konstruktion und Definition sich scharf auf die Mittel des reinen Denkens beschränkt, bleibt sie hohl und marklos, oft völlig unverständlich, und wird verständlich erst, wenn sie von dem erfahrungsmäßigen Wissen und Erkennen die bedeutendsten Merkmale entlehnt.

Aus der Anmaßung, womit das souveräne Denken sich als herrschendes und ausschließlich herrschendes Prinzip geltend machen will, und sich selbst als das absolute Wissen apotheosirt, entspringt für diese Philosophie eine falsche Stellung zu allen übrigen geistigen Gebieten. Die absolute Wissenschaft behauptet über Kunst, Poesie, Sittlichkeit, Religion, als unter ihr liegende und von ihr aufgehobene Gestaltungen des geistigen Lebens erhaben zu seyn, dieselben, in ihrer Unvollkommenheit und Einseitigkeit, dabei aber auch in der relativen Nothwendigkeit ihrer Genesis aus einander begriffen zu haben, wobei sie sie jedoch huldvoll fortbestehen läßt, gleichsam als Schrittsteine und Trophäen *ihres* Triumphs. Nicht die Feindin, sondern die Protektorin aller jener Potenzen will sie seyn, aber macht ihnen Bedingungen, bei welchen sie ihre Selbstständigkeit nicht behaupten können. Der *Gedanke*, in seiner Natürlichkeit als Individualität, Charakter, Talent, Genius gleichsam verhüllt und verkleidet, hat alle Monumente und Thaten, alle Mysterien, Kunstwerke und Dichtungen geschaffen, und die Aufgabe und der Stolz der Philosophie ist: diese Verhüllungen und Verkleidungen zu lösen, den reinen logischen Gehalt der Poesie, Kunst, Religion, Geschichte, des Lebens überhaupt, aufzuweisen. Die Kunst und die Poesie haben sich nun zwar zu dieser Destillirung in mancher Hinsicht nicht eben Glück zu wünschen, indem das Ergebniß oft gar nicht glücklich ausfällt, und nicht selten ganz schiefe oder hohle Gedanken destillirt werden; indessen bleiben die Kunst- und Dichtwerke, trotz alles dessen, was darüber paraphrasirt und heraus- oder hinein philosophirt wird, am Ende doch, was sie waren; anders ist es schon im Reich der praktischen Thätigkeit, der Sittlichkeit und Geschichte, wo, vermöge des bekannten Grundsatzes: Was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich, die willkührlichsten Thaten und die prekärsten Ereignisse als Glieder in der Kette einer absolut vernünftigen Nothwendigkeit gedeutet, und das Resultat einer, wenn auch noch so scharfsinnigen und geistreichen, aber immerhin subjektiven Anschauungsweise,

bei welcher besonders die Lebendigkeit der Charaktere und die Kollisionen der Leidenschaften ganz in den Hintergrund gedrängt sind, zur Philosophie der Geschichte gestempelt wird. Das schlimmste Loos aber ist der Religion zugedacht; die Philosophie erklärt den Inhalt derselben für durchaus unreine und gefärbte Vorstellungen; sie substituirt denselben, alle Farben der Religion, das Blau der Treue und des Glaubens, das Schwarz der Traurigkeit, das Grün der Hoffnung, und das Roth der Liebe ausbleichend, den reinen, farblosen Begriff, den Satz: daß das Menschliche an sich das Göttliche sey, und daß in der Einsicht in diese Identität des Göttlichen und Menschlichen alles Heil liege, vernichtet die religiösen Gefühle, sofern sie ihnen ihre Basis entzieht, will aber doch den bisherigen Kultus und die Sprache der Vorstellung beibehalten wissen, obgleich sie, nach ihrer Deutung, keinen Sinn mehr haben. Dazu nehme man noch, wie von Hegels Philosophie die Natur aufgefaßt wird — als die „Idee in der Form des Andersseyns," — als der „Abfall der Idee von sich selbst" — in einem nichts weniger als ascetischen System, als „der ungelöste Widerspruch," und der Reichthum ihrer Gebilde als „ungebundene, zügellose Zufälligkeit," als Ohnmacht den Begriff zu erreichen und dergleichen! Von dieser Geringschätzung der Natur kann man sich als Gründe denken, theils die abstrakte Richtung Hegels überhaupt, theils die Opposition gegen die Naturphilosophie, theils den Umstand, daß die Natur mit ihrer, vom Begriff nicht so leicht zu bewältigenden Lebendigkeit die Schemata des Philosophen überall verhöhnt und beschämt. Es ist wahr, diejenigen, die heutzutage den Philosophennamen monopolisiren möchten, sind nicht mehr Idealisten im Sinn Fichte's, der die ganze Welt für eine bloße Schranke und für und durch das Ich erzeugtes und modificirtes Nicht-Ich erklärte; sie erkennen das Gegebene der Welt an, aber unter dem Namen, es mit dem Gedanken zu durchdringen, es geistig zu erheben und zu verklären, überstreichen sie es mit der Bleifarbe ihrer Negation, unter der es leichenhaft fortlebt, und der Geist, der sich selbst, und dem die Welt durchsichtig geworden, ist ein unheimliches, fühlloses Gespenst in einem gläsernen Universum.

Betrachten wir weiter Hegels System in seinem Verhältniß zum Geist der Zeit, so darf man wohl eine Wechselwirkung

zwischen beiden behaupten; denn das System ist nun schon so lange en haut, und hat seine Wurzeln in einem so günstigen Boden und Mittelpunkt getrieben, daß es bereits einen bedeutenden Einfluß auf nicht wenige Geister üben konnte und wirklich geübt hat. Seine Anhänger werden diesen Einfluß mit der siegenden Kraft der Wahrheit erklären; wir wollen dem System seine Plausibilität und Ueberzeugungsfähigkeit, die es durch die Menge seiner Anhänger beweist, nicht bestreiten, glauben aber auch noch andre, so zu sagen in der geistigen Atmosphäre liegende Gründe seiner Ausbreitung annehmen zu dürfen. Hegels System bekam durch das Verdienst, die umfassende Gelehrsamkeit, den Scharfsinn und auch Tiefsinn des großen Denkers, sodann aber auch theilweise durch eine Art von Mode, welche in der Schwierigkeit des Verständnisses selbst, und in dem Wetteifer, zu demselben durchzudringen, einen lange dauernden Reiz hatte, eine Celebrität in Deutschland zu einer Zeit, die lau und unerquicklich, ohne tiefer anregende Interessen im politischen oder religiösen Leben, oder in der Literatur, sich nach einem geistigen Interesse, einem ausgiebigen und nachhaltigen Gegenstand irgend einer Art sehnte, und die von einem so tüchtigen Kämpfer aufs neue erhobene, dem deutschen Geiste so theure und unvergeßliche Fahne des absoluten Wissens mußte bald eine Schaar Jünger werben, aus welchen mit der Zeit, durch die Gunst äußerer Umstände, bald wieder Lehrer hervorgingen. Die Schwierigkeit des Verständnisses des Systems war eher vortheilhaft; sie zog zumal Köpfe, die sich fühlten und sich etwas zutrauten, an, sie beschäftigte sie längere Zeit, und hielt sie dann um so gewisser zurück, als die ausharrenden Jünger auch schon an der Glorie des Absoluten Theil nehmen durften, in die das System sich selbst hüllte, so wie an der äußern Glorie, die mit der steigenden Celebrität über es kam. Die innere Unerquicklichkeit, Leblosigkeit und Dürre des Systems wurde, was uns sehr beachtenswerth scheint, vielfach verschleiert und versteckt durch die mit den abstraktesten Formeln und Terminologieen abwechselnde, bilderreiche und metaphorische Sprache, welche nach Hegels Vorgang geistreiche Schüler in Schriften und im mündlichen Vortrag führten. Dies unwesentliche, ja den reinen Begriff nur fälschende Beiwerk mochte Vielen als das mit zur Sache gehörige Wesentliche gelten, und sie ließen sich durch

den scheinbaren Reichthum, durch die Energie der Darstellung über die Magerkeit des abstrakten Resultats und Gehalts täuschen. Im Geschmack der Zeit — einer Zeit, die, wie Gervinus sagt, „in Eigenständigkeit, Sonderbarkeit und Originalität mehr Ruhm setzt, als in die Uebereinstimmung mit dem, was rein und allgemein menschlich ist" — war diese Philosophie theils durch ihren Wissenshochmuth, in welchem sie aller Ungewißheit, aller Probleme Meisterin zu werden sich vermaß, daneben durch ihre bizarre Nüchternheit, welche der Kunst, der Poesie und jeder Art von Enthusiasmus gleichsam die Schwungfedern ausriß, die glänzende Form abzog, und unbarmherzig nur auf Gedanken und Begriffe losging; durch ihre Weltlichkeit endlich, sofern in ihr die Idee ganz zum irdischen Diesseits und zur gemeinen Wirklichkeit degradirt wurde, und die Kluft zwischen dem idealistischen Denker und dem praktischen Mann der Welt sich füllte, und sie kam auch entgegen dem Geist einer, von vorhergegangner religiöser Aufregung, ja Begeisterung, allmählig zurückkommenden Zeit, der sie, statt des gemüthlichen Glaubens und statt des doch auch in Mißkredit gekommenen frivolen Skepticismus lauter Positives bot. So drang sie mehr und mehr in die einzelnen Disciplinen, in die Literatur, in die Gesellschaft und ins Leben ein, und in letzterer Beziehung stellt sich uns die Frage: welcher Einfluß, welche Bedeutung kommt ihr zu, hinsichtlich der Sittlichkeit? Bekanntlich ist sie in dieser Beziehung schon hart angegriffen, ja ihr geradezu Immoralität vorgeworfen worden. Dieser Vorwurf wurde namentlich daraus deducirt, daß diese Philosophie den Menschen vergöttere, und somit all' sein Handeln, als ein göttliches, sanktionire. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Konsequenz, welche dem System nicht schwer fallen dürfte, zu entkräften; wir anerkennen, daß das System durchaus keinen unmoralischen Charakter an sich hat, daß es im Allgemeinen das, was sonst als sittlich gut und recht gilt, anerkennt, empfiehlt und verlangt, und die Rechtsphilosophie Hegels wird, was man auch von der Art der Deduktion, von der Anordnung des Ganzen, und von einzelnen Behauptungen urtheile, in sittlicher Beziehung Niemand ein positives Aergerniß geben; aber der Geist des ganzen Systems ermangelt des sittlichen, wie des religiösen Enthusiasmus, so wie des tiefern sittlichen Ernsts und der Strenge, und dies wohl darum, weil es das Intellektuelle, das Wissen

so hoch stellt, das Gute nur im Denken und durch das Denken vorhanden seyn läßt, und das Gewissen in seiner Unmittelbarkeit ziemlich niedrig anschlägt; es macht durch seine Dialektik, welche alles Feste zu zernagen strebt, die sittlichen Begriffe schwankend; es schmeichelt durch seine kalte Weltlichkeit, durch seine scharfsinnige Verständigkeit sich ein, und weiß nach Belieben die feinsten sittlichen und gemüthlichen Empfindungen und Begriffe, wie Zartgefühl, Pietät, Ehre, zu eliminiren oder zu eludiren, als Schwächen oder Vorurtheile; es fällt ihm leicht, das Unsittliche und Böse dadurch daß es in seinen Gründen und seiner Entstehung begriffen wird, auch als halb gerechtfertigt, oder durch Genialität geadelt anzusehen, so wie andrerseits das Erkennen und Wissen des Guten schon für das Gute gilt. An die Stelle der Moralität tritt in diesem System wieder die Legalität als das Höhere, allerdings mit der Anforderung des sittlichen Wollens — in gewissem Grad eine nicht unbillige Reaktion gegen die Eitelkeit selbstgefälliger schöner Seelen, aber dabei eine Verkennung der Rechte, so wie der edelsten Kräfte und Impulse der Persönlichkeit, des sittlich freien Individuums. Ja, diese Philosophie mit ihrer intellektuellen Idiosynkrasie ist in der Kunst gegen das Schöne, in der Religion gegen das Bewußtseyn und das Gemüthliche, in der Geschichte gegen das Sittliche, in der Natur gegen das Leben mehr oder weniger indifferent, weil sie den Begriffsgehalt überall als das Wesentliche verfolgt. Daß ihre Anhänger in diesen Sphären allen sich auch anders verhalten können, soll nicht bestritten werden, aber dann ist es trotz des Systems, nicht durch das System. Wie wenig, mit der Eintheilung und Scheidung in eine Partei des Widerstands und der Bewegung ausgerichtet würde, zeigt sich deutlich, wenn man sie auf dies System anwenden wollte, welchem einerseits vorgeworfen wurde, daß es alles Bestehende mit serviler Gefälligkeit rechtfertige und sanktionire, mithin dem Stillstand absolut huldige, andernseits aber, daß es auf Umsturz alles Bestehenden und auf Anarchie hinarbeite. Sind nun diese beiden Anklagen übertrieben und extrem, so ist doch das richtig, daß das System von Verschiedenen in verschiedenem Sinn gedeutet und angewendet worden ist, von dem Einen mehr im Interesse des Stillstands, von Andern in dem des Fortschritts, und wohl auch, daß nach beiden Seiten hin, in einzelnen Punkten,

Fanatiker sich haben vernehmen lassen oder doch ein Gelüsten gezeigt haben; das philosophische System im Ganzen indeß will gewiß als dem Fortschritt, der Entwicklung des Geistes zugethan und förderlich betrachtet werden. Auf diesen Punkt werden wir aber noch zurückkommen.

An Opposition gegen diese Philosophie fehlte es in Deutschland nicht, aber eine durch Talente, Zahl, Regsamkeit und äußere Stellung zugleich imposante Schule ist bis jetzt nicht gegen sie aufgetreten. Es ist mit Recht schon behauptet worden: gestürzt könne Hegels System nur werden durch ein das seinige verdrängendes und überflügelndes ganzes System, dergleichen bis jetzt noch keins aufgetreten ist. Wenn auch die Zahl der Gegner Hegels der seiner Anhänger gleich, ja sogar vielfach überlegen wäre, so kann sich doch das System das herrschende in Deutschland nennen, so lang sich nicht eine bedeutende Anzahl von tüchtigen Gegnern auch äußerlich unter Einer Fahne versammelt hat. Selbst glückliche Angriffe im Einzelnen, und siegreiche Aufdeckung von Blößen desselben werden es nicht aus seiner Stellung als Gesammtheit verdrängen; dermalen aber ist auch noch in dem Widerstand und den Angriffen dagegen durchaus keine Einheit, und polemisiren die von der einen Seite Anrückenden gegen die von der andern her Angreifenden; ja sie schießen einander, wie der Bastard in Shakespeare's König Johann sagt, in den Mund.

Eines Systems gegen das System Hegels gewärtigt man sich von seinem Vorgänger, Schelling, welcher, die Phase der Naturphilosophie hinter sich, eine Geistesphilosophie, an die Offenbarung sich anschließend, verheißt und das System des — entweder von ihm abgefallenen, oder über ihn hinausgegangenen — Nachfolgers des Formalismus und der Unlebendigkeit zeiht. Verwandten Charakters sind auch andre einzelne, in der Form selbstständiger Systeme erschienene Oppositionen. Aus Hegels Schule selbst sind Einzelne schon gegen ihn, sich emancipirend, aufgetreten, welche in seiner Methode das Höchste anerkennend, den Gehalt, die Wahrheit, die Fülle und das Leben der Idee, darin vermißten, und diesen Hauptmangel zu ergänzen suchten, welchen aber die Schule selbst entgegen hält, daß sie nur die durch die Dialektik verzehrten religiösen und gemüthlichen Vorstellungen, ganz unphilosophisch in das abgeklärte System wieder einschieben wollen.

An diese, welche meist auf dem religiösen Boden überhaupt stehen, schließen sich an die auf dem Boden der geoffenbarten Religion, des positiven Christenthums stehenden Gegner; zuvor aber sind auch noch als wissenschaftliche Gegner die Reste der Schule Kants und Jakobis zu nennen, welche dem menschlichen Erkennen die Absolutheit absprechen. Die auf positiv-christlichem Boden Stehenden greifen vorzugsweise die Resultate an, wobei jedoch Einzelne auch tiefer eingehen; und hier sind die Phalangen der Orthodoxen und Pietisten aufgestellt, wo freilich, da die tiefsten Prinzipien verschieden sind und doch über Resultate zumeist gekämpft wird, nichts entschieden werden kann. Eine immer nur mehr auf einzelne Sätze bezügliche Polemik wird auf dem Gebiete verschiedener Disciplinen fortgeführt, wie in der Naturphilosophie, der Geschichte, der Politik, der Ethik und Aesthetik; aber die vereinzelten Stimmen verhallen meist gegen den Chorus der herrschenden Philosophie, welche sagt: die Zeit ist mein!

Von der Philosophie haben wir nunmehr zu ihrer Grenznachbarin, der Religion (und Theologie) überzugehen, zwischen welchen beiden jedoch eine noch immer nicht geschlichtete Grenzstreitigkeit besteht. Auf diesem Gebiet sind nun theils die theoretischen, theils auch die praktischen oder faktischen Differenzen und Parteien zu berücksichtigen. Und zwar könnte man erwarten, hier auch schon den konfessionellen Gegensatz, der sich in neuester Zeit mit überraschender Heftigkeit und Schärfe wieder hervorgethan und den von Manchen gehegten Gedanken an eine Union wieder weit hinausgerückt hat, besprochen zu sehen. Indeß gehört der Katholicismus, seinem strengen Prinzip nach, kaum mehr in die von uns anfänglich bezeichnete Sphäre, welche nur die Bewegungen des von außen ungefesselten, freien Geistes befassen soll; es ist aber der Katholizismus, wie sehr man in ihm das Produkt geistiger Kräfte anerkenne, und zugebe, daß er auch jetzt noch kräftige und lebendige Geister in sich befasse, doch eine so zu sagen erstarrte Idee, eine feststehende, unbewegliche Institution und der Spruch des strengen Katholiken: daß außer seiner Kirche keine Kirche und außer der Kirche kein Heil sey, schneidet im Grunde jede Diskussion über die Hauptfragen zwischen der Religion und der Philosophie, wie sie von den Protestanten verhandelt werden, ab; für den von jenem Satz überzeugten Katholiken haben alle andere

philosophische und religiöse Gegensätze nur ein untergeordnetes Interesse, und er steht in jenem Betracht von dem orthodoxen oder mystischen Protestanten so weit ab, wie von dem schwerglaubigsten Rationalisten; denn dem strengen Katholiken ist das Aergste die Ketzerei, und gegen diese sind alle anderen Sünden und Irrthümer, wenn auch nicht vom sittlichen und bürgerlichen, so doch vom religiös-kirchlichen Standpunkte aus, gering. Jener Satz ist die Grundlage des obschwebenden kirchlichen Streits, und auf diese Weltanschauung wollen wir nicht eingehen; müßte man aber annehmen, daß er nicht in der tiefsten Ueberzeugung der dabei katholischer Seits hauptsächlich betheiligten Personen gegründet wäre, so wäre der Streit nicht ein religiöser, sondern ein hierarchischer, und hätten wir hiervon ohnehin keine Kunde zu nehmen. Die katholischen Philosophen der neuesten Zeit haben sich meist der neuschellingischen Art zu philosophiren, oder an F. Baader angeschlossen, bei welchem Philosophie und Offenbarung in enger Verbindung stehen; der Unterschied aber zwischen ihnen und den protestantischen Philosophen ist der, daß Jene durch das Prinzip ihrer Kirche gewissermaßen gezwungen thun, was Letztere freiwillig; die nicht strengen Katholiken, d. h. diejenigen, welche jenen Wahlspruch aufgeben, fallen hinsichtlich der geistigen Richtungen und Strebungen wohl im Ganzen mit den Protestanten zusammen.

Aber schon wenn man die Protestanten für sich betrachtet, so bietet die Menge von Parteien, Schulen und Sekten einen bunten Anblick dar. Welche vielgliedrige Kette vom starrsten Orthodoxen bis zum skeptischsten Rationalisten! vom inbrünstig frommen Mystiker bis zum spekulativen Mythiker; vom glänzenden, redefertigen Dialektiker, dem alle Dogmen in lichten, stofflosen Begriffen und Ideen aufgehen, bis zum schwerblütig-sentimentalen Herrnhuter, dem sie alle in dunkelgefärbten, schwülstigen Bildern untergehen! Wie sich leicht begreift, bringen es manche dieser Tendenzen mit sich, daß sie ausschließlich nur als wissenschaftliche Schule oder nur als Sekte existiren, während andere von Theologen vom Fach und von Laien zugleich repräsentirt werden, aber auch letztere wieder mit dem Unterschied, daß die Partei oder Sekte sich ihre Theologen gleichsam selbst erst produzirt und erzieht, wie man dieß von manchen Sekten behaupten kann, oder daß Theologen und Prediger aus dem Publikum einen

bestimmten, mehr oder minder gewählten Kreis von Anhängern an sich ziehen, wie z. B. ein berühmter Theolog in Berlin, oder aber, daß Theologen und Laien gleicherweise einer in einem größeren Kreise (wenn auch untermischt mit andern) geltenden Glaubensweise angehören.

Wenn noch vor sechzig oder gar vor hundert und zweihundert Jahren die Abweichung in einem einzigen Dogma, ja in Einem Wort, den Samen der Zwietracht zwischen zwei oder mehr Universitäten, und den ihnen angehörigen Provinzen in Deutschland zu säen genügte, so ist es jetzt dahin gekommen, daß man solche Abweichungen selbst innerhalb der geschlossensten Kreise mit großer Nachsicht behandelt, und Differenzen, die sonst in ganzen Distrikten und Provinzen Unruhen erregt hätten, kaum beachtet werden. Es ist als hätte das Christenthum seinen Kreislauf durchgemacht, und handelte es sich jetzt wieder, wie in den Zeiten seines Beginns, um die Grundprinzipien, die vitalen Elemente desselben; nur daß im Anfang der Kampf der Apologeten gegen andere Religionen zu führen war, jetzt aber innerhalb der Grenzen seines Namens darüber gestritten wird.

Es wäre schwer, jedenfalls für den Raum dieser Blätter und für unsere Kräfte zu viel, ein irgend erschöpfendes Gemälde von der Mannigfaltigkeit und der Stellung der religiösen Richtungen und Schulen der Jetztzeit in Deutschland zu entwerfen. Die Stellung derselben gegen einander wechselt überdies häufig, und eine Schilderung, welche vor sechs Jahren richtig gewesen wäre, genügte jetzt kaum mehr. Will man, um von etwas Positivem auszugehen, den Glauben der Kirche zum Mittelpunkt machen, so läßt sich mit einigem Recht dagegen einwenden: Wo denn dieser lebendig und unverkürzt vorhanden sey? Die Lehre der symbolischen Bücher wird selbst von den sogenannten Orthodoxen und von den Pietisten nicht leicht in ihrer ganzen Strenge verfochten, wiewohl beide dieselben anerkennen und geltend machen, doch so, daß die Pietisten lieber auf die heilige Schrift selbst zurückgreifen. Das Prinzip beider ist die Offenbarung — bei den Orthodoxen, die etwa gleichgeltend genommen werden mögen mit den Supernaturalisten, als bewiesen und beglaubigt durch wunderbare und übernatürliche Fakta, bei den Pietisten hauptsächlich als zugleich innerlich in ihren Wirkungen erfahrene. Wenn der Grundstein im System Jener die Inspiration ist, so sind sie

durch dieſen der ganzen Schrift gemeinſamen Charakter genöthigt, jeden Punkt der bibliſchen Lehre und Erzählung mit gleichem Eifer zu vertheidigen, während das pietiſtiſche Syſtem (das jedoch urſprünglich und hiſtoriſch nicht eigentlich Syſtem iſt oder war) vorzugsweiſe bei der chriſtlichen Anthropologie, der Lehre von der Sünde, Erlöſung und Bekehrung, Gnade und Gnadenwirkungen verweilt. Dieſe beiden Richtungen waren zur Zeit Speners, des Vaters des Pietismus, einander entgegengeſetzt, und die Pietiſten damals die mildere, gemüthlichere und werkthätigere, die freiſinnige und begeiſterte Partei; der Gegenſatz iſt aber durchaus kein nothwendiger und hat ſich in neueren Zeiten vielfach aufgehoben, ſo daß man nicht ſelten beide vereinigt trifft, indem dann nur der Pietismus dogmatiſcher und der Supernaturalismus eifriger wird. Der Pietismus in ſeiner urſprünglichen Reinheit iſt und war nicht Sache der Theologen, ſondern der Laien; in ſeiner reinſten Geſtalt kann er durchaus mild, harmlos, friedfertig und liebenswürdig ſeyn; denn da iſt er nichts anderes als die Gemüthsrichtung und Stimmung, welche in der Beſchäftigung mit religiöſen Empfindungen und Betrachtungen die höchſte Zufriedenheit, die Seligkeit findet; der Pietiſt erfreut ſich des innerlich erfahrenen Chriſtenthums als eines Guts, für das er dem Himmel nicht genug dankbar ſeyn kann und das er gern allen Menſchen gönnte. Wer hätte nicht auch in jetziger Zeit noch beſonders unter den Laien ſolche durchaus milde und fromme Naturen geſehen? Vielleicht paßte für ſolche eher noch der Name Myſtiker, welchen in manchen Gegenden Deutſchlands die Pietiſten überhaupt führen, denn der Name Myſtiker bezeichnet wohl mehr die kontemplativ-phantaſtiſche, ſich ſelbſt genießende Gemüthsrichtung, während dem heutigen Pietismus die mehr nach außen gehende praktiſch-polemiſche und zelotiſche Richtung eignet. Mit Recht iſt aber auch ſchon darauf hingewieſen worden, daß der mehr praktiſche Pietismus ein dem Proteſtantismus eigenthümliches Produkt ſey, welchem im Katholizismus die Myſtik, die man dann ihm ausſchließlich vindizirt, entſpreche. Im Weſen des regſameren Pietismus ſcheint es nun aber zu liegen, daß er ſich gerne mittheilt und Gemeinſchaft ſtiftet, wo denn die Erfahrungen ausgetauſcht und in ein Syſtem gebracht, die Empfindungen und Gefühle in Begriffen fixirt werden. Auch dies noch kann möglicherweiſe unſchädlich ſeyn und

seinen Charakter nicht gefährden; wahrscheinlich aber ist, daß damit schon der Stachel der Reflexion in den Frieden des Gemüths geworfen, auch wohl ein Wetteifer geweckt wird, und daß sich theils durch die Schuld der Geistlichgesinnten, theils durch die der Weltkinder, ein Sektengeist bildet, der in scharfe Opposition mit der Welt tritt, der ihre Güter und Genüsse nicht nur verschmäht, weil er bessere hat, sondern angreift und tadelt, der die Welt nicht etwa nur bemitleidet, sondern auch wohl, halb unbewußt, beneidet und offen verdammt, und die Frömmigkeit nicht mehr nur als ein Gut, sondern noch mehr als ein Verdienst betrachtet. Dahin kommt es jedoch eigentlich erst, wenn der Pietismus dogmatisch wird, aus der subjektiven Sphäre in die objektive tritt, und, häufig ohne gehörige Kenntniß, gelehrte Theologie treiben will, oder eine förmliche Allianz und Verschmelzung mit der Orthodoxie eingeht. Der orthodoxe Supernaturalist, dessen Hauptdogma die Rechtfertigung durch den Glauben ist, kann so überzeugt seyn von der Wahrheit seines Systems, als sich nur immer mit seiner Natur verträgt, aber dabei eiskalt und gleichgültig gegen alle religiösen Gefühle; und ein solcher kalter Orthodoxer ist dem Pietisten nicht minder zuwider, als dessen Antipode, der Rationalist, ja der Letztere kann ihn durch große Wärme des Gefühls bei großer Nüchternheit und Strenge des Verstandes einigermaßen mit sich aussöhnen. Der Rationalismus, welcher in der Terminologie der Philosophie dem Empirismus entgegensteht, fällt in der Theologie eigentlich mit dem Empirismus zusammen; denn sein Prinzip ist, Nichts anzuerkennen, was über die gewöhnliche Erscheinung hinausgeht — so muß man nemlich die sonst von ihm gegebene Definition interpretiren: daß er Nichts zugebe, was der Vernunft zuwiderlaufe. Sein eigentlicher Grund gegen die Wunder ist nicht ihre Unvernünftigkeit, denn was sollte daran Unvernünftiges seyn, wenn Kranke geheilt, oder mit wenig Nahrungsmitteln Viele gesättigt werden? auch nicht ihre Unbegreiflichkeit, denn unbegreiflich sind uns viele Phänomene der Natur, sondern ihre Erfahrungswidrigkeit oder ihre Einzigkeit in der Geschichte; das ἅπαξ λεγόμενον des Christenthums ist ihm ein Anstoß. Daher auch die Ungleichheit im Charakter und in den Annahmen des Rationalismus. Er kann tiefsinnig oder seicht, geistreich oder armselig seyn; häufig hat er sich, bei großem

Aufwand von Scharfsinn, in letzterer Gestalt gezeigt, und auf das Religiöse nur den Maßstab der äußerlichen, gemeinen Erfahrung angewandt. Während ein ernster, auf reichere und tiefere Erfahrung sich gründender Rationalismus den andern religiösen Richtungen sich annähert und befreundet, führt der seichte Rationalismus leicht hinüber auf das Gebiet der Freigeisterei und Frivolität. Endlich ist noch zu nennen eine nicht sowohl religiöse als theologische Richtung, die spekulative, die den Titel des Rationalismus ablehnt, obgleich sie die spekulative Vernunft zu ihrem Prinzip hat. Die äußere und die innere Erfahrung, sowie die historische Autorität gelten dieser Richtung an sich nichts, sondern nur weil und sofern sie durch das spekulative Denken sanktionirt werden. Eine allerdings historisch auf christlichem Boden erwachsene Philosophie ist der zuvor bereite Rahmen, in welchen das Christenthum gespannt, die Form, in die sein Gehalt gegossen wird, und erst durch diese Wiedergeburt im spekulativen Gedanken, durch das Begriffenwerden, soll das Christenthum wahrhaft vollendet seyn. Auch diese Richtung hat verschiedene Stationen und Entwicklungspunkte. Es braucht wohl keiner Rechtfertigung mehr, wenn wir, trotz seiner eignen Protestationen, auch Schleiermacher hier nennen. Er macht zwar das mit den Erfahrungen des Christenthums getränkte Bewußtseyn zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner christlichen Glaubenslehre; aber auch er hält die Formen seiner zwar nicht benannten, aber unverkennbaren, gemischten Philosophie bereit, um die christlichen Dogmen darnach zu gestalten. Wenn er durch Zugrundelegung des christlichen Gefühls an den Mystizismus oder Pietismus streift, so bietet seine Dialektik viele Berührungspunkte mit dem Rationalismus, und sein Christus ist, wie man ihm mit Recht schon vorgeworfen hat, ein Doppelgänger — in der rationalistisch-kritisch betrachteten evangelischen Geschichte findet und anerkennt er den historischen Christus, den Gegebenen, aber ohne den göttlichen, urbildlichen Charakter; im Bewußtseyn der Glaubigen ist er der Urbildliche, der Göttliche, aber eigentlich nur als Idee, als der Geforderte; die Identität des historisch-gegebenen und des geforderten idealen Christus hat Schleiermacher vorausgesetzt, aber nicht dargethan. Einen Schritt über ihn hinaus machte nun die Hegel'sche Religionsphilosophie oder Theologie, welche entweder jene bei Schleiermacher vermißte Identität

schlechthin fordert, aber nicht beweist, und sich die Angriffe der schärfsten Kritik auf das Historische nicht anfechten läßt, weil die Spekulation jene Identität denke, mithin als wahr und wirklich wisse, oder aber nur die Idee behaupten und retten will, den historischen Christus aber, als der Geschichte anheimgefallen, in seiner göttlichen Dignität aufgibt, oder ihn in eine großentheils mythische Person auflöst. Während die erstere Fraktion auf Orthodoxie Anspruch macht, wiewohl sie auf einem ganz anderen Wege als dem gewöhnlichen supernaturalistischen zu ihrem Resultat gelangt, wird die letztere Ansicht, je nachdem sie gestellt und ausgesprochen wird, von vielen Stimmen aus dem Gebiet der christlichen Theologie in das der Philosophie verwiesen, von der sie abstamme. Diese Ansicht, neuestens durch ein Epoche machendes Werk aufgestellt, oder doch durchgeführt und vertreten, hat beinahe sämmtlichen religiösen und theologischen Parteien eine veränderte Stellung gegeben. Sie hat einen Theil der sogenannten spekulativen Theologen auf ihre Seite gebracht, hat manche der auf halbem Wege stehenden Theologen aus Schleiermachers Schule bewogen, einen weiteren Schritt zu thun und den theilweisen Beifall mancher Rationalisten, wegen der unverkennbaren Verwandtschaft vieler Elemente, gewonnen; dagegen aber ist sie wegen ihres spekulativ-idealistischen Elements andern Rationalisten ein Anstoß gewesen, hat die andere Fraktion der spekulativen Ansicht, von der sie sich getrennt, zu einer Rückbewegung gegen die Orthodoxie veranlaßt, und ist aufs heftigste bekämpft worden von supernaturalistischer und pietistischer Seite, welchen Parteien nunmehr, da ein extremeres System sich gebildet, die vorher arg gescholtenen Ansichten anderer Rationalisten und Spekulativen in viel milderem Lichte erschienen und als Mitstreiter gegen den gemeinsamen Gegner willkommen waren. Vorher unübersteiglich scheinende Differenzen verschwanden beinahe in Nichts gegen die neueste Differenz, die freilich nicht blos Ein Dogma, sondern in ihrer Konsequenz die ganze religiöse Weltanschauung betraf. Wenn auch einige namhafte Gegner der neuesten Lehre ziemliche Zugeständnisse machten, wurden sie doch unter den obwaltenden Umständen von der Partei der Orthodoxen und Pietisten als Verbündete begrüßt, und das Gemeinsame mit Vorliebe aufgesucht und premirt. Bei dieser Gelegenheit mußte sich nun auch zeigen, wie

viel wissenschaftliches Element den verschiedenen theologischen und religiösen Schulen und Parteien inwohne; und da ward klar, daß einerseits die pietistisch-orthodoxe Partei in der Person einiger Hauptvertreter die wissenschaftliche Rüstung und Waffen (neben anderartigen) dem Gegner abzuringen, und so weit sie ihr brauchbar schienen, gegen ihn zu kehren sich bestrebte, mithin dem wissenschaftlichen Fortschritt an sich nicht unzugänglich war, und andernseits vermittelnde Theologen, die, ohne den historischen Boden preiszugeben, dabei aber von christlichem Gefühl und philosophischem Geist beseelt, dem Gegner ihre positiv-christliche Ansicht wissenschaftlich entgegenhielten, ihm am meisten Anerkennung und Boden abgewannen. Und wie sind diese Theologen zu klassificiren? Sie fallen, dünkt uns, rückwärts von Schleiermacher, mit dem sie zum Theil als seine Schüler zusammentreffen in dem Satz, daß die Religion Sache des Bewußtseyns, des Gefühls sey, und dessen Dialektik sie theils überzeugt, theils zum Denken und Widerstand angeregt haben mag; aber sie haben mehr Positives, lehnen sich mehr an das Historische an und nähern sich so dem Supernaturalismus, gestatten aber dabei der Vernunft ihre volle Wirksamkeit und Rechte, wobei sie nur Sorge tragen, daß sich ihr nicht das Vorurtheil einer beschränkten Erfahrung unterschiebe. Diese Männer sind ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Billigkeit, allgemeine Bildung, namentlich auch durch einen geübten, feinen, historischen Sinn; aber dabei läßt sich nicht verkennen, daß diese Theologen einen nicht ganz scharf bestimmten Standpunkt einnehmen, daß sie nicht von einem Mittelpunkt aus ihren Kreis ziehen, sondern gleichsam in einer sich verengenden Spirallinie ihre Ansicht umschreiben. Die ganze Art dieser Theologen, ihre Milde und Mäßigung, ihr Abwägen und Geltenlassen nach allen Seiten hin, bringt es mit sich, daß sie in einer Zeit, wo auf dem theologischen Gebiet gewaltige Gährung kocht, nicht eben viele Anhänger und Schüler gewinnen, da besonders die Jugend lieber den Extremen anhängt; dagegen darf man wohl annehmen, daß sie aussprechen und vertreten, was eine große Menge der gebildeteren Laien mehr oder minder klar im Sinne hat, und für's praktische Leben dürfte diese versöhnende und beschwichtigende Ansicht leicht die heilsamsten Folgen haben. Es ist hier der Ort, die religiösen Richtungen auch unter

den Laien, unter dem Volke, kurz zu beſprechen. Wenn einerſeits viel über religiöſen Indifferentismus, Lauheit, ſelbſt Frivolität geklagt wird, ſo ſprechen andrerſeits viele Symptome, die jedoch jener Klage keineswegs widerſprechen, ſie vielleicht eher beſtätigen, für einen nicht geringen religiöſen Eifer, im Volke proteſtantiſcher Konfeſſion. Wir meinen damit das Anwachſen des Pietismus, deſſen Ausbreitung ſich unverkennbar ſchon durch die Menge der in dieſem Sinn geſchriebenen Bücher und deren Abſatz beurkundet. Vielfach wird bezeugt, daß die Anhänger deſſelben in den niedern Volksklaſſen meiſt den denkendſten, fleißigſten und ſittlichſten Theil der Gemeinden bilden,[1] was leicht begreiflich iſt, ſofern durch das religiöſe Intereſſe doch ein höheres Element in ein ſonſt gar oft zum Irdiſchen und Materiellen ganz hinabgedrücktes Leben geworfen wird. Nicht minder aber greift der Pietismus auch in den gebildeten, in den höheren und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft da und dort um ſich, und während er von Manchen ascetiſch und ſauer verſtanden und ausgeübt, und wie eine chineſiſche Mauer gegen alle weltliche Freude, Genuß, Kunſt, Intereſſen und Bildung aufgethürmt wird, führen Andere, einen geheimen Stachel im Herzen und Geiſt tragend, deſſen ſie nicht los werden können, einen unaufhörlichen Krieg gegen die Götzen der Welt, von welchen ſie ſich halb angezogen und dann doch wieder durch geheime Scheue und Angſt zurückgeſtoßen fühlen; noch Andere aber haben, dem Intereſſe der Weltbildung und der Frömmigkeit zugleich genügend, das Mittel gefunden, auch aus den giftigen Blumen der Welt nur den reinen Honig und die Milch zu ſaugen, und verſchmähen es nicht, achten es nicht für Raub am Ewigen, die flüchtigen Moden der Zeitlichkeit mitzumachen; doch bildet dieſe letztere Klaſſe nur eine geringe Minderzahl. Während der Pietismus beim Ungebildeteren meiſt als eine Expanſivkraft wirkt, wirkt er bei dem Gebildeteren, in ſeiner herberen Geſtalt, mehr verengend, ſeine Intereſſen beſchränkend und ſeine geſunden Kräfte lähmend; und die nicht gebrauchten, zurückgedrängten Kräfte erzeugen leicht allerlei geiſtige Krankheitsſtoffe. Daß die Pietiſten die Frömmigkeit, und gar oft die Seligkeit dazu, als ein Monopol betrachten,

[1] Von ſchwärmeriſchen Auswüchſen und Anomalien, wie die Mucker und ähnliche, wird hier, wie billig, ganz abgeſehen.

reizt und erbittert manche Andere zu einer gewissen Feindseligkeit gegen die Frömmigkeit und Religion überhaupt, und die Ueberlegenheit derselben in Sachen des Glaubens und religiösen Wissens gibt Letzteren häufig ein Gefühl der Beschämung und Unbehaglichkeit, das sich durch Spott zu rächen sucht. Indessen wäre es ganz falsch, zu behaupten: daß es nicht außer den Pietisten noch viele religiöse Laien und Leute vom Volk gebe; nur wissen solche meist weniger Bescheid von dem Grund ihres Glaubens, haben weniger ein System, und ihre religiösen Gesinnungen und Gefühle äußern sich meist als Vertrauen zu Gottes Vorsehung, Weisheit und Liebe, in der Ergebung in seinen Willen, Erfüllung seiner Gebote, Glauben an die heilsame Wirkung der christlichen Sakramente und die Heiligkeit des Eides. Als charakteristischer Unterschied zwischen den Pietisten und anderen, im einfachen Sinne Frommen, läßt es sich betrachten, daß Jene immer den Heiland im Munde führen, diese aber in der Regel von Gott schlechthin sprechen; die Sprache Jener positiv und selbst gesucht christlich, die der Letzteren mehr philosophisch allgemein lautet, wiewohl oft ein Philosoph mit den Aeußerungen von diesen so wenig zufrieden seyn würde, als mit der oft ins Alberne fallenden Einmischung des Namens Jesu in die trivialsten Dinge.

Wo es sich von geistigen Richtungen handelt, kommen diejenigen nicht in Betracht, die in Folge von Verwahrlosung, Verwilderung, Brutalität und wüstem Leben ohne alle Empfänglichkeit für das Geistige überhaupt, für alles Sittliche, Gemüthliche, Intellektuelle, Religiöse und Schöne sind; diese — und leider mag ihrer eine ziemliche Anzahl seyn — zählen in einer geistigen Statistik nicht mit. Nicht auf diese, sondern auf die geistig Empfänglicheren und Vorangeschritteneren richten auch diejenigen ihr Augenmerk, welche glauben und hoffen: es solle nunmehr bald mit der Religion ein Ende haben; die intellektuell unmündige Menschheit müsse aus dem Gängelband und den Vorurtheilen des Glaubens emancipirt, zur philosophischen Freiheit und Autonomie angeleitet und erhoben werden. Dieser Wunsch, diese Hoffnung ist gegründet in der Voraussetzung: daß die philosophische Erkenntniß und Weltanschauung die Religion in sich aufhebe, und wenn man konsequent seyn will, entbehrlich mache. Manche Adepten des absoluten Wissens mögen diesen Wunsch nähren im Interesse der

reinen Spekulation, damit das ungefärbte Licht des Begriffs alle Nebel, Wolken, Fata Morgana der Vorstellung überwinde; damit aller Dualismus aus der Sittlichkeit und aus der ästhetischen Sphäre, dem Gebiet des Schönen und der Kunst schwinde; und mit ihnen treffen, jedoch aus anderen Gründen, diejenigen zusammen, welche in den religiösen Lehren, Institutionen und Traditionen ein Hemmniß für die Entwickelung der Menschheit besonders auf dem praktischen Gebiet erblicken.

Man glaubt einen Fortschritt der Intelligenz und der Freiheit zu bewirken, ja nur dann die Menschheit zur wahren Freiheit zu bringen, wenn die religiöse Weltanschauung zur philosophischen erhoben oder entwickelt werde. Letztere soll eigentlich mit der ersteren keineswegs im Widerspruch stehen, sondern nur ihre Einseitigkeit und Beschränktheit verneinen, sie ergänzen und reinigen. Dagegen ist aber Viel einzuwenden. Erstlich dies: die religiöse Weltanschauung und Gesinnung ist keineswegs, wie man voraussetzen möchte, ein geschlossenes, scharf ausgeprägtes, in gewissen Sätzen und Vorurtheilen festgeranntes System; sie ist, wenn schon gewisse Grundzüge und die auf Gesinnung und Gemüth gegründete Richtung ihr wesentlich eigen bleiben, unendlich verschiedner Modifikationen, und wie arger Beschränkung, so auch großer Ausdehnung und Erweiterung fähig; sie muß sich ganz verschieden gestalten in einem heißen und beschränkten Kopf, und in einem klaren, durchgebildeten, umfassenden und heitern Geist. Eine durchaus falsche und grundlose Annahme ist es, daß die philosophische Bildung wie eine unwiderstehliche Macht sich eines Jeden bemächtige, der gehörige Fassungskraft dafür habe, und sich mit Fleiß darauf lege; daß die Philosophie als Siegerin über alle andre Geistesgestaltungen in den Seelen einziehe und die religiöse Gesinnung und Weltanschauung sich ihr sofort unterwerfen oder ihr weichen müsse. Nichts hindert, daß der Religiöse die Philosophie gründlich studire, daß er die Forschungen und Resultate der größten philosophischen Denker durcharbeite, und seine eigene Denkkraft zu den höchsten Anstrengungen aufbiete, und dennoch die religiöse Gesinnung und Richtung in ihm unverkümmert bleibe, daß ihm die Philosophie ein Organon werde, mittelst dessen er sich Vieles zu größerer Klarheit erhebt, manche seiner Ansichten berichtigt und erweitert, Anderes schärfer faßt, aber ohne daß er

sich bewogen findet, seine Grundansicht von der Welt, von dem Menschen und seiner Bestimmung zu ändern. Mit Einem Wort: warum sollte der Religiöse, bei der gründlichsten, tiefsten philosophischen Bildung nicht in seinem tiefsten Wesen und in seiner gesammten Weltanschauung religiös bleiben können? Man kann dies nur für unmöglich erklären, wenn man Ein bestimmtes System, welches jene Stufenfolge setzt, wornach die Religion von der Wissenschaft aufgehoben wird, für die einzig wahre und letzte Philosophie hält. Hoffentlich wird man dies nicht so verstehen, als solle die Philosophie zur Magd des Glaubens gemacht werden; wir behaupten ja nicht, daß es so seyn solle, sondern nur: es sey ganz gut denkbar, daß ein religiöses Gemüth durch philosophische Studien in seiner Weltanschauung im Ganzen nur bestärkt und bekräftigt werde und in der Philosophie selbst eine willkommne Stütze und Unterlage für seine Ansichten finde. Zwar wird eingewendet: die Philosophie sey nunmehr zu einer solchen Vollkommenheit und Gediegenheit in Form und Inhalt, in Methode und Resultaten gediehen, daß, wer sich einmal auf sie einlasse, falls es ihm wirklich ernst sey, ihr Gefangner sey mit Leib und Seele, und von der Nothwendigkeit ihrer kettenfesten Schlüsse unwiderstehlich mit fortgerissen und über die Station der Religiosität hinausgetragen werde; aber an dieser mathematischen Gewißheit und Sicherheit der Methode und der Resultate wird zu zweifeln erlaubt seyn, wenn man weiß, daß die zu Einem System schwörenden Philosophen des heutigen Tages eine ganz verschiedenlautende Parole führen, daß sie über die entscheidendsten Punkte und Resultate der absoluten Philosophie unter sich im Widerspruch sind, und sich gegenseitig des Mißverständnisses und der Inkonsequenz zeihen. Wahrlich, die philosophischen Resultate sind noch weit entfernt von der unwidersprechlichen Evidenz geometrischer Sätze, und den Anspruch darauf benimmt ihnen schon ihre in der Erfahrung vorliegende Vieldeutigkeit. Angenommen aber auch, was wir übrigens entschieden bestreiten, daß die Philosophie den religiösen Standpunkt der Weltanschauung in sich aufhöbe, so haben wir ferner noch dies sehr wichtige Bedenken: das Ergebniß davon, daß die philosophische Betrachtungsweise, d. h. die von einer bestimmten Schule unsrer Zeit ausschließlich so genannte, die religiöse verdrängte, würde für die große Masse des Volks sicherlich

kein Fortschritt in der gesammten geistigen Entwicklung, nicht einmal in der Intelligenz seyn, sondern statt der spiritualistischen Befreiung aus den Banden der engen Vorstellung, von welcher manche Wortführer des Tages so viel rühmen, würde unfehlbar das Herabsinken zu einem brutalen Materialismus eintreten. Die Sprache der Religion, des Christenthums behält auch für das stumpfste Ohr; und, möchten wir beinahe hinzusetzen, wenn sie nicht absichtlich verfälscht wird, im plumpsten Munde noch einen verständlichen, zum Herzen und zum Gewissen sprechenden Sinn; selbst die weder innerlich religiös Gesinnten, noch äußerlich den Kultus Mitmachenden leben und athmen in christlichen Ländern in einer gewissen religiösen Atmosphäre, es begleitet sie selbst unbewußt eine religiöse Tradition des Herzens, wodurch ihre Gesinnungen bis auf einen gewissen Grad beherrscht, ihre Handlungen und Leidenschaften gezügelt, ihr Gewissen angeregt, selbst ihre Sprache influencirt wird; aber man versuche es einmal, dem Volk, ohne alle Akkomodation, die Lehren der angeblich einzig wahren Philosophie zu predigen, in den ungefärbten, möglichst seinem Verständniß angenäherten Worten des Begriffs, und sehe dann zu, falls es daran Gefallen findet, wie der Saamen der Idee, des Begriffs, des souveränen Denkens u. s. w. in den Herzen der Menschen aufgehen, was er für Früchte bringen würde; wie die Sätze und Lehren der Spekulation, die man als die erhabensten und reinsten preist, bei Seite gelassen und überhört werden, wie die Massen, wenn sie einmal Gefallen daran fänden, nur die Verneinung und Läugnung überall heraushören und daraus die Aufforderung entnehmen würden: das bisher Heiliggeachtete zu verwerfen, und das bisher Versagte und Verbotene sich zu erlauben; wie die Hörsäle oder Tempel der Philosophen bald als Schulen der Freigeisterei, der Zügellosigkeit und der Blasphemie würden betrachtet, und wenn man dies nicht darin fände, selbst auch würden verachtet und verlassen werden, und ein Strom von Unsittlichkeit und fesselloser Leidenschaft über alle Institutionen und Sitte sich ergösse! Man wird entgegnen: was sollte dies beweisen gegen den Standpunkt der Philosophie, wenn der große Haufen sie mißverstände und mißbrauchte? ist nicht das Beste und Reinste, ist nicht eben die Religion, und die christliche selbst, vielfach mißbraucht worden zu Unthaten, zur Inquisition,

Ketzerkreuzzügen, Judenverfolgungen u. s. w.? Allerdings, ist unsere Antwort, beweist die schlimme Folge des Mißbrauchs noch Nichts gegen die philosophische Weltansicht; was an sich wahr und gut ist, wird dadurch nicht verschlechtert noch widerlegt, daß seine Einführung in einem weitern Kreise schädliche und verderbliche Kollisionen oder Katastrophen bewirkt; aber man gebe uns an, wann und wodurch die schädlichen Wirkungen des Populärwerdens des philosophischen Standpunkts ein Ziel finden, wann eine heilsame Reaktion eintreten, Wer oder Was die entfesselten Gemüther wieder zügeln, sie wieder aus dem Rausch und Taumel der Verneinung erwecken, sie für etwas Positives begeistern wird? Ja! es würden, wie in der Zeit der Auflösung des römischen Glaubens idealistische Philosophen erstehen, die im Reich der Idee und des Gedankens ihr Glück und ihre Befriedigung fänden; Stoiker, die im Kraftgefühl ihres Ichs, ihrer selbstständigen Tugend, auf die äußere Welt verzichteten und im Sturz aller Institutionen aufrecht ständen; Epikuräer, welche den Genuß in ein System brächten, und so äußerlich wieder eine Ordnung gründeten; aber die große Masse würde nirgends mehr einen Halt finden, immer tiefer in der Verneinung und Trostlosigkeit forttaumeln. Wendet man dagegen wieder ein: jene Auflösung des römischen Volksglaubens mußte eintreten, und war, wenn auch temporär ein Uebel und Unglück, doch im Ganzen und Großen betrachtet ein Schritt zum Besseren, so dient hierauf zur Erwiderung: Ja! weil der römische Volksglaube etwas seinem Wesen nach Unvollkommnes und Vergängliches war, weil er Platz machen mußte einer höhern Religion, dem Christenthum! Nun aber ist nach der Lehre der neuesten Philosophen selbst das Christenthum die absolute, mindestens die letzte Religion, und jedenfalls ist die spekulative Interpretation derselben die letzte und höchste Offenbarung des absoluten Geistes, so daß wir also keiner andern mehr zu warten haben, und diejenige Weltanschauung und Gesinnung, die daraus entkeimen, bleiben müssen; wenn somit die große Mehrzahl dadurch in das Elend der Verneinung, des dürftigen Unglaubens gestürzt würde, so müßte es dabei sein Verbleiben haben, wenn nicht noch eine Aera bevorsteht, wo der Geist der Spekulation ausgegossen wird über alles Fleisch, Knechte und Mägde, Bauern, Handwerker u. s. w. Meint man wirklich, die Masse

würde, wenn man ihr den Glauben an die alle menschlichen Dinge lenkende Vorsehung benähme, noch etwas anderes anerkennen als den blinden Zufall? sie würde, wenn man den Glauben an einen bewußten, persönlichen, heiligen Gott, systematisch zersetzte, einen Halt gewinnen an dem Postulat einer moralischen Weltordnung, einen Trost an dem durch die Weltgeschichte sich durcharbeitenden Weltgeist? sie würde, wenn man das Gewissen, von Gott emancipirt, auf ein Wissen reducirte, große Ehrfurcht haben vor den Gesetzen, welche die sittliche Substanz repräsentiren sollen? Wenn die Philosophie sich nicht getraut, alle diese Besorgnisse befriedigend zu lösen — und das dürfte ihr schwer werden, so sollte sie auch darauf verzichten, die religiöse Weltanschauung irgend wann verdrängen und sich über jene stellen zu wollen.

Wir können uns nicht enthalten, das Gesagte durch eine Parallele zu erläutern. Man hat schon, wohl mehr im Spaß als im Ernst, eine Umwälzung in Deutschland prophezeit, welche an Wildheit und Gewaltsamkeit selbst die französische weit hinter sich lassen würde, und zwar würde diese deutsche Revolution, während die französische hauptsächlich eine politische war, mehr den Charakter einer religiös-philosophischen tragen. Wir lassen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Katastrophe ganz dahingestellt; aber allerdings wäre die Vermuthung jenen Fall als denkbar gesetzt, nicht unbegründet: daß in Deutschland, je tiefer hier die religiösen Interessen wurzeln, um so mehr auch auf sie der Kampf sich werfen und die Opposition dagegen noch heftiger werden dürfte, als selbst in Frankreich, wo die ärgste Erbitterung sich nach der Seite der Politik hin entlud. Wie nun dort die ursprüngliche Begeisterung aufgeklärter und zum Theil edelgesinnter Theoretiker für Erkämpfung der bürgerlichen und menschlichen Rechte bald die politischen und dann auch alle gemeinen Leidenschaften entflammte, und die Revolution ihre reinsten und uneigennützigsten Urheber und Beförderer verschlang, die Schreckensherrschaft im Namen der Tugend Frankreich in eine Richtstätte verwandelte, Freiheit und Gleichheit die Losung von Räubern und Wüstlingen ward, und die Realisirung von theilweise wahren politischen Grundsätzen weit hinausgeschoben wurde, — was Alles großentheils die Folge davon war, daß die Massen zum Mitsprechen und Entscheiden aufgerufen wurden: so würde, glauben

wir, die Promulgation der Resultate der Spekulation unter der Menge, die Popularisirung ihrer Lehren, mit Antiquirung der religiösen Grundsätze, eine ähnliche Entfesselung der Leidenschaften und Triebe, einen ähnlichen Sturm zur Folge haben, dessen die Philosophen selbst nicht Meister bleiben, dessen sich die Cyniker bemächtigen und dem Jene selbst unterliegen würden. Aus der Befreiung des Gedankens würde die Herrschaft der Brutalität entspringen, und statt der gehofften Autonomie die wildeste Anarchie einreißen. Die Philosophen wollen die Religion sublimiren; sie entwickeln daraus den feinsten Aether und Geist, der ihnen genügt und sie entzückt; aber wenn die Menge dazu geladen würde, so würde sie, minder fein organisirt, von dem Gas und Geist nichts spüren, sondern nur das von Jenen verworfene Caput mortuum der Religion sehen, und während Jene den Triumph des befreiten Geistes feierten, den vermeintlichen Leichnam verhöhnen!

Wir treten jetzt auf das Gebiet der Sittlichkeit, des Rechts, und der sich hier kund gebenden Richtungen. Hier, wo es sich um Praktisches handelt, sollte man glauben, daß der Gegensatz der Ansichten nicht so groß und schroff seyn werde, als in den Sphären, wo Abstraktes, Ideelles, Uebersinnliches, Gegenstand der Diskussion ist. Ueber Vieles ist man nun zwar im Materiellen, abgesehen von der Deduktion in den Systemen, einig; der Inhalt der zehn Gebote z. B. wird im Allgemeinen so ziemlich anerkannt; nur macht es schon einen bedeutenden Unterschied, ob die Moral als göttliches Gebot, im engsten Kompler mit religiösen Doktrinen gelehrt und eingeschärft, oder ob sie aus der autonomen Vernunft geschöpft, ob sie als Pflichtenlehre, oder als Glückseligkeitslehre gefaßt wird; und diese Unterschiede bestimmen sowohl den Umfang und Inhalt der Sittlichkeit, als auch den Accent, der im Ganzen und Einzelnen auf das sittliche Handeln gelegt wird. Bei der religiösen Moral ist das Prinzip des sittlichen Handelns Liebe zu Gott, — und das Motiv wohl auch nicht selten die Furcht; bei dem Philosophen die freie Erkenntniß des an sich Guten und des im gegebenen Falle Sittlichen; bei dem Utilitarier oder Socialisten (in Deutschland selten!) die Rücksicht auf den aus dem sittlichen Handeln für den Handelnden selbst und für die Gesellschaft erwachsenden Vortheil. Von den Letztern wird die Selbstständigkeit und

der Selbstwerth der Sittlichkeit verkannt und sie ist der Gefahr großer Laxheit, jedenfalls aber der Gleichgültigkeit gegen die innere Gesinnung preisgegeben; die auf Religion gegründete Moral zeichnet sich durch Ernst und Strenge aus, kann aber darum angefochten werden, daß sie sich, in der Sphäre der praktischen Thätigkeit, eine Basis in etwas Jenseitigem suche, wodurch sie, bei den religiösen Differenzen, die Hoffnung auf einstimmige Anerkennung ihrer Gebote verringere; die auf die vernünftige Natur des Menschen sich stützende philosophische Moral hätte an sich den Vorzug der Reinheit der Motive und der freien Selbstständigkeit und Würde der Sittlichkeit, wenn sie nur selbst als Eine, übereinstimmende auftreten könnte. Aber die philosophisch Gesinnten selbst sind in der Moral entweder mehr sittlich rigoristisch, oder intellektualistisch kühl, oder ästhetisch-transscendent, und bringen es weder in Betreff des subjektiven sittlichen Handelns zu einer Einhelligkeit, noch auch in Betreff der objektiv sittlichen Institutionen, der Ehe, Geselligkeit, des Rechts und des Staats. Eine nicht unwichtige Differenz ist dadurch geweckt worden, daß man auf diesem Gebiete die Idee des Fortschritts in sehr seltsamer Weise proklamirte. Eine ästhetisch-sociale Richtung will, oder wollte, eine Art Reform in der bisher gültigen Sittlichkeit, die als eine zu negative und abstrakte gerügt und verhöhnt wird, eine Emancipation der ästhetischen und geistigen Persönlichkeit, eine Veränderung in dem bisherigen Verhältniß der Geschlechter namentlich, bewirken, das als Tyrannei einerseits, als Unterdrückung und Entwürdigung andererseits verdammt wird, und rühmt als höchste Aufgabe der Sittlichkeit: Darstellung des Menschheitstypus in möglichster, unbeschränkter Vielseitigkeit. In dieser Schule wird die Sittlichkeit von einer aristokratischen und egoistischen Färbung ergriffen und inficirt, das allgemeine Sittengesetz, das sonst vielleicht zu wenig Achtung und Schonung für die Individualität zeigte, wird durch Ausnahmen zu Gunsten von privilegirten und genialen Persönlichkeiten durchlöchert, und am Ende fällt die gerühmte großartige und liberale Moral der genialen Willkühr, und dem vornehmen Geschmack anheim, während für die Massen nur die verhöhnte „enge, bürgerliche Moral" übrig bleibt. Von diesem Prinzip gingen die Angriffe auf Institutionen aus, die in ihrer historischen Gestaltung und täglichen Erscheinung ohne Zweifel

viel Unvollkommnes und Tadelnswerthes darboten, am meisten aber durch die Schuld und Unvollkommenheit der Personen der Idee nicht entsprachen, und an deren Stelle man nun als Panacee die Willkühr setzen, sie dadurch reformiren wollte. War es eine hin und wieder vorkommende Verirrung der frühern Moral, die Asceſe an ſich für etwas Sittliches zu halten, ſo glaubte die moderne äſthetiſche Theorie der Asceſe den Genuß als ein Verdienſt, als einen Cult des Genius entgegen ſetzen zu müſſen — beides Verirrungen; letztere zwar natürlicher, indem der Genuß immerhin ein Gut, nur kein abſolut ſchätzbares iſt, aber dabei leicht verderblich, indem die Willenskraft geſchwächt oder verloren wird; jene abſtoßender für den unbefangenen Sinn, aber in ihren Folgen meiſt minder nachtheilig, ja wohl heilſam, indem der Wille dabei doch kräftig blieb. Die vermitteln ſollende Anforderung: daß man in und trotz dem Genuß die Willenskraft bewahre, wie ein Cäſar und Antonius, kann nicht als ſittliches Geſetz ausgeſprochen werden, da die gewöhnliche Erfahrung gegen jene Möglichkeit ſpricht, und jedenfalls dabei nicht klar iſt: was das Ziel ſeyn ſoll, ob der Genuß oder die Behauptung der ſittlichen Kraft. Da wir dieſe Tendenz der Zeit unten, wenn wir an die Literatur kommen, noch einmal zu berühren haben, wenden wir uns zu dem Gebiet der objektiven Sittlichkeit, den rechtlichen und ſtaatlichen Verhältniſſen und Inſtitutionen. Sofern hier perſönliche und Partei-Tendenzen, Leidenſchaften und äußere Intereſſen in Betracht kämen, fallen dieſe Fragen außerhalb der von uns im Auge gehaltenen Grenzen geiſtiger Richtungen, und wir unternehmen es nicht, all' die politiſchen Parteien und Schattirungen in Deutſchland zu analyſiren oder zu deduciren; nur einige allgemeine Züge wollen wir angeben zur Andeutung des Verhältniſſes, worin die Strebungen dieſer Art zu denen andrer Gebiete ſtehen. Alle hier ſtrittig werdenden Gegenſtände laſſen ſich kurz zuſammenfaſſen in dem Einen Wort: Recht. Was iſt das Recht — theils des Einzelnen gegenüber andern Einzelnen, theils gegenüber der Geſammtheit? Was das Recht der verſchiedenen Klaſſen gegenüber von einander? Was das Recht der Geſammtheit gegen die Individuen? —

Göttliches Recht, hiſtoriſches Recht, Natur- oder Vernunftrecht — das ſind die drei Fahnen, um welche ſich die ſtreitenden

Kämpfer schaaren; aber schon diese, der strengen Logik zuwiderlaufende Dreitheilung, die nun aber faktisch besteht, veranlaßt und begünstigt eine Verwirrung und Vermischung der Tendenzen, so daß sich die Gegensätze selten rein und scharf gestalten. Das göttliche Recht, ehemals im strengen und eigentlichen Sinn, und nicht bloß in dem Sinn, in welchem alles Recht heilig oder göttlich heißen mag, ziemlich allgemein geglaubt, wird auch wohl jetzt noch da und dort angerufen und geltend gemacht in Beziehung auf die erblichen Staatsoberhäupter, ist aber nunmehr doch, nach so vielen, einer entgegengesetzten Theorie gemachten Zugeständnissen, durch alle möglichen Fiktionen so wenig mehr in der Theorie zu retten, als etwa die fortdauernd apostolische Bestallung des Papsts; traditionell aber lebt allerdings das System in vielen, sorgsam gewahrten Bräuchen und Ausdrücken fort, und meist nehmen die Anhänger und Verfechter des sogenannten historischen Rechts, die Konservativen, das göttliche Recht subsidiär in ihr System auf, um es mit einem tüchtigen Grundstein zu unterbauen, mit einer gewaltigen Säule zu stützen, und besonders um mit ehrfurchtgebietenden und andächtigen Worten die Unantastbarkeit des historischen Rechts zu schützen und zu sichern. Diese Vermengung aber ist höchst willkührlich und prinziplos; denn an welchem Merkmal will der Verfechter des göttlichen historischen Rechts den Thronräuber, der nach wenigen Jahren wieder gestürzt und verjagt wird, unterscheiden von demjenigen, den, obgleich er zuerst als Usurpator sich darstellt, doch Gott zum Stifter einer neuen, lange herrschenden Dynastie ersehen hat? Aufs Höchste steigt die Verwirrung, wenn man, wie v. Haller, auch noch eine Art von Naturrecht dazu nehmen will; denn dieser Restaurator der Staatswissenschaften rühmte, ein Gegner des vernünftigen Rechts, das natürliche Recht, worunter er freilich eigentlich das Recht des Stärkern verstand. Betrachtet man das göttliche Recht als in der Theorie beseitigt, wiewohl es im Vorurtheil immer noch sich fortspinnt, so bleiben noch das historische und das Vernunftrecht gegen einander im Streit. Der Gegensatz dieser beiden Systeme kann ein sehr harter und schroffer seyn; wo er indessen zur Diskussion und Aktualität kommt, da existirt er faktisch schon in etwas gemilderter Gestalt. Nur Fanatiker und Narren könnten, bei der heutigen Bildung und Gesittung, das historische oder das

vernünftige Recht in dem Extrem behauptet oder realiſirt wiſſen wollen, daß ſie, die Einen keine Aufhebung, die Andern keine Verjährung gelten ließen, wenn das hiſtoriſche Recht eine unzweifelhafte Unſittlichkeit geſtattete — wie etwa das jus primae noctis, oder wenn die buchſtäbliche Ausführung des an ſich wahren Satzes des Vernunftrechts, daß alle Menſchen mit gleichen Rechten geboren werden, auf eine immer von Neuem zu beginnende gleiche Vertheilung der Güter angewendet werden ſollte. Die Anhänger des hiſtoriſchen Rechts beſtreiten weniger die abſtrakten Sätze der Gegner im Allgemeinen, wiewohl ſie häufig, und zwar oft mit Recht, wo es die Anwendung gilt, gerade das an ihnen rügen, daß ſie abſtrakt, ohne Berückſichtigung der Mannigfaltigkeit des Lebens in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung, ohne Kenntniß und Achtung individueller Sitten, Gewohnheiten, Neigungen, Kulturverhältniſſe aufgeſtellt ſeyen, als vielmehr die Möglichkeit ihrer Anwendung und Ausführung, ohne daß das Unrecht und der Widerſpruch begangen werde: neue Rechte durch Beeinträchtigung und Zerſtörung alter zu ſchaffen. Die Heiligkeit des Beſitzes iſt ihre Loſung und ihr oberſter Grundſatz. Die Gegner erkennen dies Prädikat, das ſie übrigens allzu emphatiſch finden, dem Beſitz nur zu, wenn er ſeine Rechtmäßigkeit bewieſen hat, wozu nicht nur die unanfechtbare Erwerbung oder Verjährung, ſondern auch die Verträglichkeit mit dem Sittengeſetz und mit dem allgemeinen Wohl erforderlich iſt. Die Anſprüche beider ſind natürlich leichter zu verſöhnen, wo es ſich um allgemeine Beſtimmungen hinſichtlich künftiger Möglichkeiten und Eventualitäten handelt, als bei der Vertheilung ſchon in Beſitz übergegangner Rechte; Gleichheit Aller vor dem Geſetz, Gleichheit in der Befähigung zu Ehrenſtellen und Staatsämtern — das ſind Siege des Prinzips des Vernunftrechts; aber gleiche Vertheilung der Laſten auf früher Eximirte, Aufhebung von einträglichen oder ſonſt werthgehaltenen Rechten Privilegirter u. dgl. ſind ſchwerer zu löſende Probleme, die jedoch auch ſchon da und dort wenigſtens annähernd erledigt wurden, theils durch Akte großherziger Verzichtleiſtung, theils durch halb freiwillige gütliche, und halb durch die öffentliche Meinung verlangte, und durch Entſchädigung vermittelte Nachgiebigkeit, in andern Fällen aber auch durch den Arm keck durchgreifender Machthaber, wie der gortiſche Knoten zerhauen wurden, ſomit das

historische Recht einen harten Stoß erlitt durch eine Gewalt, welche auf der gleichen Basis mit ihm, und noch dazu auf der des göttlichen Rechts beruhte. So scheint das Vernunftrecht, mit Schonung der historisch begründeten Verhältnisse, und Ehrung dessen, was, wenn auch nicht eben aus Vernunftsätzen deducirbar, sich in der Erfahrung als nicht unwohlthätig auswies, mehr und mehr in den Geistern Geltung, und in der auf die Länge nicht abzuweisenden öffentlichen Meinung eine Stütze zu gewinnen, während das historische Recht in seiner Strenge, ohne Unterschied des Inhalts, den es unter seine Fittige nimmt, hauptsächlich in der Macht und im wirklichen Besitz seine Stärke hat — und, wenn man will, in noch einem Element, das, obgleich es eigentlich einen Gegensatz gegen den Geist zu bilden scheint, von denen, die darauf Ansprüche gründen, als gewissermaßen identisch mit dem Geist, oder als Träger desselben betrachtet wird — im Blut. Die Tradition des Bluts, vom Verstand und Witz schon oft scharf und bitter angefochten, behauptet sich noch immer als ein persönliches, und darum mit großer Beharrlichkeit vertheidigtes Recht und als Grundlage mancher sachlichen Rechte, und trägt auch dazu bei, die Gegensätze und Schattirungen in der Sphäre des Rechts, so wie im Leben selbst, zu vervielfältigen und zu modificiren. Wie übrigens der Gegensatz von historischem Recht und Vernunftrecht zum fließenden werden kann, erkennt man daraus, daß die historisch so gewordne Verfassung von England auf andre europäische Länder, als eine dem Vernunftrecht gemäße, übertragen und verpflanzt wurde.

Das historische Recht, um diese Beziehung zu andern Sphären nicht zu übergehen, lehnt sich gern (bei dem göttlichen Recht versteht es sich von selbst) an die religiöse oder christliche Lehre an, mit welcher es das Element der Pietät gemein zu haben sich rühmt; es behauptet eine Tradition des Rechts, wie jene eine Tradition der Offenbarung. Das Vernunftrecht dagegen schließt sich eher an die philosophische oder spekulative Weltansicht, indem es aus der menschlichen Intelligenz, am Leitfaden der Erfahrung und Geschichte, aber mit Abweisung jeder zwingenden Autorität, die Rechtsgrundsätze schöpfen heißt. In seiner absoluten und abstraktesten Form verneint und verdammt es, wie die historisch gewordnen Rechtsverhältnisse, so auch die dafür angerufenen

religiöſen Autoritäten gänzlich; in milderer Geſtalt aber läßt es letztere in ihrer Würde gelten, ſucht aber den Beweis zu führen, daß es nicht im Widerſpruch mit ihnen ſtehe. Es kann aber hier das ſeltſame Phänomen eintreten, und tritt wirklich ein, daß Individuen vom frivolſten Weltſinn, von den laxeſten Sitten, vom ſeichteſten Gemüth und der inhumanſten Geſinnung ſich auf die religiöſen Autoritäten für ihre Doktrinen ſteifen, während warme, begeiſterte, religiöſe Gemüther von jenen Autoritäten, deren Sinn wenigſtens verſchieden interpretirt werden kann, abſtrahiren, den Schein und Namen der Irreligioſität auf ſich laden, oder auch wohl derſelben, im Verdruß über die Hypokriſie der Gegner, ſich wirklich nähern. Daraus ergeben ſich dann ſonderbare Bundesgenoſſenſchaften in Bezug auf einzelne Punkte, — zwiſchen den feinſten und frivolſten Weltmännern, und den beſchränkteſten frommen Zeloten einerſeits; andrerſeits zwiſchen den ernſteſten Menſchenfreunden und hingebungsvollſten Kämpfern für das Recht, und den leichtfertigſten, roheſten Gegnern und Verächtern des Beſtehenden in religiöſen und politiſchen Inſtitutionen; und die Möglichkeit ſolcher Bundesgenoſſenſchaften mag, wenn irgend etwas, bezeugen, daß der Zuſtand der Geiſter überhaupt kein wahrhaft geſunder iſt.

Der Gegenſatz einer hiſtoriſchen Rechtsſchule zu einer nichthiſtoriſchen oder philoſophiſchen fällt nicht mehr in die Sphäre der von uns betrachteten geiſtigen Richtungen überhaupt, ſondern innerhalb der Schule; der Streitpunkt iſt nicht: ob die rechtlichen Verhältniſſe und Zuſtände durch ihr Alter ſanktionirt ſeyen, oder ob ſie nach dem Vernunftrecht reformirt werden ſollen, ſondern: ob die Geſetze einer frühern Zeit — namentlich die römiſchen, oder auch die ältern germaniſchen — beizubehalten, nöthigenfalls ihrem Charakter gemäß weiter auszubilden, oder ob aus dem Geiſt, den Bedürfniſſen und Erfahrungen der Gegenwart neue Geſetze zu ſchöpfen ſeyen? Dieſer Streit, an ſich ein dem Fach angehöriger, dürfte wohl einer Vermittlung empfänglich ſeyn; doch aber liegt demſelben eine, für die Einſicht in die geiſtigen Richtungen unſerer Zeit ſehr wichtige verſchiedenartige Geſinnung und Anſchauung der Gegenwart zu Grund. Ein zuverſichtliches, keckes Vertrauen der „reifſten Söhne der Zeit“ zur Gegenwart und zu ihrer durch die ganze Errungenſchaft und Ernte der Geſchichte bereicherten

Intelligenz ſpricht ſich in der Anſicht der Einen aus; in der der Andern ein tiefgehendes Mißtrauen, ja Verachtung gegen die Unſolidität eines zwiſchen Extremen und Theorien taumelnden Zeitalters, gegen eine zuſammengeſtückelte, aufgepropfte, nicht aus geſunder Wurzel erwachſene Bildung, nur der Kritik, aber nicht der Schöpfung gewachſen, gegenüber den alten, gediegenen, in ſich einigen Kernvölkern. In dieſer Kontroverſe reſumirt ſich eigentlich nur eine durch unſre Zeit überhaupt hindurchgehende Differenz in der Anſchauung der geſammten Geſchichte, mit eingeſchloſſen die Gegenwart, welche ihr Reſultat und Wurzel der Zukunft iſt. Erſt etwa ſeit einem halben Jahrhundert, ſeit das Selbſtbewußtſeyn der Nation wieder lebendiger erwachte, nahm die Geſchichte, welche von dem kleinen Kreiſe der Männer vom Fach mehr nur als ein gelehrtes Wiſſen, und von Andern als eine Sammlung lehrreicher moraliſcher und unmoraliſcher Beiſpiele behandelt worden war, wieder den Charakter eines tiefern geiſtigen Intereſſes an, und begann man in den gewaltigen Erſchütterungen der Zeit zu fühlen, daß man mitten in der Geſchichte ſtehe. J. v. Müller prophezeite ganz richtig im Jahr 1791: „die heutigen Revolutionen werden erſtaunlich auf die Wiſſenſchaften, z. B. die Geſchichtſchreibung wirken; denn man wird wiſſen, wozu und für Wen man ſchreibt; Alles wird praktiſcher werden.“ Eine lebendigere, von tiefern philoſophiſchen und praktiſchen Ideen durchdrungene Geſchichtſchreibung begann, nach dem Vorgang von Engländern und Franzoſen, in Deutſchland aufzukommen durch Joh. v. Müller, Poſſelt, Woltmann, Schiller u. A. So raſch und erfolgreich wurde die annaliſtiſche und trocken pragmatiſche Geſchichtſchreibung, die nur von Regenten, Succeſſionen, Höfen, Kriegen, Schlachten und Friedensſchlüſſen erzählte, durch eine in die Tiefe und Breite gehende lebensvolle Geſchichtſchreibung verdrängt, daß ſich ſogar, vielleicht nur zu frühe, von der Geſchichte die Philoſophie der Geſchichte, als eine eigne Disciplin, losſchälte, welche den geiſtigen, zur Idee erhobenen Gehalt derſelben, ſo zu ſagen abgezogen und koncentrirt darbot. War bis auf die Zeit der großen Erſchütterung Europa's die Behandlung der Geſchichte mehr biographiſch, oder gar nur nomenklatoriſch und tabellariſch geweſen, ſo wuchs nun, bei einer fruchtbareren Anſicht und Behandlung, der Stoff dergeſtalt an, daß man allerdings

darauf denken mußte, ihn wieder zu bewältigen, ihn in der Masse zu reduciren, ohne ihn im Gehalt zu entkräften. Dies ist die Aufgabe der Philosophie der Geschichte. Will nun aber diese sich ans Werk machen, ohne des Stoffs recht Meisterin zu seyn, oder so, daß sie die Arbeit und das Werk des eigentlichen Historikers selbst, nachdem sie angeblich die Quintessenz herausgezogen, für eine entgeistete, todte Masse erklärt und schilt, so erbittert sie natürlich dadurch den Historiker, und flößt ihm leicht Vorurtheile gegen sie ein, die ihn zur Einseitigkeit und Ungerechtigkeit verleiten. Uebrigens ist auch der planste und unbefangenste Geschichtschreiber nicht ohne ein Analogon von Philosophie der Geschichte, da er in der Aufnahme und Verwerfung des historischen Stoffs immer nach einem bestimmten Prinzip verfahren muß.

Der mehr und mehr verschwindenden Ansicht von der Geschichte als einem Aggregat oder Konglomerat von Begebenheiten, Thaten und Charakteren, tritt siegreich diejenige entgegen, welche darin einen Organismus, ein System, erkennt; sie selbst aber zerfällt wieder in verschiedene Gestalten. Welcher Abstand und theilweiser Widerstreit zwischen Denen, die nur überhaupt den Zusammenhang in der ganzen Geschichte, das große, durchgreifende Gesetz der Kausalität und Wechselwirkung im Ganzen und Besondern, die Einflüsse von Religion, Sitten, Handel, Kultur, Literatur und einzelnen Charakteren auf den Verlauf der Geschichte anerkennen, aber keine Endresultate ziehen, und Solchen, welche den ganzen Gang und Plan der Geschichte zu begreifen, und auf untrügliche Formeln zu bringen sich getrauen! Die die Geschichte als System Fassenden zerfallen in die spekulative und in die religiöse Partei. Jene behauptet die Selbstständigkeit der Geschichte, oder des in ihr sich offenbarenden, ja eigentlich werdenden, namentlich in der Gegenwart zum Bewußtseyn seiner selbst kommenden Weltgeistes; „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ man muß, lehrt sie, über die Geschichte weder moralisiren, noch darüber klagen, sondern sie als vernünftig und nothwendig begreifen. Dieser Ansicht gilt die Gegenwart als der reichste Moment der Geschichte, und dabei als der bewußteste, daher ihr, trotz aller scheinbaren Mängel, vor jeder frühern Periode der Vorzug gebührt. Diese Theorie schmeichelt dem Selbstgefühl und Hochmuth der Zeit, dem Gelüsten nach dem Absoluten, dem Verlangen, mit

Allem fertig und im Reinen zu seyn. Die religiöse Ansicht findet nicht das Wesen und Leben Gottes selbst in der Geschichte, als darin aufgegangen und mit ihr leidend, sondern nur das Walten des sich durch die Geschichte Offenbarenden, — einen göttlichen Plan, aber nicht die göttliche Nothwendigkeit, und diesen Plan behauptet sie auch nicht im Einzelnen mit großer Schärfe zu erkennen und zu deuten. Verborgen ist der Schluß der Geschichte, der erst über das Ganze Licht und Klarheit verbreiten, und das letzte Wort des sich immer erneuenden Räthsels, dessen Sinn der Mensch zwar ahnt, aber nicht aussprechen kann, offenbaren wird. Die Weltgeschichte läßt die göttliche Nemesis in einzelnen Punkten schauen, sie verräth und bezeugt die göttliche Gerechtigkeit, aber sie läßt Viel zu vermissen, Viel zu erwarten übrig; sie ist ein theilweises, aber kein universelles Fortschreiten; sie belehrt, warnt, ermuthigt, erhebt, aber befriedigt nie. So steht die religiöse Geschichtsauffassung gegen die spekulative in mancher Hinsicht, an Vollständigkeit, Zuversichtlichkeit, Abrundung und Geschlossenheit zurück, und zieht sich von ihr den Vorwurf der Halbheit zu; aber darauf erwidert sie: die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit des Begreifens sey menschlich, und vielmehr sey es Vermessenheit, die nicht abgeschlossene, nicht mathematisch zu berechnende Geschichte, als System begreifen zu wollen, und die Zuversicht, die mit Allem im Reinen zu seyn wähne, die, dem sittlichen Bewußtseyn zuwider, Alles rechtfertige, und den Thaten der Freiheit und der Leidenschaft den engen Stempel der Nothwendigkeit aufprege, sey das durch jene ganze Auffassung hindurchgehende, die Aufgabe zwar erleichternde, aber auch die Lösung fälschende πρῶτον ψεῦδος; die scheinbare intellektuelle Befriedigung werde auf Kosten sowohl des subjektiven, sittlichen Gefühls, als auch der objektiven Wahrheit erkauft. In der religiösen Geschichtsanschauung selbst lassen sich wieder zwei Richtungen unterscheiden; eine philanthropisch-milde und freudige, und eine schwermüthig herbe und strenge, von welchen jene, an den Fortschritt der Menschheit glaubend, viele Sätze der spekulativen theilen mag, nur daß sie den Hauptaccent auf das sittlich-religiöse Fortschreiten legt, nicht auf das intellektuelle, die letztere aber in der Geschichte eine progressive Entartung der Menschheit, einen überhandnehmenden Sieg des Bösen auf Erden, ein Entgegenreifen der Völker zum Strafgericht

erblickt. Die Geſchichtſchreiber ſelbſt indeſſen laſſen, mit ihrem Stoff hauptſächlich beſchäftigt, die Grundſätze, denen ſie zugethan ſind, weniger ſtark hervortreten, und es vermiſchen ſich ihnen auch wohl, halb unbewußt, unter dem Einfluß der Thatſachen und Ereigniſſe, die Prinzipien; bei einem Joh. v. Müller z. B. ſpürt man in ſeinen 24 Büchern allgemeiner Geſchichten nicht eben viel von religiöſem Geiſt, der dann auf einmal am Schluß als Prinzip der Geſchichte ſich geltend macht; und die Spezialgeſchichtſchreiber ohnehin laſſen die Theorien mit Recht hinter den Thatſachen zurücktreten. Und vielleicht ſind diejenigen Hiſtoriker die unbefangenſten und dankenswertheſten, die, wie ein berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber, Schloſſer, ohne philoſophiſche und religiöſe Anſichten voranzuſtellen und durchſchimmern zu laſſen, mit einem gründlichen Pragmatismus eine klare Ueberſichtlichkeit nach allen Seiten hin verbinden. Wenn bei dieſem Hiſtoriker der Tadel, die Mißbilligung und der Unmuth etwas ſtark und häufig hervortreten, was ihm zum Vorwurf gemacht wird, ſo iſt dies wohl im Gegenſatz zu dem intellektuellen ſpekulativen Optimismus unſerer Tage, als Beweis von tiefer Humanität und moraliſcher Energie, die ſich auch der Tyrannei der Thatſachen gegenüber behauptet, nicht zu verwerfen; — Bearbeitungen und Darſtellungen der Geſchichte für einen beſtimmten Zweck, zur Weckung und Förderung irgend eines Intereſſes, wie z. B. des Sinnes für Recht und Freiheit, oder des Nationalgefühls, kommen hier, wie verdienſtlich ſie auch an ſich ſeyn mögen, nicht in Betracht.

Nachdem angedeutet worden, welche Richtungen in der Anſchauung des geiſtigen Univerſums, der Geſchichte, ſich dermalen kreuzen oder nebeneinander hergehen, könnte man vielleicht auch erwarten, angegeben zu finden, welche Prinzipien in der Anſchauung und Erforſchung des phyſiſchen Univerſums, der geſammten Natur, an der Tagesordnung und im Kampfe begriffen ſind. Da dieſe Aufgabe aber theils über unſere Kraft wäre, theils auch außerhalb des Zwecks dieſes Aufſatzes fällt, welcher über geiſtige Tendenzen und Intereſſen vom humanen und ſocialen Geſichtspunkt berichten will, werden wenige Andeutungen genügen. Ein hoher Flor der mathematiſch-phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ſcheint nicht ſelten Hand in Hand zu gehen mit einer mechaniſchen und materialiſtiſchen Anſicht und Tendenz, gleich als ob das Maß und die Zahl den

Geist aus der Welt exterminirten; durch den Kalkul und das Experiment glaubt man das Geheimniß der Schöpfung ergründen und lösen zu können, während dagegen andere Zweige der Naturwissenschaften, die es mit dem Lebendigen zu thun haben, wie Physiologie, Botanik, Psychologie, Naturlehre der Sprache u. s. w., eher die Anerkennung des geistigen Prinzips fördern. Einen gewaltigen Impuls zum Leben und zum Geistigen hin erhielten die Naturwissenschaften, als Schelling plötzlich den Thron und das Lager der Philosophie im Schooß der Natur aufschlug, alle ihre Glieder verlebendigte und durchgeistete, die mechanischen Gesetze zu organischen erhob oder zu erheben versprach, und alle Starrheit, allen Tod zu verbannen schien. Da war die Konstruktion, das aprioristische Demonstriren, die Divination und die Polarisation in schönster Blüthe, und mancher kühne und glückliche Blick wurde von wirklich Berufenen ins Heiligthum geworfen. Bald aber stockte und erlosch die naturphilosophische Begeisterung; der Urheber selbst wandte sich von der Natur ab und mehr der Betrachtung des Geistes zu, seinen Schülern, die zum Theil daneben tüchtige Naturforscher und Empiriker waren, die Fortsetzung seines Werks überlassend. Der von ihm gegebene Impuls wirkte noch auf lange Zeit hinaus kräftig genug nach, um die Naturwissenschaften vor Erstarrung zu bewahren; sie waren mit Lebendigkeit hinlänglich gesättigt, und die, neue, sichere Data herbeischaffende Empirie trat willkommen wieder ein, nachdem die Konstruktion das Feld geräumt. Oken besonders war es, der auf die lebendige Schöpfung Schelling'sche Sätze mit originellem Geist und großem Scharfsinn anwandte, aber dabei den Geschöpfen eine Aseität beilegte, welche ein höheres geistiges Prinzip ausschloß, während andere Naturphilosophen sich einer religiösen Naturanschauung zuwandten, aber dann den Vermittlungspunkt zwischen dem religiösen Glauben und den naturphilosophischen Sätzen nicht recht zu finden wußten. In neuen Zeiten hat, wie bei den Naturforscherversammlungen offenbar wird, die Naturphilosophie fast ganz wieder der Naturforschung, die Konstruktion und Divination der Empirie Platz gemacht, und wird wieder die analytische Methode vorzugsweise verfolgt, wobei die Probleme, welche metaphysisch sind, oder so behandelt werden könnten, lieber abgelehnt und umgangen werden. Zu bemerken ist, daß in Deutschland die Naturwissenschaften, wie

z. B. die Geologie, an dogmatiſchen Sätzen nirgends Hinderniſſe finden, wie ſogar in England der Fall iſt. Wenn in neueſten Zeiten ausgezeichnete Naturforſcher die Reſultate ihrer Studien in populären Schriften einem größeren Publikum zugänglich gemacht haben, wie Oken, Littrow, Burdach: ſo war das Bedürfniß, dem dieſe Schriften entſprachen, das nach Kenntniſſen in den betreffenden Fächern überhaupt, und knüpfte ſich keine beſondere Tendenz und Nutzanwendung an ſolche Darſtellungen; die philoſophiſchen und religiöſen Prinzipien wurden nur leiſe oder auch gar nicht berührt. Wenn man den Aerzten häufig materialiſtiſche Anſichten zuſchreibt, ſo gilt dies, ſofern es begründet iſt, vorzugsweiſe nur von den einer höheren Bildung Ermangelnden, während unter den Philoſophiſchgebildeten ſich die ſchärfſten, tiefſinnigſten und ahnungsvollſten Forſcher und Denker finden.

Endlich haben wir noch die verſchiedenen Richtungen und Strebungen auf dem Gebiet der Literatur und Aeſthetik zu betrachten, was inſofern von nicht geringem Intereſſe iſt, als ſich in der Literatur die ſämmtlichen bisher erwogenen geiſtigen Richtungen abſpiegeln, die tiefer liegenden Differenzen jeder Art in ein helleres Licht treten und die mehr eſoteriſchen Doktrinen hier einem größern Kreis und in gefälligerer, leichterer Form ſich mittheilen. Sollen wir, ehe wir ans Sondern und Scheiden gehen, ein allgemeines Urtheil ausſprechen, ſo möchten wir von unſerer jetzigen Literatur, ſowie ſie von Jahr zu Jahr ſich neu erzeugt, ſagen, daß ſie zwar geiſtreich iſt, aber nicht produktiv, das Wort im höheren Sinn genommen. Dieſe beiden Prädikate bilden freilich keinen ſtrengen Gegenſatz, und man hört ſonſt wohl das, logiſch plauſiblere, Urtheil: ſie ſey mehr kritiſch als ſchöpferiſch. Es hat mit dieſem kritiſchen Charakter und Trieb ſeine volle Richtigkeit; aber dies Prädikat begreift viele beachtenswerthe Erſcheinungen und Eigenſchaften der Literatur nicht in ſich, und man thäte vielleicht am beſten, beides zu verbinden, und die jetzige Literaturperiode als eine kritiſch-geiſtreiche, im Gegenſatz zu einer organiſch-ſchöpferiſchen zu bezeichnen. Soll das Prädikat *geiſtreich* ein Lob oder ein Tadel ſeyn? wir antworten: beides! und ſind darüber eine Erklärung ſchuldig. An ſich wäre es ein hoher Lobſpruch, wenn es als krönendes Epitheton zu allen andern einem Buch oder Autor beigelegt würde — neben der Anerkennung der Wahrheit, Gelehrſamkeit, Einſicht, Klarheit

und Kunst der Darstellung. Wenn aber das Geistreichseyn, wie so häufig vorkommt, die mehr oder minder fehlenden übrigen Eigenschaften ersetzen soll, so ist dies zu beklagen, und man kommt in den Fall, den Autor zugleich wegen seines Talents anerkennen oder selbst bewundern, und wegen sonstiger Qualitäten tadeln oder verwerfen zu müssen. Der Aufschwung, den unsere Literatur seit Lessing in Gehalt wie an Umfang genommen, durch die bald zum Gemeingut gewordenen klassischen deutschen Dichter und Schriftsteller, sowie durch den unglaublich gestiegenen literarischen Verkehr; Männer wie Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Goethe, Schiller; dann die Romantiker mit ihrer Poesie, ihrer Kritik und Polemik und ihrem Aufschließen fremder Literaturen, die sich jetzt in Strömen über Deutschland ergießen; die Aufeinanderfolge der großen Denker und Philosophen mit ihren Systemen und Streitigkeiten; die phantasievolle Naturphilosophie; der neugeweckte politische und historische Sinn — dies Alles und manches Andere erweiterte den Horizont, bereicherte die Kenntnisse und Interessen des Einzelnen wie der gesammten Literatur unberechenbar. Die Atmosphäre ward, so zu sagen, mit geistigen Elementen geschwängert, und heutzutage ist das Geistreichseyn eine eben so unerläßliche als häufig sich findende Eigenschaft eines Autors in Deutschland; man erwirbt sie leichter als manche andere, denn es darf keck behauptet werden: daß Mancher erst durch Uebung und par force geistreich wird, es seyn lernt, während man es für etwas ganz Ursprüngliches halten sollte. Damit verhält es sich so: um ungesucht wirklich geistreich zu seyn, dazu gehört große Lebendigkeit und Energie des Geistes, ein Gebieten über eine Masse von dem Geist gegenwärtigen Einsichten und Kenntnissen, die Gabe treffender, schneller Kombination, Witz und glückliche glänzende Darstellung. Von in hohem Grad geistreichen Personen wird behauptet, daß ihr Gespräch unendlich geistreicher sey, als was sie schreiben, was auch ganz glaublich ist, da die natürliche Energie durch lebendige Einflüsse und Gegenwirkungen nur noch gesteigert werden muß. Wie ganz anders verhält es sich mit jener gemachten Geistreichigkeit, welche in Journalen und Feuilletons und in den Ephemeren der Literatur ihren Strom ausgießt, und ihre bunten Seifenblasen steigen läßt. Wie krankhaft und fieberisch ist diese Energie, wie seicht und lückenhaft die bei dem

Haaren herbeigezogenen Notizen und Behauptungen, wie gezwungen, wie absurd und oft gemein die Kombinationen und Bilder und Witze, wie buntscheckig die Sprache! Und wenn nach und nach die anfängliche Schülerhaftigkeit zu einer relativen Virtuosität sich erhebt, welche die im Urtheil Schwachen besticht und täuscht, so bleibt immer noch sehr häufig der Uebelstand, daß die Form — (und wäre es nur eine schöne Form, ein wirklicher Styl!) als die Hauptsache betrachtet wird, der man den Inhalt beliebig opfert. Ja! viele geistreiche Aufsätze und selbst ganze Bücher sind eigentlich nichts als die Form, der Styl; und so angenehm der Leser sich von dem moussirenden, schillernden Styl gekitzelt fühlen mag, so wenig bleibt ihm nach der Lektüre an Gehalt zurück, was freilich Manchen auch gar nicht leid thut. Das Ziel des heutigen geistreichen Autors ist: zu überraschen, und diesem Zweck zulieb wird kein Aufwand und Opfer gescheut; die Wahrheit aber wird oft, wie jene Römerin unter dem Schmuck, so unter geistreichen Gedanken und Bildern erstickt. Der Styl im höheren Sinn gewinnt dabei am wenigsten. Träte heute wieder Lessing mit seinem scharfen und kernigten, aber prunklosen und keuschen Styl auf, in welchem die Sprache gelehrig und treu dem Gedanken sich anschmiegt, aber ihn nicht wie ein bauschendes Prachtgewand umwallt: wir zweifeln ob er durchdränge und man Geschmack an ihm fände. Die Ueberfülle von Geist, der nicht genug Stoff und Körper findet, um sich in schönen, frischen Lebensgestalten darzustellen, der in gespenstischen Massen und Schwaden umherzieht, ist schon als eine wirkliche Landplage betrachtet worden, oder doch als Symptom einer Krankheit im geistigen Leben, dessen Prozeß fieberhaft beschleunigt erscheint. Wird aber bei diesem Ueberschuß von Geist etwa das Leben selbst vergeistigt, gehoben, potenzirt? werden die groben, unedeln Elemente zurückgedrängt und überwältigt? ersteigt die Menschheit eine höhere Stufe der Würde und des Adels? Wer wird diese Fragen bejahen wollen?

Der oben genannte Name Lessings führt uns zurück auf das andere unserem Zeitalter gegebene Prädikat: daß es ein kritisches sey. Auch Lessing war vorzugsweise Kritiker; aber wie verhält er sich zur jetzigen Kritik? Seine Kritik war das Vorzeichen, die Morgenröthe des aufgehenden, glänzenden Tags der Literatur, während die jetzige von seinen Erinnerungen und Ueberbleibseln

lebt. Sie war anregend, bahnbrechend, aufklärend, dabei aber, trotz aller Schärfe und Strenge, doch anspruchslos, in dem Sinn, daß sie sich nicht anmaßend an die Stelle dessen setzte, was zu beurtheilen war, sich keine Selbstständigkeit anmaßte, sondern sich den Gegenständen anschmiegte und unterordnete, während heutzutage die Kritik über ihrem Treiben und Schaffen nur gar zu oft den zu beurtheilenden Gegenstand fast vergißt, sich ungebührlich breit macht und sich in ihren Ansprüchen dergestalt überhebt, daß man Behauptungen zu hören bekommt, wie die: daß die Kritik z. B. eines Dichtwerks, dessen Reproduktion in höherer Weise sey. Auch abgesehen von eigentlich unbewußt ungerechter, leidenschaftlicher und hämischer Kritik, ist dies Gebiet der Schauplatz der buntesten, lächerlichsten und verdrießlichsten Verwirrung der Sprache und Begriffe geworden, indem der Kritiker die maßgebenden, ästhetischen, philosophischen, religiösen, politischen Grundsätze als allgemein gültige Axiome voraussetzt und hiernach darauf los urtheilt, analysirt, konstruirt, idealisirt und verdammt. Weit entfernt, daß man sich bemühte, möglichst allgemein gültige Maßstäbe auszufinden, und besonders jede Produktion oder Persönlichkeit der Literatur zunächst nach ihren eigenen Gesetzen und Ansprüchen, und dann nach möglichst objektiven Regeln zu beurtheilen, stellt sich die Kritik meist auf die extremsten und willkührlichsten Standpunkte, gibt, statt aufzuklären und zu beweisen, diktatorische, oft dunkle, oft nur zu unverschleierte und derbe Orakelsprüche, und kennt, je nach Neigung oder Abneigung, kaum ein Maß der Lobpreisung oder der Verdammung. Daher kommt es, daß die Kritik, statt die Ansicht des Publikums zu leiten und zu beherrschen, selbst vielfach dem strengen Gericht stummer oder lauter Geringschätzung oder doch unbegrenzten und wohlverdienten Mißtrauens anheimgefallen ist. Nicht als ob nicht im Einzelnen, auch auf dem Gebiet der Literatur, so gründliche, treffende und tiefsinnige Kritiken geschrieben würden, wie von Lessing; er wird wohl auch in manchen Punkten übertroffen, wie dies zu erwarten ist, da die deutsche Literatur in 60—80 Jahren so unermeßlich sich bereichert hat; aber gewiß sind oft, ja meist, die philosophisch und vornehm sich spreizenden Kritiken in unsern Tagen nicht so treffend und bündig wie seine nur „verständigen" und kurzen Urtheile, und gewiß überschießen oft unsere lang zielenden und wägenden

literarischen Richter das Ziel, wo er, mit raschem Blick und Schuß, mitten ins Schwarze traf. Die gedehnte Weitläuftigkeit, das selbstgefällige Präludiren mit eigenen geistreichen Einfällen und Theorien, die nichts zur Sache thun, als sie verwirren, kannte Lessing nicht; er wußte nichts von der raffinirten Grausamkeit, die das Opfer der Kritik, ehe es den kritischen Gnadenstoß erhält, mit selbstgezogenen Blumen bekränzt, nichts von der perfiden Bosheit, die, wo sie nicht unbedingt loben will und nicht zu schelten sich getraut, in dem abgedrungenen Lorbeerkranz spitzige Dornen genug zu verstecken weiß. Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der neuesten Literatur gehört besonders auch die Personalkritik. Will man sich diese Neigung philosophisch erklären, so sagt man: Jedes literarische Produkt oder jede Reihe von solchen Produkten kann ganz verstanden und gewürdigt werden nur durch das Verständniß der Individualität, aus der sie hervorgegangen sind; und so beurtheilt man statt des Werks den Verfasser. Begnügt man sich aber mit einer minder vornehm klingenden Erklärung, so findet man den Grund jener Tendenz in der natürlichen Neigung des Gesellschaftsmenschen zum Klatschen, zum Medisiren, zum Skandal. Wir haben eine ganz neue Gattung in der Literatur bekommen an jenen Charakteristiken und Personenschilderungen, wo Kritik der literarischen Leistungen und Schilderung des literarischen, dann aber auch des persönlichen Charakters, ja des Temperaments, gemischt sind, und wo eine gewandte Feder ein unbegrenztes Feld für alle beliebigen Betrachtungen, Digressionen und Expektorationen findet. Dergleichen wäre an sich, von wirklich Berufenen ausgeführt, immerhin ein Gewinn für die Literatur, und unstreitig besitzen einzelne solche Charakterbilder, mit Sachkenntniß und Diskretion gezeichnet, einen bedeutenden Werth. Aber dies ist ein seltener Fall. Auch abgesehen von dem Talent, der intellektuellen Befähigung, die in jedem Fall nicht gering seyn darf, um gesammte Individualitäten verstehen und gar um sie gleichsam reproduciren und konstruiren zu können — eine Befähigung, welche häufig fehlt, und unreifen Jünglingen ganz abgesprochen werden muß, welche sich vermessen, gediegene und durchgebildete Charaktere nach ihrem literarischen nicht nur, sondern auch nach ihrem persönlichen Werth abzuurtheilen, und das in um so frecherer und perfiderer Weise, als das Urtheil sich

nicht in der Form einer subjektiven Ansicht gibt, sondern die den Unkundigen und Kurzsichtigen noch mehr täuschende Verlarvung einer angeblich ganz unbefangenen Porträtirung annimmt — abgesehen auch von jener Befähigung ist in der Regel von solchen, die innerste Persönlichkeit mit hineinziehenden Charakteristiken Mitlebender keine Treue und Unparteilichkeit zu erwarten, da die, welche im Stande sind, völlig treu und genau zu berichten und zu zeichnen, durch Diskretion und Delikatesse sich zurückgehalten fühlen müssen, Alles mit gleicher Genauigkeit mitzutheilen, sich auch wohl verpflichtet glauben, ungünstigere Züge durch um so stärker aufgetragenes Licht zu vergüten; derjenige aber, den keine solche Rücksichten der Delikatesse und Pietät binden — womit man es indeß heutzutage nicht mehr so genau nimmt! — selten im Stande ist, eine Persönlichkeit in ihrer lebendigen Wahrheit aufzufassen, ohne vom Eignen hineinzutragen und aufs Gerathewohl zu diviniren, wobei man sich bald von der Gunst und Sympathie, bald von der Bosheit und Abneigung inspiriren läßt. Die Einen aber wie die Andern arbeiten meist mit allen Kräften auf einen möglichst großen, künstlerischen Effekt, welchem, sowohl was Farbengebung als was Größenverhältnisse betrifft, fast kein Opfer der Wahrheit versagt wird. Wir haben es erlebt, daß man, um ein paar seltsam organisirte, verschrobene und verkehrte, dabei aber begabte Individualitäten in einer unverdienten Glorie schimmern zu lassen, alle Gesetze und Grundsätze der wahren Sittlichkeit und des socialen Anstands ignorirte, ja auf den Kopf stellte, und die Launen und Grillen innerlich verwüsteter und desperater Personen zu Angelpunkten der Weltanschauung, die grellen Schlaglichter ihrer ungesunden Ironie zum Licht der Wahrheit machen wollte. Ein Zeitalter, das einerseits der Persönlichkeit den erbittertsten metaphysischen Krieg macht, stürzt sich andererseits mit einer wahren Heißgier auf Persönlichkeiten, deren Eigenschaften und Züge mit dem anatomischen Messer zergliedert, deren geheimstes Leben angeblich belauscht, deren Untugenden beschönigt, und deren Schwächen und Idiosynkrasien vergöttert werden. So wird eine Anzahl von Charakteren, Männer und Weiber, dem Publikum vorgeführt und in einen Nimbus gehüllt, daß der Unkundige glauben müßte, es seyen lauter Halbgötter und Halbgöttinnen, wenn es auch in der That eine Sippschaft ist, mit der ein honetter

Menſch nicht verkehren möchte. Und ſo keck tritt hier die ſchmeichleriſche und ſervile Unwahrheit auf, daß faſt ſchon das Uebermaß und der haſtige Eifer des Lobes ſelbſt den Verdacht gegen die Treue der Portraits herausfordert. Die Perſönlichkeiten ſind ein Wecker und Leiter für die ermattende, unſelbſtſtändige Produktionskraft, die in keinem angemeſſenen Verhältniß zum Produktionstrieb ſteht, und es entſpricht dies Haſchen nach Perſönlichkeiten, das unbeſcheidene Zergliedern und das hochmüthige Konſtruiren derſelben dem ebenfalls unſere Zeit und Literatur charakteriſirenden Liebäugeln mit dem eignen Ich, dem krankhaften intellektuellen Egoismus, der ſich als Zerriſſenheit und Weltſchmerz offenbart und meiſt den moraliſchen Egoismus zur Wurzel, zum Begleiter oder zur Folge hat.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen faſſen wir die in der Literatur unterſcheidbaren Haupttendenzen noch etwas näher ins Auge. Bezogen ſich jene Bemerkungen hauptſächlich auf die kritiſch-räſonnirende Literatur, ſo haben wir nun auch die produktive zu berückſichtigen. Auch auf dieſe jedoch finden ſie großentheils ihre Anwendung. Die Kritik, die Reflexion, das Räſonnement ſchwellen zu ſelbſtſtändigen Werken an, theils mit, theils auch ohne eine mehr organiſche oder ſchöpferiſche und ſelbſtſtändige Grundidee. Manche Novellen, Romane, Reiſetagbücher u. dergl. ſind nichts Andres, als mehr oder minder geſchickt zu einem äußerlichen Ganzen verbunden, in eine gefälligere Form gekleidete Urtheile, Reflexionen, Charakteriſtiken. Neben dieſen kann man aber immer noch die doktrinellen oder philoſophiſchen Literaturerzeugniſſe von den naiven, wie wir ſie der Kürze wegen nennen wollen, unterſcheiden. Unter jenen begreifen wir alle die Werke der Unterhaltungsliteratur, die als Veranſchaulichung gewiſſer Doktrinen und Tendenzen ihrer Verfaſſer gelten können, welchen die poetiſche oder künſtleriſche Form mehr Eingang verſchaffen ſoll. Dem Inhalt und der Richtung nach ſind die unter dieſem Einen Namen befaßten Schriften höchſt verſchieden, ja entgegengeſetzt; all die bisher beſprochenen philoſophiſchen, religiöſen, äſthetiſchen und politiſchen Richtungen und Gegenſätze und noch andere können hier repräſentirt ſeyn — die frömmſten und die frivolſten Doktrinen werden da in Dramen oder Romanen eingekleidet; beſonders aber ſind die neu angeregten Fragen, die man die ſocialen nennt, mehrfach in dieſer Form

behandelt worden. Die ästhetischen Socialisten haben aber meist so wenig poetische Kunstwerke zu liefern vermocht, daß, wenn man aus der ästhetischen Qualität ihrer Leistungen auf die Güte ihrer socialen Reformen zu schließen berechtigt ist, man diesen wenig Dauer und Beifall prophezeien darf, und schon auf dem Gebiet der ästhetischen Kritik hätte man den Ausgeburten einer prahlhaften Eitelkeit und eines sich vornehm geberdenden Cynismus ihr Urtheil sprechen und sie zu nichte machen können; indessen ist nichts dagegen einzuwenden, wenn gegen solche Produktionen, sofern sie gegen Anstand und Sitte gröblich und mit selbstgefälligem Kitzel sich vergehen, ganz kurz und einfach die Stimme der Sittlichkeit und der Dezenz geltend gemacht, und das ästhetische Kleid, das sie zum Freibrief für alle Anstößigkeiten machen wollen und das sie verunehren, ihnen weggerissen und nicht beachtet wird. Als wesentliches Merkmal der philosophisch-literarischen oder doktrinären Erzeugnisse betrachten wir das, daß die Ansicht und Absicht des Verfassers selbst deutlich und unzweideutig hervortrete, daß er nicht etwa nur verschiedene Ansichten diskutire, sie gegen einander sich aussprechen lasse, sondern entschieden selbst eine verfechte. Die doktrinäre Literatur will überzeugen und wo möglich reformiren neben und mittelst der Unterhaltung. Die von uns als naiv bezeichneten Literaturprodukte wollen nur gefallen, belustigen oder rühren; der Autor producirt solche, wenn und weil er selbst lebendig angeregt ist, wenn Gemüth und Phantasie den Trieb zu schaffen in sich spüren, und die doktrinelle Wahrheit ist etwas ganz außer seinem Bereich und seiner Absicht liegendes, wenn gleich den Schöpfungen des ächten Dichters oder Novellisten die Wahrheit, sowohl die sittliche als die Natur-Wahrheit, nie fehlen wird. Bei dem Vorschlagen des philosophischen, reflektirenden, kritischen Elements in unserer Zeit darf man sich nicht wundern, daß die letztere Gattung, abgesehen von ganz trivialen und gehaltlosen Machwerken im Geschmack eines Spieß und der Löwenritter, gegen die erstere weit zurücksteht, da die Zahl der denkenden, reflektirenden Köpfe, mit einem mehr formellen Talent der Produktion begabt, die der wirklich schöpferischen und poetischen weit überwiegt. Nur etwa in der Lyrik zeigt sich eine größere Rührigkeit und eine Fruchtbarkeit, welche die Klage über die Unproduktivität unserer Zeit scheint zu Schanden machen zu

wollen. Sondert man aber auch hier strenger aus, was Reflexion, was nachgemacht und gemacht, was nur verdichtete poetische Atmosphäre ohne Kern ist, so schwindet der Reichthum sehr zusammen, wobei jedoch immer zugegeben werden mag, daß die Produktivität unserer Zeit in dieser, extensiv beschränkteren, Form noch einen der festesten Anhaltspunkte besitze.

Auf Spezielles kann hier nicht eingegangen werden, da dies zu weit führen würde; aber Einen Gegensatz in der neuesten deutschen Literatur können wir nicht unbeachtet lassen, da er in seiner wahren Bedeutung tief eingreift: den Gegensatz von Poesie und Prosa, im eigentlichen Wortsinn, als gebundne und ungebundne Sprache. Die theoretischen und praktischen Anhänger der Prosa behaupten: die für naivere, ärmere Zeiten und Völker angemessene rhythmische und metrische Form sey der modernen Bildung, mit ihrem Reichthum, mit ihren fein nüancirten Gedanken und Empfindungen, mit ihren komplicirten, künstlichen Verhältnissen nicht mehr gemäß und genügend; diese beengende Fessel müsse gesprengt werden, wenn sich der Gedanke und die Reflexion in aller Fülle und Feinheit darstellen sollen; die Technik, welche zur Ausarbeitung und Glättung des Verses erforderlich sey, müsse der Kunst der Komposition im Großen weichen und die Mannigfaltigkeit von Metrum und Reim sich in die Einheit eines schönen Styls auflösen. So gibt sich die Prosa den Schein, als ob sie auf der Seite des Fortschritts, der Freiheit und der höchsten Bildung stände, und schiebt somit der Poesie den Vorwurf der Unfreiheit und des Haftens an veralteter, unzeitgemäßer Manier und beschränkter Bildung zu. Im Streiten sind die Prosaisten freilich im Vortheil, denn die Anhänger der Poesie werden keine metrische und gereimte Diatriben und Tiraden gegen die Prosa schleudern, und sind überdies in der Regel des Disputirens nicht so erfahren; aber wenn gleich den Prosaisten das letzte Wort, so bleibt doch den Andern faktisch der Sieg. Von jenen Behauptungen zu Gunsten der Prosa ist so viel wahr, daß manche Gegenstände sich nicht für eine poetische Behandlung eignen, daß manche Romane, die man mit Leidwesen in der Literatur vermissen würde, nothwendig in Prosa geschrieben werden mußten; das Meiste aber ist falsch oder schief. Wie? die poetische Form sollte nicht mehr zeitgemäß seyn, da doch erst in diesem Jahrhundert die größten

Dichter, Schiller, Byron, Göthe starben? Haben etwa diese die Gaben der Zeit nicht getroffen? oder soll von Göthe nur der Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften und Werther, aber Herrmann und Dorothea, Iphigenie, Tasso, Faust und die Gedichte sollen *nichts* gelten? Metrum und Reim sind für den Berufenen keine Fesseln, sondern wohlthätige Schranken, sind Schwierigkeiten, an deren Ueberwindung sich die Kraft immer neu übt und erfrischt. Nicht dem Aussprechen der *tiefsten* Gedanken steht die poetische Form im Wege, wohl aber den konventionellen schwülstigen und unwahren Redensarten, die im Siebe der poetischen Sprache stecken bleiben müßten. Daß aber auch heute noch die Poesie eine größere Macht über die Gemüther ausübt, ist unverkennbar; man bedenke nur, wie ganz anders sie sich dem Gedächtniß eingeprägt und so in den Geistern fortlebt, während von der Prosa meist nur ein Schatten in der Erinnerung bleibt, und man sehe zu, ob nicht auch jetzt noch tüchtige und gesunde poetische Erzeugnisse länger nachwirken und in Geltung bleiben, als mit großem Applaus empfangene prosaische Schriften. Und wenn dermalen in Deutschland sowohl als in England und Frankreich mehr und bedeutendere prosaische als poetische literarische Werke erscheinen, so beweist dies nur eine Erschöpfung, ein Nachlassen des höhern, produktiven Talents.

Zwischen den doktrinellen und naiven Produktionen stehen in der Mitte die ironischen, humoristischen, komischen, die an beiden Theil haben und herüber und hinüber schweben. Als Repräsentant dieser Richtung kann Tieck, der Novellendichter, genannt werden, dem, bei einer staunenswerthen Fülle und Mannigfaltigkeit produktiven Talents, doch der Genius, der Erzeuger von Ideen („Seelen") zu großen begeisternden Schöpfungen zu fehlen scheint; bei dem die Phantasie zu reich und beweglich ist, um ihn eine Doktrine einseitig verfolgen zu lassen, und doch die Schöpfungskraft nicht, oder nicht leicht, kräftig genug, um ihn etwas Tiefursprüngliches erzeugen zu lassen. Nicht an philosophischem Geist fehlt es seinen Novellen, um philosophisch zu heißen; sie übertreffen hierin ohne Zweifel weit die meisten doktrinellen Produktionen, — sondern an der Entschiedenheit der Ansicht und der Resultate, während doch in vielen seiner Novellen philosophische, ästhetische und soziale Fragen so sehr in den Vorgrund treten,

daß auf sie, und nicht auf die Handlung und das Poetische das größte Interesse sich wirft. Die Tieck'sche Dialektik kommt zu keinem, oder doch keinem völlig befriedigenden, Abschluß, und man findet sich oft wie mystificirt durch den überraschenden, willkührlichen Ausgang. Die Ironie und Komik sind die Skepsis in der Literatur — über die Unbefangenheit hinaus, und doch noch nicht zu einer Gewißheit und Sicherheit durchgedrungen. Tiecks Novellen befriedigen weder ganz den Anhänger bestimmter Doktrinen, wegen ihrer schwebenden Dialektik, noch auch ganz den nach ästhetischem Genuß Suchenden, weil darin statt der in sich geschlossenen poetischen Einheit der Dualismus der Reflexion waltet. — Auch im Komischen und Humoristischen sind hin und wieder Anläufe und Versuche gemacht worden, aber theils fanden sich noch keine Talente, welche den Anforderungen und dem Standpunkt einer wahren Komik, eines ächten, unparteiischen, natürlichen und dabei philosophischen Humors gewachsen wären, theils sind auch die äußern Verhältnisse, die Beschränkung der Presse, der Zustand des Theaters, der Mangel an nationalem Leben in Deutschland dieser Gattung der Literatur keineswegs günstig.

Wenn von den Richtungen und verschiedenen Gestaltungen des Geschmacks in der Literatur die Rede ist, müssen außer den Leistungen der Producirenden auch die Neigungen und Abneigungen der Konsumenten, des Publikums, beachtet werden, da sie sich ja auch unter dem Gesichtspunkt von Kritikern betrachten lassen, deren Urtheil, wenn gleich nicht gedruckt, von großer Bedeutung ist. Vox populi, vox Dei! rufen hier die Einen, während die Andern Göthe's Wort von der Masse anführen: „Urtheilen gelingt ihnen miserabel!" Wir wollen und können den für oder gegen gewisse Werke sich aussprechenden Geschmack des Publikums nicht unbedingt zum Maßstab für den Werth eines Buchs oder Autors machen, denn so viele zufällige Umstände, Unterhaltungssucht, Zeitinteresse und Mode, die Persönlichkeit des Autors und Anderes lassen kein sicheres Facit ziehen; aber wir wollen einiges Thatsächliche angeben, woraus Schlüsse zu ziehen Jedem überlassen bleibt. Der verbreitetste, gelesenste und populärste Autor Deutschlands ist ohne Zweifel Schiller; seine Gedichte leben im Gedächtniß von Hunderttausenden, seine Dramen haben sich auf den deutschen Bühnen unter den beliebtesten erhalten; seine Sentenzen sind in

die tägliche Sprache übergegangen, seine sämmtlichen Werke in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Immerhin mag man sich über diesen Sinn des Volks für wahrhaft Treffliches und Nationales freuen; dabei aber darf man nicht vergessen, daß eine vielleicht nicht viel geringere Verbreitung in Deutschland die Romane W. Scotts gefunden haben — eines Autors, dessen großem Verdienst man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, ohne doch zu verkennen, daß er nicht mit Schiller um den Beifall des deutschen Publikums sollte wetteifern dürfen; auch ist allerdings sein Stern in Deutschland ziemlich erbleicht. Nicht zu schämen aber haben wir uns, wenn die mehrfach übersetzten Werke Shakspeare's, des Dichters „für alle Zeiten," wie Jonson sagt, und man darf hinzusetzen: für alle Völker, in rasch sich folgenden Ausgaben eine immer steigende Verbreitung in Deutschland gewinnen; denn die Bekanntschaft mit dem größten Dichtergenius Englands und vielleicht der Welt, kann nur vortheilhaft auf die Gesundheit und Gediegenheit des Geschmacks und Urtheils wirken.

Ein auserlesenes, daher minder zahlreiches Publikum als Schiller, worunter aber viele sonst nüchterne und ekle Geister die Verehrung beinah bis zur Idolatrie steigern, hat Göthe, der selbst der Ansicht war, daß seine Werke nicht eigentlich populär werden könnten. Einen noch beschränkteren aber sichern Kreis von zum Theil noch exklusiveren und raffinirteren Anhängern und Bewunderern hat Tieck, während Uhland mehr und mehr in die Masse und den Kern des Volks einzudringen beginnt oder vielmehr fortfährt. Jean Paul hat keine große und keine sehr laute Gemeinde; Lessing, Klopstock, Herder, Wieland sind allgemein als Heroen der Literatur anerkannt, werden aber wenig mehr gelesen, denn man hat zu viel zu thun mit der ephemeren Literatur, mit den neuen deutschen, oder den von der Sturmfluth der Mode auf den deutschen Strand geworfenen socialen, antisocialen und fashionabeln Romanen Frankreichs und Englands. Wir wollen die Aufzählung von Autoren, welche Beifall finden, oder verdienten, und die ihn gewinnen ohne ihn zu verdienen, nicht ausdehnen, nichts sagen von den zahllosen Journalen, Taschenbüchern und den Autoren, die Jahr aus Jahr ein die Leihbibliotheken füllen helfen. Man muß gestehen: wenn man das Publikum wie Eine Person

betrachten dürfte, so hätte es einen wahren Straußenmagen, der Alles verträgt und verdaut, und einen Geschmack, der sich in seinen Gegensätzen geradezu aufhöbe; aber das Publikum zerfällt in eine Menge von Klassen und Individuen mit besondern Neigungen und Geschmack in der Literatur; es gibt Solche, die wo möglich alles Neue, und daher fast nur Neues lesen, und darunter theils Urtheilsfähige, theils nur Neugierige; es gibt Einzelne, die vom Neuen gar Nichts halten, und sich auf die anerkannten Klassiker beschränken; es gibt exklusive und delikate Leser, die nur neue Schriften von einzelnen Lieblingsautoren zu lesen würdigen, darunter Leute von ganz einseitigem und beschränktem Interesse, aber auch Welche vom feinsten Geschmack, ästhetische Sybariten, die keine ungewohnte, derbere Kost ertragen; es gibt Manche, die nur Schriften von einer bestimmten Tendenz, oder nur von einer gewissen Gattung — nur Dramen oder Gedichte, oder historische Romane — lesen; und endlich Viele, die Alles durch einander lesen, was ihnen in die Hände fällt, aus bloßer Sucht nach Unterhaltung und Zeitvertreib. Gewiß ist die Zahl der urtheils- und tendenzlosen Bestandtheile des Publikums, die gar keinen Geschmack, im objektiven Sinn des Worts, haben, welche Schriften der disparatesten Art arglos nacheinander weglesen, nach Schiller — Clauren, nach Göthe — Kotzebue und Matthison u. dergl. Legion! Daher kann man auch von einem noch so stark gelesenen Autor nicht behaupten, daß seine Tendenz, Grundsätze, Styl und Manier im Publikum überwiegenden Anhang, gegenüber von Andern, finden, sondern nur, daß er gefalle, was aber gar nicht die Adoption seiner Gesinnungen und Tendenz in sich schließt. Wenn Schiller der populärste und verbreitetste Dichter in Deutschland ist, so ist man daraus gar nicht zu schließen berechtigt, daß seine philosophischen, moralischen, ästhetischen Ansichten und Grundsätze das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl des deutschen Publikums bilden, wie man dies etwa in Beziehung auf Voltaire, den kritischen, populären, witzigen Räsonneur, für Frankreich annehmen darf, oder zu einer gewissen Zeit durfte.

Und wie in Bezug auf die Literatur eine große Masse so zu sagen neutral bleibt, so gibt es auch hinsichtlich der oben besprochenen verschiednen geistigen Richtungen und Gegensätze unter dem intelligenteren, doch nicht eigentlich gebildeten Theil der Nation

Viele, welche in Ansehung eines Theils, oder auch wohl aller jener Gegensätze sich neutral verhalten, die mit ihrer Bildung nicht bis zum Niveau der Kontroverse sich erhoben haben. Von der Philosophie und spekulativen Theologie verstehen sie nichts, pietistischer Trübsinn, orthodoxer Zelotismus stoßt sie ab, sie verwerfen den Unglauben und den Aberglauben, sie verdammen die Tyrannei und scheuen die Anarchie; sie lieben eine schöne unterhaltende Lektüre und einen heitern Genuß des Lebens, aber sie rühmen auch und fordern Solidität und Rechtlichkeit. Es ist unser voller Ernst, wenn wir behaupten, daß unter dieser Klasse gewiß eine nicht kleine Anzahl tüchtiger und aufgeweckter Köpfe zu finden wäre, die es an gesundem Verstand, kräftigem Gefühl, natürlichem Geschmack, Urtheil und Mutterwitz mit Manchem aufnehmen könnten, der sich eines Systems rühmt; Menschen, die, nicht organisirt und gebildet für systematische Konsequenz und fanatische Einseitigkeit, nicht geübt, sich von dem, was in ihnen und um sie her vorgeht, in scharf ausgeprägten Begriffen Rechenschaft zu geben, denn doch nicht gedanken- und grundsatzlos hinleben, aber mehr nur das Gemeingefühl, den Blick, den Geschmack, den sittlichen und religiösen Sinn überhaupt im Leben üben und bilden, als daß sie sich feste Normen entwärfen und ihr Bewußtseyn und Wollen mit scharfen Linien abgrenzten. Solche Menschen schließen sich wohl an einzelne gegebene Haltpunkte, seyen es nun Institutionen oder Persönlichkeiten, an, sie sind Angehörige einer gewissen Konfession, huldigen der Autorität gewisser großer Namen auf dem Gebiet der Geschichte, der Sittlichkeit, der Literatur, halten fest an gewissen Ueberlieferungen, oder erwärmen sich auch für neue Ideen, aber ohne dies Alles in eine Einheit zu bringen, mehr instinktmäßig, oft auch nach den Inspirationen des Augenblicks. Und diese sind es großentheils, auf welchen die sogenannte öffentliche Meinung als ihren Trägern beruht! Es ist nun aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen, die im Allgemeinen für Wahrheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Religiosität, Freiheit, Recht und für das Schöne in Kunst und Literatur gestimmt sind, im konkreten Fall mit ihren abstrakten Maximen oft sehr ins Gedränge kommen und sich verwirren, daß sie das Recht nicht mit der Freiheit, die Aufklärung nicht mit der Religion, und umgekehrt, ins Gleichgewicht zu setzen wissen, weil es ihnen an

strengerer, begrenzender Auffassung jener Begriffe fehlt, so daß sie, leicht getäuscht und entzündet, im Namen der Freiheit ein schreiendes Unrecht gut heißen, im Aufklärungseifer Sittlichkeit und Religion gering achten, oder im Interesse ihres Rechts sich Verletzungen der Sittlichkeit und Freiheit erlauben. Wenn es in Deutschland üblich und möglich wäre, in Bezug auf die Entscheidung wichtiger Fragen und Differenzen, wie die bisher besprochenen, an die öffentliche Meinung zu appelliren, den intelligenteren Mittel- und Bürgerstand darunter hauptsächlich mitbegriffen: so würde, abgesehen von dem Einfluß der Interessen, der Sieg sich wohl demjenigen zuneigen, der sich irgend eines jener Begriffe oder Losungsworte mit der größten Energie und Anschaulichkeit zu bemächtigen, ihn zum leitenden und maßgebenden, mit Zurückdrängung der andern, zu erheben, und ihn entweder mit dem Gemüth und der Ehrliebe, oder auch mit der Eitelkeit und den Leidenschaften der Menge in die engste Verbindung zu bringen wüßte. Die öffentliche Meinung in Deutschland würde sich, so weit sie Raum hat, auflehnen gegen den, der entschieden jenen Maximen und Grundsätzen den Krieg erklärte, und zwar um so energischer und heftiger, je mehr das Verletzte oder Bedrohte mit den Lebensgewohnheiten, den mit der Muttermilch eingesogenen Gefühlen und Sympathien verwachsen wäre; aber die Abgrenzung jener Ideen oder Potenzen gegen einander; die Einschränkungen, welche sich die eine von der andern gefallen lassen muß, und welche im Grund ihnen gegenseitig heilsam sind, indem ohne Maß und Schranke jedes Prinzip zerfahren würde — dies ist zu hoch und zu fein für die unwissenschaftliche, nicht gründlich gebildete Menge, und hier ist die öffentliche Meinung, wenn nicht ein glücklicher Instinkt sie vor gröbern Verirrungen bewahrt, äußern Einflüssen leicht preisgegeben und schwankt oft, wie ein Rohr im Winde.

Und darf man sich darüber groß wundern und beklagen, wenn doch die Gebildeten und Wissenschaftlichen selbst einander mit aller Kunst und Tiefe des Denkens so gar nicht zu überzeugen, sich sogar nicht zu vereinigen vermögen, wenn in den verschiedenen geistigen Gebieten die Richtungen und Ansichten aufs Bunteste sich durchkreuzen und mischen, und Wenige sind, denen nicht von irgend einer Seite her der Vorwurf der Inkonsequenz

gemacht würde; wenn die anscheinend schroffsten Gegensätze häufig durch eine fortlaufende Kette von Mittelgliedern in einander übergehen, so daß Einem, der hauptsächlich diese Mittelglieder im Auge hätte, scheinen könnte, als seyen alle Parteien im Zustand der Auflösung, im Prozeß der Verschmelzung begriffen? Aber es bestätigt sich uns eben auch hier, daß nicht das Denken, dessen Konsequenz doch so nothwendig scheint, sondern daß das Ganze der Subjektivität, die Persönlichkeit, es ist, was jedem Einzelnen seinen Ort auf der Land- und Höhenkarte des geistigen Lebens anweist, daß unter dem modificirenden Einfluß der Individualität die unerwartetsten Verbindungen und Mischungen sich vollziehen, während andrerseits die anscheinend verwandteren und kongruenteren Richtungen sich abstoßen.

Sollten zu einem Kongresse der europäischen Nationalitäten und der verschiednen geistigen Richtungen und Strebungen, Repräsentanten für Deutschland ernannt werden: wie viel jetzt Lebende, oder kürzlich Verstorbene, würden erforderlich seyn, damit sich die verschiedenen Parteien vertreten fänden? würden drei oder vier, oder zehn genügen, oder vielleicht kaum hundert? Die geistigen Tendenzen Frankreichs und Englands wären gewiß von einer weit geringern Zahl zu vertreten, und Deutschland selbst würde in jedem frühern Zeitpunkt durch einige wenige hervorragende Individuen sich vollständiger repräsentirt geglaubt haben, als jetzt durch eine halbe Kohorte. Im Reformationszeitalter z. B. Luther, Erasmus, Hutten — wie Viel von den damaligen Bestrebungen und Ansichten faßte sich an diesen drei Männern zusammen! und noch im vorigen Jahrhundert — Nicolai, Gellert, Lessing, Klopstock, Herder — welch ein großer Theil des geistig regsamen Deutschlands mußte seine Typen in diesen Männern anerkennen! aber mit dem Beginn der Blüthe der Philosophie und der Literatur und den großen politischen Bewegungen und Erschütterungen spalteten sich die Ansichten dergestalt, daß jetzt hundert und mehr Männer nicht so Viele, oder richtiger, keinen so großen Theil des geistig lebendigen und strebsamen deutschen Volkes vertreten würden, als damals jene fünf. Vermochten doch nicht einmal die von Schiller, im Verein mit den ausgezeichnetsten Männern herausgegebenen Horen sich zu erhalten, und jetzt, nachdem so viele hervorragende literarische Persönlichkeiten durch den Tod weggerafft

worden sind, jetzt bezeugt unter Anderem schon die Menge von politischen, kritischen, ästhetischen, religiösen, philosophischen und allgemein literarischen Journalen und Zeitschriften, welche Organe bestimmter Ansichten seyn sollen und wollen, nicht nur die literarische Thätigkeit und Industrie unserer Tage, sondern auch die Getheiltheit und Divergenz der Richtungen, so wie auch der verhältnißmäßig große Beifall, den oft neutrale Organe finden, die Unentschiedenheit eines großen Theils des Publikums.

Man kann schon vom nationalen Standpunkt aus, ohne daß man glaubt, über ästhetische, sittliche, politische u. s. w. Irrlehren eifern oder sich bekümmern zu müssen, schon vom nationalen Standpunkt aus kann man diese Getheiltheit und Zerrissenheit in den Ansichten und Stellungen bedauern und beklagen, welche gerade den gebildetsten, intellektuell am höchsten stehenden Theil der Nation nicht nur vielfach spaltet, sondern auch mit Erbitterung, selbst Haß erfüllt, und verhindert, daß der Einheit der Sprache nicht auch, was so wohlthätig wäre, eine Einheit des Geistes und der geistigen Interessen entspricht. In dem Streit, sagt man, werden die besten Kräften vergeudet, die abgeschlossenen Stellungen werden immer mehr fixirt und als etwas Normales angesehen; die Interessen und Sympathien der Parteien siegen über die natürlichen Verhältnisse und Gefühle, über Familienpietät und Stammesanhänglichkeit, und mehr und mehr organisirt sich ein Krieg Aller gegen Alle. Während die Frucht der geistigen Bildung einer Nation der gemeinsame Fortschritt seyn sollte, sät sie in Deutschland fast überall den Samen hemmender und entzweiender Leidenschaften, die einmal ein Feind Deutschlands trefflich benützen kann.

Die theilweise Wahrheit all dieser Klagen und Besorgnissen läßt sich nicht verkennen; aber ganz so schlimm ist es denn doch nicht, und man muß diese Dinge nicht durch eine so trübe Brille betrachten. Wenn der Kampf und Streit auf dem geistigen Gebiet Kräfte verzehrt, so erzeugt und wirkt er ebenso neue, und einen Verlust von Kräften wie im Materiellen und Physischen gibt es hier gar nicht. Die Parteien sodann, die ihre Anhänger nicht an Einem Ort, sondern oft sporadisch über ganz Deutschland hin vertheilt haben, bewirken, wenn auch nicht eine Vereinigung der ganzen Nation, doch einen annähernden und bindenden Verkehr zwischen den dem Raum und dem Volksstamm nach Getrennten.

Die Mannigfaltigkeit der Doktrinen ist eine Schutzwehr gegen geistige Centralisation, gegen monopolisirende Aristokratie, gegen erdrückende und überwältigende Autoritäten, indem keine Ansicht und Tendenz so mächtig wird, daß sie nicht auf kräftige Opposition stieße, und keine in der Sicherheit des Siegs sich einwiegen darf. Daß die Leidenschaften durch die vielen Konflikte aufgeregt werden, und die Kampfplätze der geistigen Fehden oft ein unerbauliches Schauspiel darbieten, ist ebenfalls nicht zu bestreiten; indeß haben die so komplicirten und gehäuften Gegensätze die Folge, daß bei jedem Zusammenstoß in der Regel auch immer viele Neutrale und Unparteiische da sind, welche den Leidenschaften eine gewisse Mäßigung auferlegen, während in den Ländern, wo sich das ganze Volk in zwei oder drei Parteien spaltet, beinah keine unbefangene Unparteilichkeit Raum findet. Nicht gering anzuschlagen ist ferner der aus den geistigen Divergenzen und Kämpfen unläugbar entspringende intellektuelle Fortschritt; denn wenn auch die Parteien einander nicht näher kommen, so rücken sie doch, oft unbewußt, mit einander fort und der Wahrheit näher. Und wie das Gedeihen der materiellen Interessen den intellektuellen Fortschritt nach sich zieht, so muß auch der intellektuelle Fortschritt seinerseits auf die Entwicklung der sittlichen Verhältnisse vortheilhaft einwirken, wenn auch nicht in der Art, daß er die Gemüther wirklich, subjektiv, sittlicher macht, so doch indem er die objektiven Institutionen, gemäß den Anforderungen des Verstandes und des allgemeinen Nutzens, fördert und bessert, wie Schul- und Erziehungsanstalten, Armenwesen, Gesetzgebung und Straffysteme, und dadurch manche Quellen des Uebels verstopft oder für Abhülfe und Heilung Sorge trägt. Endlich hat auch die Individualität, die natürliche Anlage des Geistes und Gemüths, mehr Freiheit, ist weniger der Uebermacht weniger Autoritäten preisgegeben und kann sich ungestörter entwickeln, wo eine große Zahl von Parteien sich in die Geister theilen, und nicht die Wahl zwischen zwei Lagern unausweichbar geboten ist.

Hiemit glauben wir das Vortheilhafte und Tröstliche, das in der geistigen Getheiltheit Deutschlands liegt, unpartheiisch gewürdigt zu haben, können uns aber dagegen auch nicht enthalten, zum Schluß auf zwei Punkte ernstlich hinzuweisen. Das erste ist, daß wir denen Mäßigung und Bescheidenheit empfehlen möchten, die sich so gefallen in dem Dogma von der deutschen Geistesherrlichkeit,

von der Bestimmung unsers Volks zur Entdeckung und Cultivirung der Wahrheit, der höchsten und heiligsten Interessen des Geistes; in dem, unserm bescheidenen Hochmuth so schmeichelnden Glauben, daß wir das erwählte Volk der Idee seyen. Wir sind nicht so barbarisch gesinnt, daß wir die genannten Vorzüge der deutschen Nation verkennen oder geringschätzen sollten, wenn man sie nur nicht so oft als die Summe und den Schatz unseres Nationalguts anriefe; aber wir gestehen, daß das ewige Prahlen mit unsern Geistesschätzen, unserer Gedankentiefe, unsern poetischen Größen nachgerade fast ein Gefühl der Scham in uns hervorruft, weil wir nicht so blind und nationaleigenliebig sind, um uns nicht selbst sagen zu können, was andere Völker auf solche ruhmredige Prahlereien mit unsern ideellen Gütern uns mit Recht antworten können. Wir fürchten auch, man flöße damit unserm Volke, unserer Jugend einen höchst widrigen und abgeschmackten Dünkel auf Vorzüge ein, die, wenn auch einen sehr hohen, doch vom nationalen Standpunkt betrachtet, keineswegs den höchsten Werth haben, auf Vorzüge, die ihrem Wesen nach nur der Besitz verhältnißmäßig Weniger sind, und nicht das eigentliche Gemeingut der Nation werden: man schmeichle damit einem faulen Hochmuth von Vielen, die auf den Lorbern Weniger behaglich ruhen wollen, und man mache am Ende die ideellen Vorzüge selbst, deren Anerkennung von Fremden uns, und mit Recht, so wohl thut, dadurch daß wir selbst sie immer im Munde führen und in die Posaune stoßen, lächerlich und verhaßt. Das Zweite ist, daß wir daran erinnern, wie eine tüchtige, gediegene Geistesbildung und Culturhöhe nicht behauptet werden kann, ohne eine, in dem Kern der Nation wurzelnde und von seinen begabtesten Sprechern vertretene Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung. Auf dem Boden der sittlichen Achtung, des Vertrauens zu Charakter und Gesinnung läßt sich auch am ehesten noch auf eine rasche und glückliche Herstellung geistiger Einigkeit und Gemeinschaft hoffen, wenn der Genius Deutschlands eine solche gestattet oder fordert.

Wir haben den Gegensatz des Fortschritts und des Widerstands oben untauglich befunden zum Eintheilungs-Prinzip der sämmtlichen geistigen Richtungen und Parteien; wohl aber können wir jetzt, um ein Gesammtresultat zu ziehen, die Frage stellen und beantworten: Ob Deutschland überhaupt fortschreite oder nicht?

Bei dem Problem des Fortschritts kommt dreierlei in Betracht: Ob man ihn wünscht? Ob man ihn glaubt? Wie man ihn versteht? Die letzte Frage sollte eigentlich immer zur ersten gemacht werden; aber leider geschieht statt dessen häufig, daß man sich der Beantwortung, als sich von selbst verstehend, ganz überhebt, weil man mit jenem Namen schon die Gemüther zu gewinnen hofft. Im Obigen sind Belege vorgekommen, wie der Begriff des Fortschritts in einem Sinn gefaßt werden kann, gegen den sich Viele, die sich auch Freunde des Fortschritts nennen, verwahren müssen. Die ästhetisch-geniale Moral z. B. und die Emancipationstendenzen vermögen wir nicht als einen Fortschritt anzuerkennen, so vornehm sie sich auch diesen Ehrennamen beilegen. Beim Fortschritt können drei Seiten unterschieden werden: der Fortschritt in der Intelligenz, in der Sittlichkeit, im Behagen oder Glück. Nur wo dies Alles zusammenkommt, kann vom Fortschritt einer Nation im absoluten Sinn die Rede seyn, und auch nur unter der weitern Voraussetzung, daß daran die Gesammtheit der Nation Theil nimmt, daß nicht durch den Fortschritt der Einen die Andern tiefer sinken, gleichsam die Opfer des Fortschritts der Uebrigen werden. Der Fortschritt einer kleinen Anzahl von Freien, gestützt auf eine Unzahl von Sklaven, einer Hand voll Reicher, gegenüber einer unzähligen Masse Armer ist, wenn schon vom Standpunkt einer Geistes- und Genuß-Aristokratie er dafür gilt, doch schwerlich ein solcher vom Gesichtspunkt der Humanität oder Nationalität, und in moralischer Beziehung wird bald das innere Gebrechen und die Fäulniß an den Tag kommen und die Verletzung der Sittlichkeit und Menschlichkeit sich rächen. In Deutschland ist allerdings ein solches Mißverhältniß nicht sehr auffallend. Ist der Fortschritt in Intelligenz und Lebensgenuß auch sehr ungleich vertheilt, so ist doch keine Klasse ganz davon ausgeschlossen oder zurückgedrängt; ferner wünscht und will jeder Vernünftige den Fortschritt für Alle, d. h. die Vermehrung des Lebensgenusses, die Aufklärung Aller, hinsichtlich der Mittel, sich denselben zu verschaffen und ein lebendiges Bewußtseyn von der Pflicht, die Jeder in seinem Kreis zu erfüllen hat. Aber es fehlt nicht an Solchen, welche den Fortschritt der Intelligenz bei den Massen über eine gewisse Linie hinaus scheuen, und sie mit der materiellen Behaglichkeit zufrieden stellen wollen, und andererseits

treten angebliche Apostel des Fortschritts auf, welche im Gebiet der Sittlichkeit und Aesthetik den Fortschritt proklamiren, nicht dadurch, daß sie die schöpferische Kraft zu größern Leistungen erwecken und befähigen, sondern dadurch, daß sie die Anforderungen laxer machen, der Willkühr und dem Gelüsten mehr Raum gestatten, — was in Wahrheit so lächerlich ist, als da von einem Fortschritt der Gymnastik sprechen, wo eine Barriere, die von Wenigen übersprungen wurde, niedriger gemacht und nun von Mehreren übersprungen wird. Aber durch die vorgetragene Fahne des Fortschritts lassen sich doch viele Unkundige blenden, und schließen solchen markloſen Reformatoren, den Energumenen der Ohnmacht und Schlaffheit, sich jauchzend an. Unterstützt werden die Ansprüche solcher Leute durch das stillschweigend angenommene Dogma: daß im Reiche des Geistes Alles Fortschritt sey. Zwischen diesem Satz aber, und dem: daß die Menschheit im Ganzen fortschreite, ist ein himmelweiter Unterschied. Wir wollen den letztern Satz nicht anfechten, aber ein entsetzlicher Mißbrauch desselben ist es, wenn sofort jede Erscheinung im geistigen und sittlichen Leben darunter subsumirt, mit diesem schützenden, sanktionirenden Schilde gedeckt werden soll. Der Fortschritt im Ganzen schließt Verirrungen und Rückschritte im Einzelnen nicht aus, und es ist abgeschmackt, jeder ephemeren Tendenz, jedem leichtsinnigen Einfall und Gelüsten sofort eine organische Bedeutung nicht nur zuzuschreiben, sondern auch ein Moment des Fortschritts mit hartnäckigem Eigen- und Scharfsinn darin nachweisen zu wollen.

Jenen Satz zugegeben ist doch noch nicht gesagt, daß auch jedes einzelne Volk fortschreite. Es kann ja seine Rolle entweder ganz oder theilweise ausgespielt haben, wie Griechenland nach dem peloponnesischen Krieg im Ganzen nicht mehr fortschritt, obgleich in einzelnen Richtungen; innerlich, politisch und sittlich gebrochen, trieb Athen noch herrliche Blüthen der Philosophie, der Beredsamkeit, der Kunst und Poesie; man kann aber doch schwerlich sagen, daß die aristophanische Komödie ein Fortschritt gegen die Tragödie gewesen, wenn schon sie letztere zu ihrer Basis haben mochte, denn sie nahm schon zu viele Elemente der sittlichen Verderbniß in sich auf, und die Beredsamkeit eines Demosthenes läßt uns nur doppelt schmerzlich bedauern, daß sie nicht mehr

den politisch ersten Staat Griechenlands, und die Königin der Meere verherrlichte. Wir sind weit entfernt, Deutschland in dieser Beziehung mit Griechenland zu vergleichen; wir glauben und hoffen, daß unser Vaterland noch eine große und schöne Zukunft vor sich hat, aber auch, daß es dieser entgegengehe, darauf sich vorbereiten könne, nicht durch Verfolgung und Vergötterung von Einseitigkeiten, nicht durch ausschließlich intellektuelle Strebungen, die zu einem unerträglichen, kalten Geisteshochmuth führen; nicht durch ausschließlich ästhetische Bildung, die in unnatürlicher Ueberfeinerung, in Weichlichkeit und Lüstelei endigt, nicht durch ausschließliche Förderung der materiellen Interessen, die meist von Gemeinheit der Gesinnung begleitet wird, sondern nur dadurch, daß die in den geistigen Führern und Vertretern Deutschlands waltende Idee deutscher Nationalbildung den Zusammenhang mit dem praktischen, gemüthlichen, sittlichen, socialen Leben des Volks niemals verliert, und darin ein Korrektiv für Einseitigkeiten findet, welche zwar nie fehlen, aber, unter dem Einfluß jener gesunden Idee, nie zu jenen krankhaften Afterbildungen ausarten werden. Ja, wir glauben und hoffen den Fortschritt in Deutschland, aber nicht einen solchen, den die Nothwendigkeit uns schenken, sondern einen solchen, den die Kraft, die Tüchtigkeit und die Freiheit erringen muß!

G. P.

Das Verhältniß der Künste

zu der

politischen Entwicklung der neuesten Zeit.

Der Künstler steht in der Mitte zwischen den Handwerkern und Gelehrten, beiden die Hand reichend; nur je nach dem Zweige der Kunst, den er ergriffen, mehr dem Gewerbe oder mehr der Wissenschaft zugewendet. Mit dem eigentlichen politischen Leben steht die Kunst in keiner direkten Beziehung, aber die Macht, welche die politischen Ideen auf die Wissenschaft, die politischen Verhältnisse auf die Gewerbe im weitesten Sinne üben, gibt von zwei Seiten her die Kunst, wenn auch nur mittelbar, dem Einflusse des politischen Charakters jeder Zeit preis. Umgekehrt ist aber auch der Kunst der Weg zur Einwirkung auf das staatliche Leben nicht verschlossen. Denn die den Staat bauen, sind Menschen, ehe sie Gewerbende, Gelehrte, Staatsdiener sind, und in sofern die Kunst an den Menschen sich wendet, ist sie zwar ein neutrales Gebiet, auf dem jedoch Eindrücke geändert werden können, die sich auf der Grenze, bei der Rückkehr in das praktisch politische Leben nicht wie Staub von den Schuhen schütteln lassen. Das Verhältniß der Kunst zum Staate hat die Alten viel beschäftigt; wir Modernen sind kaum gewöhnt, es zu beachten: und doch möchte es nicht schwer seyn, selbst mit Beschränkung auf bloße Andeutungen, zu zeigen, daß auch die neuere und neueste Zeit den innigsten Zusammenhang zwischen den Phasen der politischen und der Kunstentwicklung aufweisen.

Wir erinnern zuerst an das Verhältniß der Hauptzweige der Kunst überhaupt zu einfacher Menschlichkeit, zu Gewerbe und Wissenschaft. Die bildende Kunst streift an die Stoffverarbeitung, indem sie dem Stoff, den sie veredeln will, Geist einzuhauchen bemüht ist. Zu allen Zeiten hat sie durch Verschönung der Gefäße und Geräthschaften des menschlichen Lebens sich an die Erde und das sinnliche Bedürfniß geheftet, während sie auf der andern Seite im Dienste der Religion oder der Wissenschaft dem Himmel und dem Geiste sich anschloß.

So hat auch die Musik von jeher zum Tanze, wie zum Opfer gespielt; allein die Musik, die innerlichste als diejenige Kunst, deren Form der reinen gestaltlosen Empfindung am nächsten steht, hat sich an die Aeußerlichkeiten des Gewerbslebens nicht anknüpfen können. Denn die technische Vervollkommnung der Instrumente ist Nebensache neben dem ältesten und vollkommensten Erscheinungsmittel der Musik, der Stimme des Menschen. Obgleich sie mit dem Luxus, ja selbst der Luxurie insofern zusammenhängt, als sie die eigentliche Kunst des Genusses ist, so ist sie doch eine weit allgemeinere Kunst, als die bildende, schon deßwegen, weil der weitere Spielraum, den die Unbestimmtheit ihrer Form dem Gefühl und der Phantasie eines jeden freiläßt, sie der Masse der Menschen zugänglicher macht. Die übrigen Künste dagegen in ihrer bestimmteren Form verlangen, daß der Mensch die Idee in der gegebenen Gestalt zu erfassen verstehe. Bei der Musik denkt sich leicht ein Jeder, was ihm gerade das Herz bewegt, und je mehr die übrigen Künste diesen musikalischen, subjektiven Charakter annehmen, desto leichter finden sie allgemeine Anerkennung selbst bei denjenigen Menschen, die höher stehen als solche, welche die Kunsterzeugnisse bloß als Luxusgegenstände und Zeitvertreib oder als künstliche Naturnachahmung mit dem Maßstabe der Mode, der Unterhaltung oder der Naturtreue messen. Dies gilt von der lyrischen Poesie, wie von der lyrischen Malerei.

Allgemeiner zugänglich als die bildende Kunst und doch bestimmtere Eindrücke machend, als die Musik, ist die Poesie: zugleich ist sie weder an die Geräthe des irdischen Lebens, noch an die sinnliche Genußsucht gebunden, und indem das Medium der Erscheinung der Idee bei ihr die Sprache ist, indem sie eben damit an den Geist spricht, als dessen unmittelbare Aeußerung

die Sprache uns erſcheint, ſo ſteht ſie der Wiſſenſchaft näher als die beiden andern Künſte, von welcher die Muſik nur einen Theil ihrer Form entlehnt, ohne im Reſultate ihr etwas zurückgeben zu können. Von dieſen andern beiden Künſten iſt die bildende Kunſt inſofern in einem näheren Verhältniß zu der Wiſſenſchaft, als die Muſik, in wiefern ſie nicht nur durch eine beſtimmtere Form auch eine klarere Ausdrucksweiſe, ſondern auch, indem ſie ſelbſt einen klareren, bewußteren Inhalt hat. Allein die Poeſie, indem ſie Ideen in der Sprache gibt, iſt eine Schweſter, und nicht bloß Stiefſchweſter der Wiſſenſchaft.

Von den bildenden Künſten, um nun ins Einzelne zu gehen, ſteht die Architektur dem ökonomiſchen Kreiſe am nächſten. Indem ſie für die Wohnung des Menſchen ſorgt, hat ſie ihren Boden in den nothwendigſten Bedürfniſſen, und je nachdem der Geiſt eines Volkes nicht nur, ſondern auch deſſen klimatiſche Verhältniſſe verſchieden ſind, iſt die Architektur von verſchiedener Bedeutung für den Staat. Das Alterthum, im Süden ſeinen Sitz habend, und ohne den Geiſt der Familie, der ins Haus bannt, lebte viel auf der Straße, ein öffentliches Leben; Tempel, Fora, überhaupt öffentliche Gebäude waren es, woran die Architektur ihren Gegenſtand fand; die Wohnhäuſer waren eng und unbequem. Als die germaniſche Welt die Familie zu ihren Ehren brachte, als ſie hauptſächlich in nördlichen Klimaten ſich ausbildete, kam das Wohnhaus auch zu einer weit größeren Bedeutung. Die Architektur als Kunſt bemächtigte ſich der bürgerlichen Bauart, und auch die öffentlichen Gebäude, die Rathhäuſer, ſchloſſen ſich dieſer Bauart der Wohnhäuſer an, während ſie bei den Alten eine ganz verſchiedene Architektur gehabt hatten. Neben jener bürgerlichen, wohnhäuslichen Richtung, die deßwegen auch die öffentlichen Gebäude ergriff, weil in der Geſellenſchaft, in der Genoſſenſchaft, in der Gemeinde immer wieder der familiäre Grund des germaniſchen Weſens nachwirkte, nahm aber die Architektur im Mittelalter noch eine andere Hauptrichtung. Die chriſtliche Kirche, als herrſchende Macht, ſchuf ſich eine neue und eigene Baukunſt; ſie überwand die gedrückte byzantiniſche Baſilikenform, die aus der alten Tempelform hervorging, und erhob ſich zu der bezeichnenden Höhe des gothiſchen Baues.

Mit dem Beginn der neueren Zeit, als das Alterthum wieder aus dem Schutt gegraben wurde, den die früheren Jahrhunderte

des Mittelalters darauf gehäuft, die späteren ur- und fruchtbar gemacht hatten, kehrte man auch in der Architektur, besonders in Italien, zur Antike zurück. Die klimatischen Verhältnisse und der romanische Geist standen dort ohnehin der Antike näher, die nie ganz verlassen worden war. Im 16ten Jahrhundert entstanden mit Benützung der alten Formen herrliche Gebäude. Allein mit diesem Jahrhundert, das neben dem 15ten eines der schönsten in der Geschichte ist, durch den üppigen Reichthum neu vorbrechender und mit jugendlicher Kraft verwirklichter Ideen in Wissenschaft, Kunst, Staat und Leben überhaupt, schien der Sinn, welchen der edle, wiedergefundene Wein des Alterthums erregt hatte, verraucht.

Das 17te Jahrhundert verließ die Reinheit der überlieferten Formen und gefiel sich in vielfach unschöner und dem Wesen der Baukunst widersprechender Verschnörkelung. Allein diese Wendung, so sehr sie beklagt und verdammt worden, war nichts destoweniger nur ein Uebergang zum Besseren. In der Freude über die neu entdeckte Herrlichkeit des Antiken hatte in der Architektur (wie in andern Gebieten des Lebens und der Kunst) das 16te Jahrhundert zu heftig gegen das christliche Mittelalter reagirt. Das konnte nicht dauern, die antike Einfachheit war der neuen Zeit nicht mehr angemessen und lag zu fern. — Die reiche Mannigfaltigkeit der gothischen Architektur dagegen lag zu nahe, gehörte der Zeit an, aus welcher herausgeführt zu seyn man sich viel einbildete. Den rechten Mittelweg findet man nicht sogleich. Nicht minder als in der Form der Architektur zeigte sich die Richtung der Zeit nun auch in der Wahl der Zwecke. Mit dem 17ten Jahrhundert brachen mächtig die modernen politischen Interessen durch die mittelalterliche kirchliche Form. Der dreißigjährige Krieg, der Form nach ein Religionskrieg, dem Wesen und Ergebniß nach durchaus politisch, ist der volle Ausdruck dieser Wendung. Der politische Absolutismus entwickelte sich, und ihm gemäß heftete sich nun an Schlösser und Paläste der Typus der neuen öffentlichen Baukunst. Langsamer folgte die bürgerliche Baukunst nach, der eigenthümlichen Zuversicht gemäß, welche das Privatleben vor den Schwankungen des öffentlichen Lebens bewahrt. — Mit der französischen Revolution brach dann zum zweitenmal die Ueberschätzung des Alterthums in die Zeit ein, und die Architektur folgte dem Strome um so eher, als sie wirklich Ursache hatte, einzulenken. Allein weit

mehr noch als im jugendlichen 16ten Jahrhundert ließ man im alten, abstrahirenden 18ten die Rücksicht auf Klima und Uebereinstimmung mit dem modernen Leben, Zweckmäßigkeit überhaupt bei Seite. So entstand jene griechisch-römische Architektur der Franzosen, die noch spukt, und im Norden durch Hansens Bauwerke repräsentirt wird.

Unser 19tes Jahrhundert, in seinem Streben nach konkreterer Gestaltung, hat auch in der Baukunst sich durch die Abstraktion der Revolutionszeit von allem Inhalt und besonderen Zweck loszumachen gesucht. Von Tag zu Tage gewinnt die Ueberzeugung unter den Architekten mehr Oberhand, daß die Façade der Ausdruck der innern Gliederung des Gebäudes seye, und eben weil diese durch den Zweck desselben bedingt wird, ohne Inschrift die Bestimmung des Baues andeuten müsse. Insofern aber dieses Prinzip in der Anwendung die Verschiedenheit des Styls nicht sowohl ausschließt, als modificirt, hat sich das Schwanken zwischen byzantinischem, gothischem, antikem Styl noch nicht verloren: es ist theils ein gewisser angelernter Formalismus, der die Geister noch bannt, theils wohl auch die Seltenheit des Zusammentreffens eines praktischen Scharfsblicks mit einem hohen Schönheitssinn, was die Architektur weniger als andere bildende Künste zu einer Abrechnung mit der alten Zeit kommen, und eine dem Leben der Gegenwart und der außer der Zeit stehenden allgemeinen Bedingung des künstlerischen Schönen gleich entsprechende Gestalt gewinnen läßt. Denn das ist, glauben wir, nicht die Ursache der Haltlosigkeit unserer Baukunst, daß die Gegenwart kein öffentliches und kein religiöses Leben habe. Wenn ihr keine Theater und Kirchen mehr zu bauen habt, und auch dazu fehlt es nicht an Gelegenheit, so baut Börsen, Fabrikgebäude, Kaufhallen und Aehnliches. Es fehlt einer Zeit, die so das materielle Interesse hochhält, und es mit so großem Maßstab mißt, am wenigsten an Stoff für die Baukunst; denn die Materie will einen Raum haben, in welchem sie bearbeitet, gesammelt, gelagert, vertauscht werde, und wo dies ins Große getrieben wird, so fehlen auch die Dimensionen nicht, deren die höhere Architektur nicht entbehren kann.

An die Architektur schließt sich die Skulptur an, wie jene aus dem vollen arbeitend, wie jene der Wohnung des Menschen,

so diese, zum Theil wenigstens, den Geräthschaften zum Gebrauche des Lebens eine edlere Form gebend. In der Skulptur aber zeigt sich der Geist der Zeit, der Charakter unserer Gegenwart entschiedener als in der Architektur, der es, da sie gar zu sehr von der Nützlichkeit abhängt, schwerer werden muß, einen selbstständigen Charakter zu gewinnen. Die Architektur hat zum wesentlichen Zweck, Gebäude zum Gebrauche für irgend welche menschliche Thätigkeiten zu errichten (Privathäuser, öffentliche Gebäude, Kirchen); bloße Schaubauten, Triumphbögen u. dgl. sind Ausnahmen, und vielmehr als Verschmelzung der Skulptur und Architektur (mit gleichem Antheil beider) anzusehen, denn als Produkte der Baukunst. Die Skulptur dagegen hat zum Hauptzweck, das Schöne in der vollen greifbaren Form darzustellen; die, wenn auch noch so häufige Anwendung auf Geräthschaften ist bei ihr nur abgeleitet. Die Skulptur ist daher ungebundener in der Annahme eines bestimmten Charakters auch in einem sehr materiellen Zeitalter, und gerade in dieser Beziehung fassen wir sie ins Auge. Da ist nicht zu sprechen von all jenen unzähligen Nachbildungen der Antike, welche nur einen formell künstlerischen Genuß uns Modernen gewähren, daher für das Volk, für das gesellschaftliche Leben im Großen ohne Bedeutung sind, und wiederum von diesem nicht anders influencirt werden, als insofern der Geschmack und die Mode gesellige Erscheinungen sind. Charakteristisch ist vielmehr, daß jenes Gebiet der alten Welt nicht mehr als die einzige Bühne für die Bildhauerei angesehen wird. Wie bei der Architektur zwei Hauptrichtungen der Kunst im Leben sich unterscheiden, eine dem öffentlichen Leben, den allgemeinen Interessen der Zeit zugewandt, eine andere dem Privatleben angehörig, weil der Mensch überall und zu allen Zeiten zugleich für *sich* und für das *Menschengeschlecht* lebt, — so zeigt auch die Skulptur beide Richtungen auf.

Die Monumentistik ist derjenige Zweck der Plastik, der sie wieder dem öffentlichen Leben zurückzuführen die offenbare Bestimmung hat. Wenn das griechische Alterthum in der Freude über das gefundene Bewußtseyn der freien Individualität des Menschen alle Ideen des Geistes und alle Kräfte der Natur symbolisch in *Menschengestalt*, als Götter und Halbgötter, auf seine Marktplätze, in die Hallen und Gärten setzte, — wenn das

Mittelalter Christus am Kreuze und die Scenen aus der Geschichte Christi, die Heiligen und Apostel in den Kirchen und Klöstern, an Landstraßen und Passionsstationen plastisch darstellte, so daß vor diesen religiösen Sculpturen die übrigen verschwinden, so ist es der neueren Zeit ganz angemessen, daß historische Personen der profanen Geschichte als hauptsächliches Object der Sculptur erscheinen. Das ist der ganzen neueren Zeit gemeinsam. Allein eine dreifache Eigenthümlichkeit zeichnet dennoch die neueste Zeit, unsere Gegenwart, von den vergangenen Jahrhunderten der neueren Zeit aus: eine den Gegenstand, eine die Form, eine die Art der Errichtung betreffend. Früher sind es meist nur Könige oder vornehme Kriegshelden im Dienste der Könige, denen öffentliche Denkmale gesetzt wurden — jetzt werden Männer des Volks durch Monumente geehrt, vom Civilstande: Justus Möser, Armand Carrel, Winter, Watts, Coquerill. Und nicht minder als das politische und gewerbliche Verdienst wird das kulturhistorische geehrt. Göthe, Schiller, Lessing, Albrecht Dürer, Luther, Guttenberg nehmen Platz auf den Märkten der Städte. — Es ist der demokratische Geist des 19ten Jahrhunderts, der hieran den sichtbarsten Antheil hat; es ist weiter die unserer Zeit so sehr zum Ruhme gereichende Schätzung der bürgerlichen Thätigkeit gegenüber von der Laune verflossener Jahrhunderte, welche, wenn sie auch diese Thätigkeit nicht entbehren konnten, dennoch gewohnt waren, die Ehre und öffentliche Auszeichnung als Privilegien des Militärstandes anzusehen, — eine Reminiscenz der mittelalterlichen Identität des Ritter- und Kriegerstandes, — welche auch bei dem System der stehenden Heere die Offiziersstellen ausschließlich dem Adel freihielt. Es ist ferner darin nicht zu verkennen die allgemeinere Verbreitung des Verständnisses der höchsten Wichtigkeit geistiger Bildung — die Anerkennung der Rechte des Dichters, neben dem König zu gehen. — Aufs Engste hiemit zusammen hängt die Art der Errichtung der Denkmale durch Subscriptionen, Vereine. An die Stelle des Anstoßes und der Bestreitung der Kosten von den Höfen ist auch hierin die Vielheit des Volkes getreten. — Was endlich noch die Form betrifft, so ist das Verhältniß der neuen historischen Statuen zur antiken Bekleidung zu berücksichtigen. Weil die Sculptur ihre größten Werke dem Alterthum verdankte, so glaubte man im

Alterthum den einzigen Typus derselben zu finden; weil es aber keiner Zeit vergönnt ist, eine ältere, ihr fremde zu kopiren, und am wenigsten solchen Zeiten, welchen die ächte allseitige Durchbildung fehlt, so zeigte sich hier ein ähnliches Phänomen, wie in der Architektur. Man fühlte die Unangemessenheit der reinen Antike für die moderne Zeit. Statt aber aus dem germanischen Geiste, aus der nationellen Richtung die neue Kunst auszubilden, glaubte man die höhere Stufe durch willkührliche Gespreiztheit mit Beibehaltung der antiken Grundlage zu erreichen. So kam die sogenannte Berninische Schule schon seit dem 16ten Jahrhundert auf, und hat im Wesentlichen bis zur Mitte des vorigen gedauert. So sehr sie zu tadeln ist, so ist doch das festzuhalten (was in der Regel nicht genug geschieht), wie ihr ein richtiges Gefühl zu Grunde lag, daß auch das Schöne und die Kunst kein Absolutes sey, sondern den Charakter im Wechsel der Zeit und Geschichte verändern müsse. Man sah ein, daß die ruhige, einsichtsvolle Klarheit der griechischen Sculptur die symbolische Variation der reinen Menschengestalt, das Bedürfniß der gespaltenen germanischen Welt mit ihren tausend Interessen nicht erfüllen, dem praktischen Geiste derselben nicht mehr genügen könne. Nur vergriff man sich in der Ausführung. Das Unwesentliche der Antike, die nackten Arme und Beine nahm man für das Wesen, und vom Modernen gab man, statt der speciellen Bedeutung, statt historischer Anhaltspunkte, nur die Affektation hinzu. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat hiegegen, wie in allen anderen Beziehungen des Lebens, revolutionär auf. Winckelmann, der ein Kunstgenie war, wie irgend eines, wenn er gleich weder Pinsel, noch Meisel, noch Richtmaß und Senkblei handhabte, führte zur Antike zurück. Canova, Thorwaldsen, Dannecker traten in dieser Richtung auf. Die französische Revolution, um die Bürgertugend zu ehren, fand die Plastik hiezu besonders geeignet, und ihrer antikisirenden Richtung gemäß wurden nun die Helden der Neuzeit so viel möglich antik gemodelt. Selbst Napoleon ward von Canova, der diese Richtung immer beibehalten, nackt dargestellt.

Neben jener Hinneigung zur Antike war übrigens in Europa die Anschließung an die mittelalterliche Sculptur nicht verloren gegangen. Diese hatte im entgegengesetzten Extrem alle Darstellung aller Zeiten je in das Gewand der Gegenwart gehüllt. Man

behielt nur da und dort die Kostüme, dann die Rüstungen des Mittelalters für die Sculptur bei, und das gab einen Uebergang, auch die eigenen Trachten der Gegenwart für dieselbe zu benützen; übrigens geschah es dann wieder ohne gehöriges Ausscheiden des Unschönen. Wir erinnern an die Statuen auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. Diese Richtung mußte nun aber im 19ten Jahrhundert, nachdem die Antike den Geschmack geläutert, und zugleich die Zurückbeziehung auf Nationellhergebrachtes und germanische Grundlage gegen die Abstraktionen der Revolution überall reaktionär sich äußerte, die eigentliche Richtung der öffentlichen Sculptur der Zeit werden, und so ist es denn auch geworden. Napoleon steht auf dem Platz Vendome mit Hütchen und Ueberrock; — die drei Helden Bülow, Scharnhorst und Blücher in ihren preußischen Uniformen vor der Hauptwache zu Berlin, — Schiller mit dem Hemdjabot geben keinen Anstoß mehr, und Thorwaldsen selbst, der große Meister, ist in diese neue Richtung hineingerissen worden, ein gutes Zeugniß für dieselbe von Seiten der Kunst. — Diese Art der Darstellung der Person, im gewohnten Kleide der Zeit des Individuums, ist in noch viel höherem Grade jenem zweiten Zweige der Sculptur eigen, der als ein neuer, der Richtung unserer Zeit aufs Engste sich anschließender zu bezeichnen ist. Früher sah man in den Privathäusern fast nur Brustbilder berühmter Männer aus Gyps oder Marmor. Jetzt findet man häufig ihre ganzen Bildnisse im Kleinen. Ich meine nicht Nachbildungen lebensgroßer Statuen, sondern jene durch Rauchs kleine Götheſtatue hervorgerufenen schuhhohen Figuren, ihre Bestimmung fürs Haus dadurch kundgebend, daß sie die dargestellte Person ebenfalls, wie sie im Hause sich darstellt, auffassen und wiedergeben: Drake's Standbild von Rauch, Alexander und Wilhelm von Humboldt, von Schinkel und ähnliche. Diese Richtung der Sculptur beruht auf dem nämlichen democratischen Elemente, auf der gesteigerten Bildung und Bedeutsamkeit des Mittelstandes, welche auch nach Außen hin auf die Wahl des Gegenstandes der größeren Monumente und die Art ihrer Errichtung einwirken ließ; nach innen äußert sie sich, in Verbindung mit der ebenfalls wieder gestiegenen Anerkennung der Häuslichkeit, in der vielfachen Verbreitung jener häuslichen kleinen Monumente. Es sind nicht mehr bloß Schlösser und Paläste, welche als

Luxusgegenstände Werke der Plastik enthalten, andererseits sind es nicht blos Nachbildungen größerer, für das Haus der Bürger nicht bestimmter Werke, welche in dieses Einlaß finden; sondern das bürgerliche Haus selbst wird gewürdigt, den Maßstab für die Darstellungen der Kunst zu geben. Weniger ist der Charakter der Zeit bemerklich in der Anwendung der Plastik auf Geräthe, erstens wegen der größern Gebundenheit durch den Gegenstand, sodann namentlich weil die Form der Luxusgeräthe so sehr der subjectiven Laune der Mode unterworfen ist. Doch muß man im Allgemeinen in der Rückkehr des laufenden Jahrzehends zu Schnörkeln, zu dem Styl der Renaissance, dem Rococo, die Reaktion gegen die antikisirenden Formen und geraden Linien, welche die Revolution aufgebracht, anerkennen, wie sehr man auch der Mode gerade dieser besondern Geschmacklosigkeit entgegen seyn mag.

Noch viel mehr springt die Verallgemeinerung des Kunstgenusses bei den zeichnenden Künsten in die Augen, die theils ihres leichtern Verständnisses, theils ihrer größeren Wohlfeilheit wegen, sich weit mehr für eine Verbreitung unter das Volk eignen. Die Malerei bewegt sich nothwendig auch in zwei Richtungen. Auf ein Allgemeines, sey es um das öffentliche Leben oder die allgemeinen Interessen der Menschheit oder eines ganzen Volkes, Religion oder Schönheit im Allgemeinen beziehen sich die Historienmalerei (religiöse und profane) und die sogenannte historische Landschaft (Pouſſin); auf das Besondere des einzelnen Volkes und Landes, auf dessen Gegenwärtiges in Leben und Natur, endlich auf das Einzelnste der Persönlichkeit selbst: das Genre, die reine Landschaft und das Portrait. Die Historienmalerei (von der historischen Landschaft können wir schweigen), zunächst bei dem Beginn ihrer Blüthe zur Zeit des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit, ward von dem Princip des ersteren, der Kirche, noch festgehalten, und da die Religion nicht untergeht, sondern nur die kirchliche Ansicht zum Theil wechselte, so blieb auch die religiöse Historienmalerei bis auf den heutigen Tag ein bedeutender Zweig; ja sie hat mit der größern Christlichkeit des 19ten Jahrhunderts zugleich wieder einen höhern Schwung genommen; aber die Gattung der Zeit ist sie nicht. Die Reformation schon trat ihr durch die Ausscheidung der Kunst als eines Sinnlichen aus der Kirche besonders schroff im Calvinismus entgegen. Darauf irrte seit dem

17ten Jahrhundert die historische Malerei, wie fast alle übrige Kunst, im Trüben: mythologische Darstellungen ohne Beziehung auf die Zeit, und historische, für Zeit und Volk interessante Gemälde ohne künstlerischen Werth stehen neben einander. Innere Leerheit wird verdeckt durch äußerliche Mittel, namentlich der Inhalt durch Umfang und Zahl der Figuren ersetzt. Schon mit Paul Veronese, mehr noch mit Tintoretto beginnend, hat im Dienste der Pracht des absoluten Hofes diese Art von Malerei, die kunstlose Bekleckſung ungeheurer Flächen, Wände und Plafonds in den Schlössern Ludwigs XIV. und seiner Nachahmer auf dem ganzen Continent grassirt. Das wunderbare Vorbild, das man in Raphael auch bereits für die profane historische Malerei gehabt, die Verschmelzung des Geistes der Antike mit concretem Inhalt der Zeit des Künstlers, die in ihm und andern seiner großen Zeitgenossen sichtbar ist, war gänzlich vergessen. Der Styl der Malerei entsprach dem der Baukunst und Plastik. Was am Ende des 18ten Jahrhunderts in stiller Wirksamkeit zu Rom Karstens, Eberhardt Wächter und Gleichgesinnte erstrebten, und zum Theil leisteten, um die Kunst aus ihrer Bedeutungslosigkeit zu reißen, trug erst so spät seine Früchte, daß diese Männer bis dahin fast vergessen waren. Das ist nun einmal das Loos des stillen Verdienstes. Unterdessen kam mit der französischen Revolution in Frankreich eine mehr glänzende (David's) Schule auf; sie antikisirte. An der Stelle der matten Süßlichkeit und markloſen Abgelebtheit der ältern Malerei trat eine kräftige Tendenz auf; allein diese Schule war ächt französisch revolutionär in Stoff wie Form. Die Gegenstände waren römisch, aus der Geschichte der Republik, die Form pretentiös, mit theatralischem Uebermaß. Erst den Deutschen und der ruhiger gewordenen Zeit, dem Frieden, war es vergönnt, hier die rechte gemäßigte Bahn wieder zu finden. Als Vortreter auf diesem Wege ist Cornelius zu nennen, bei den Franzosen Ingres; als Repräsentantin der modernen Richtung hinsichtlich der historischen Malerei: die Münchner Schule. Wenn aber der Münchner Schule das Verdienst einer tieferen Auffassung des historischen Princips in der Malerei zukommt, so wird man den Neu-Franzosen zugestehen müssen, daß sie mehr die Anwendung auf das Modernhistorische als Gegenstand der Malerei zu machen verstanden haben, während die

Münchner Schule in kirchlichen und mittelalterlichen Sujets ſich noch mit allzugroßer Vorliebe zu bewegen ſcheint. Dieſes Reſultat wird Niemanden Wunder nehmen, der die Richtung des politiſchen und innern Lebens in Frankreich und Deutſchland, namentlich Baiern, vergleicht.

Die andere Richtung der Malerei, die Malerei im Kleinen und für Kleine, die Auffaſſung des gewöhnlichen Lebens für das gewöhnliche Leben, nahm einen etwas andern Gang der Entwicklung. Als die Reformation die Malerei aus der Kirche vertrieb, rettete ſie ſich in den Niederlanden, wo die Wiege der alten Malerei war, insbeſondere in dem proteſtantiſchen Holland, auf die Märkte hinaus, in das Leben des Bürgers und Bauers, und mit beſonderer Vorliebe in die Wirths- und Schenkſtuben. In dieſen ward ſie bald ſo heimiſch, daß ſie zum Theil wie Falſtaff von ſich ſagen könnte: ich will ein Bauerpferd ſeyn, wenn ich noch weiß, wie das Innere einer Kirche ausſieht. Lebendigkeit, Naturtreue, Verſtändniß des Volkslebens und der vaterländiſchen Scenerie, techniſche Vollendung zeichneten dieſe Schule aus, und thun es heute noch. Niemand malt gegenwärtig Meer und Vieh ſchöner als die beiden Schoteel und andere holländiſche Maler. Allein dieſe faſt rein proſaiſche Richtung, welcher durch die ganze neuere Zeit herunter eben deßwegen ſchon ein reichlicher Anklang nicht fehlen konnte (ganz abgeſehen von den obenerwähnten Vorzügen), genügte der auf die Italiener der blühenden Zeiten in dieſem Jahrhunderte wieder zurückblickenden Kunſt ſo wenig mehr, als dem Publikum, das in ſeiner eigenen bewegten Zeit, in ſeinem eigenen Leben Stoff genug für die Darſtellung im Kleinen zu finden glaubte; und nicht minder machte ſchon der durch die allgemeine Theilnahme vergrößerte Kreis der Bilderluſtigen eine Ausdehnung des Kreiſes der Darſtellungen für die Malerei, die ihren Platz an den Wänden bürgerlicher Häuſer ſuchte, nothwendig. Die Staffelei-Malerei ward mehr vorherrſchend, je mehr nicht bloß die großen, ſondern auch die kleineren Bemittelten Gemälde kauften, ſeitdem nicht mehr bloß Kirchen und Paläſte auszumalen, ſondern auch bürgerliche Wohnzimmer mit Bildern zu zieren waren. Auf der Staffelei ſchwand der hiſtoriſche Stoff ins Kleine, und die Dimenſionen ſind keineswegs gleichgültig für den Styl. Ich erinnere mich, von einem unſerer größten Dichter

einmal in dieſer Hinſicht die Aeußerung vernommen zu haben: daß ihm ſcheine, als gehören zu einem hiſtoriſchen Bilde weſentlich ſolche Dimenſionen, daß man es erſt allmählig, ſeine einzelnen Theile nacheinander aufzufaſſen vermöge, daß es alſo auch eine gewiſſe hiſtoriſche Auffaſſung verlange. Auch die kirchliche Hoheit der religiöſen Darſtellung mußte ſich immer mehr der Empfindung der Andacht bequemen. Aus dem Gebiete des eigentlich gewöhnlichen Lebens aber, höherer und niederer Volksklaſſen, ward auch die ernſtere Seite und der Inhalt für das Gefühl — nicht bloß, wie von den Holländern, das Heitere und die rein äußere Naturerſcheinung — beſonders gepflegt, wobei allein dem Humor ſein volles Recht bleiben kann. Uebrigens iſt in dieſer Richtung der Malerei für das gewöhnliche Haus, den mehr ſubjectiven Genuß der Menge, die ich hier unter Genre begreife (mag nun der Gegenſtand aus dem Leben, oder der Geſchichte, oder der Bibel ſeyn), ſchon eine Spaltung nach der Individualität der beiden Nationen, die in neueſter Zeit die Malerei überhaupt am meiſten pflegen, der deutſchen und franzöſiſchen ausgebrochen. Als Hauptſitz der deutſchen Genremalerei in dem angegebenen Sinne iſt Düſſeldorf anzuſehen. Bei der Düſſeldorfer Schule iſt Alles vorherrſchend ſubjectiv, die Auffaſſung der Geſchichte, die Religion des Lebens iſt lyriſch. Nicht im Augenblicke des Handelns des Menſchen liebt ſie die Begebenheiten zu faſſen, ſondern am liebſten wählt ſie einen Moment, da der Hauptkampf, die entſcheidende Thätigkeit ſchon vorüber iſt, um in der Gruppirung, den Geſichtszügen und Stellungen die Stimmung ſprechen zu laſſen, welche das Ereigniß in den Handelnden hervorgerufen. Dieſer Art ſind mehrere der berühmteſten Bilder jener Schule: Bendemanns trauernde Juden, ſein Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, Leſſings Huſſiten und andere. Ferner zeigt ſich die lyriſche Richtung in dem beliebten Anſchluſſe an lyriſche Dichter, namentlich Uhland, deſſen Lieder ſie malen. Dagegen nun ſagen die Franzoſen und die übrigen Gegner der Düſſeldorfer: die Geſchichte iſt epiſch, objectiv, und daher muß auch die hiſtoriſche Malerei epiſch ſeyn, Handlungen, nicht Stimmungen darſtellen wollen; ſie muß ein beſtimmtes, für ſich beſtehendes Bild geben, keine unbeſtimmte lyriſche Erinnerungen an einſt geleſene und empfundene Lieder hervorrufen wollen. Auch

Leopold Roberts Bilder gehören den Dimensionen nach dem Privathause, dem Genre an; aber dennoch ist ein historischer Geist, eine objective Macht, eine für sich bestehende Wahrheit in seinen Schnittern in den pontinischen Sümpfen, seinen venetianischen Fischern. Das religiöse Element ist, wie sich denken läßt, in dieser Kleinmalerei bei den Franzosen noch mehr verbannt, als bei der eigentlich historischen Gattung; in den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben sind sie frischer, lebensvoller. Dagegen trifft das französische Genre (wie dem Düsseldorfer eine zu sentimentale Tendenz vorgeworfen werden kann) seinerseits der Vorwurf, theils einer liederlichen Leichtfertigkeit, theils eines Ausschweifens ins Effekthaschende und Verzerrte. Die deutsche Innerlichkeit und gegenüber das französische Wesen haben sich, obgleich zusammentreffend in der modernen Hauptrichtung, auch hier nicht verläugnet. Vorzüglich sind es die Kunstvereine, welche in Deutschland diese Bemessung der künstlerischen Leistung nach dem Hausgebrauche und dem Bedürfnisse des gewöhnlichen Privatlebens unterstützen; denn da die angekauften Bilder verloost werden, so muß man bei dem Ankauf auf das Ansprechende des Gegenstandes und die passende Kleinheit Rücksicht nehmen. Auf solche Weise rücken also Kunstvereine noch in anderer Hinsicht, als in so fern sie durch die Mittel der Privatleute zu Stande gebracht werden, dem bürgerlichen Leben näher. So sehr es übrigens zu wünschen ist, daß die Kunst auch in dem Hause des Bürgers eine Stätte finde, und ihre veredelnde Wirkung überall hinausstrahle, so sehr ist anderseits zu bedauern, daß gerade dadurch, daß die Kunst wie eine andere Waare sich nach der Art des Begehrs zu richten genöthigt wird, die Kunst selbst in ihrem Inhalt und ihren Leistungen nach halbem Aufschwunge wieder sich senken zu müssen scheint; denn wenn irgendwo, so ist in der Kunst das Allgemeine nur das ganz Gemeine: zu dem letzteren muß man von künstlerischem Gesichtspunkte aus namentlich auch das vielverbreitete Albumwesen zählen.

Die mechanischen Mittel der Vervielfältigung zu Benützung der zeichnenden Künste sind in der Regel nicht selbstständig. Den Gegenstand und dessen Charakter empfangen sie von der Malerei, Sculptur oder Architektur. Bei ihnen liegt das für die Zeit Charakteristische in der Wahl der Mittel. Als Mittel zu ausgedehntester

Verbreitung traten in den letzten zwanzig Jahren, ſeit überhaupt die Kunſtgenüſſe ſo allgemein erſtrebt werden, der Steindruck, in den letzten zehn der Stahlſtich an die Stelle des Kupferſtichs; erſterer durch ſeine Wohlfeilheit beſonders dazu geeignet, letzterer die große Koſtbarkeit des Stichs durch die ungeheure Anzahl der Abdrücke, die er zu geben geſtattet, mehr als kompenſirend. Der Steindruck hat insbeſondere der Wiſſenſchaft viel genützt, und weſentlich zur Verbreitung eines größern Sinnes für Kunſt beigetragen. Doch hat der mehr ariſtokratiſche Kupferdruck immer noch ſeine zahlreichen Freunde, die ihm eigenthümliche Vorzüge zuſchreiben; und in der neueſten Zeit hat eine mit Unrecht vergeſſene Art des Kupferſtechens, die Radirung, wieder den Geſchmack des Publikums gewonnen.

Bei der Muſik kann von einer Abhängigkeit von politiſcher Zeitrichtung nicht in dem Grade die Rede ſeyn, wie bei den übrigen Künſten, weil ſie mehr das allgemein Menſchliche im Menſchen in Anſpruch nimmt, als dieſe, die durch ihren Gegenſtand auf eine beſtimmte Zeit hinzudeuten pflegen. So hat denn die Entwicklung der Muſik auch nicht gleichen Schritt gehalten mit der Entwicklung anderer Kunſtzweige. Graun, Händel, Haſſe, Sebaſtian Bach, Lotti und Andere fallen in die Zeit des gänzlichen Zerfalls oder der manirirten Geſchraubtheit der bildenden und redenden Künſte. Uebrigens iſt auch des Menſchen Herz nicht frei von den Einwirkungen der Zeit, und ſo ſind denn hauptſächlich drei Phänomene der Zeit hinſichtlich der Muſik zu erwähnen. Mit der ſteigenden Aufklärung iſt der kirchliche Sinn mehr und mehr gegen die neueſte Zeit hin verſchwunden; ſchon Mozarts (ſo groß er iſt) heilige Muſik iſt unheilig genug, in neueſter Zeit iſt die Kraft, ächte Kirchenmuſik zu ſchaffen, faſt gänzlich erloſchen. Dagegen hat ſich in der Opern- und Konzertmuſik eine Weiſe theis der frivolen Leichtigkeit für das Ohr, theils der geſteigerten Verkünſtelung der Technik für den Verſtand, theils endlich der Häufung von effekterregenden Mitteln für das abgeſtumpfte Gefühl gebildet, welche mit einer demokratiſcheren Richtung der Muſik zuſammenhängt. Was an Alle, Gebildete und Ungebildete, ſich zu wenden hat, was dem Künſtler Ruhm nicht nur, ſondern auch Geld (denn danach ſtrebt der moderne Künſtler) bringen ſoll, muß aller Welt zugänglich ſeyn, muß die große Maſſe derer, die in

der Musik bloß einen Ohrenkitzel suchen, angenehm berühren, muß die gänzlich Unmusikalischen durch die Fingerhexerei verblüffen, und die schlaffen Nerven blasirter Herren und Damen durch Pauken und Trompeten momentan wieder anspannen. Dabei jedoch geht die Kunst zu Grunde. Wie die Musik aber auf der einen Seite ihren Inhalt durch die Verallgemeinerung zu verlieren droht, so hat sich von der andern Seite ein Uebel eingeschlichen, das durch eben diese Verallgemeinerung die Form der Kunst, trotz aller Schätzung des Inhalts, zu untergraben droht. Mit dem Wiedererwachen der Nationalität in dem zweiten Jahrzehend des Jahrhunderts ist die Freude an Volksliedern überall, namentlich in Deutschland lebhafter geworden; man erkannte darin den oft tiefen Sinn, man fühlte wieder die ganze Macht einer einfachen, aus dem Herzen gekommenen Melodie. Da war ein allgemeiner offener Kreis für alle Stände. Die geringe Fertigkeit, welche die Ausführung erforderte, ließ eine große Zahl überall zu diesen Kunstübungen zu. Der vierstimmige Satz ward auf diese und andere Lieder angewandt, um eine schöne Mannigfaltigkeit, die die Einfachheit doch nicht zerstöre, zu erlangen. Das war ein großer Schritt zu einer musikalischen Volksbildung; insofern aber die Werthschätzung des Volksgesangs zur Verliebtheit wurde, so daß man von aller höheren Musik nur mit Achselzucken sprach (wenn gleich oft wie der Fuchs von den Trauben, die er nicht erreichen konnte), hat die Verbreitung der Liedertafeln und Liederkränze in ähnlicher Weise herabstimmend auf die Ausbildung der Kunst der Musik gewirkt, wie der Kunstverein auf die Malerei. Denn zur Kunst gehört nicht nur der Inhalt, sondern auch die Vollendung der Form. Daß übrigens die Krisis in der Musik von beiden Seiten her, sowohl hinsichtlich der Ueberschätzung der Frivolität der Form und des Effektvollen, als hinsichtlich der zu geringen Werthhaltung der Form und Ueberschätzung des rein Lyrischen, ihrer Entscheidung sich nähert, dafür sind Anzeichen vorhanden. Unverkennbar ist seit zehen Jahren, neben dem steigenden Verdienst älterer Kunstwerke, der eigentliche Komponist des 19ten Jahrhunderts in immer höheres Ansehen gekommen, der mit Tiefe ohne Starrheit und mit Lieblichkeit ohne Magerheit oder Frivolität eine humoristische Lebendigkeit und eine thätige Gluth verbindet, wie sie der vielfach erregte, ebensowenig sentimentale als frivole Geist

des 19ten Jahrhunderts verlangt. Ich meine Beethoven, der in Paris wie in Deutschland den Kreis seiner Anhänger fortwährend erweitert.

Die Musik geht in die Poesie über in der Lyrik. Auch diese geht, wie jede Poesie, aus einem nie versiegenden allgemeinen menschlichen Born hervor, und findet eben deßwegen zu allen Zeiten Anklang in vielen Gemüthern. Dennoch ist die lyrische Poesie abhängiger von der allgemeinen Bildung und den socialen Tendenzen jeder Zeit, weil ihr Organ die Sprache ist. Halten wir uns an die Lyrik der neuesten Zeit, so tritt uns eine auffallende Verschiedenheit in der herrschenden Lyrik der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts mit der darauf folgenden vor Augen. Deutschland, England und Frankreich sind dabei zu beachten, in der Reihefolge, wie sie genannt worden. In Deutschland faßte die neuere Lyrik, obgleich Göthe schon in seinen Jugendliedern ihren Ton rein und voll angeschlagen, doch erst mit dem Uebergange des achtzehnten in das neue Jahrhundert festere Wurzel, als Novalis, Tieck, die Gebrüder Schlegel sie an die nationelle Grundlage der altgermanischen Lyrik, der mittelalterlichen Romantik anknüpften. Denn bedeutsam genug fällt in eben die Zeit, da in Frankreich die Opposition gegen die Reste des Mittelalters im Staatsleben so heftig entbrannt war, und da die individuelle Vernunft, abgesehen von allem Historischen, das Leben unter dem Namen der Freiheit tyrannisirte, — in eben diese Zeit des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts fällt in Deutschland und England die Anerkennung des positiven Gehaltes der mittelalterlichen germanischen Bestrebungen in der Literatur. So begann damals Deutschland und England das positive Heilmittel für die Uebertreibung der negativen Tendenzen Frankreichs (nämlich die Rückkehr auf den Boden der germanischen Nationalität) schon zu bereiten, als diese französischen Tendenzen jene Länder noch nicht einmal praktisch durchdrungen hatten. Frankreich ging seiner historischen Bestimmung gemäß voran auf dem Wege der thätigen Zerstörung überlebter Erscheinungen im politischen Gebiete; Deutschland seinem mehr beschaulichen Wesen zu Folge, dessen Wirkungskreis die Bücherwelt war, Deutschland, mit seinem konservativen Sinne, war bereits geschäftig, der alle Eigenthümlichkeit wegschwemmenden Fluth der revolutionären Ideen in Erweckung eines historisch-

nationalen Sinnes von innen heraus einen Damm entgegen zu bauen. Anfänglich zwar mochte dieser in gar keiner Beziehung zu den praktischen Folgerungen der Revolutionstheorie zu stehen scheinen, denn über den erst werdenden Damm hinaus verbreitete der politische revolutionäre Strom seinen Wellenschlag auch nach Deutschland; allein allmählig wuchs auf der vaterländischen Erde der Damm so hoch, bis die Wellen der Revolution sich daran brachen. Ohne Bild gesprochen: obgleich Deutschland nicht frei bleiben konnte von der Einwirkung des wahrhaften welthistorischen Fortschritts, der in den politischen Tendenzen der französischen Revolution lag, so war es doch in seinem Wesen begründet, daß sich ein geheimer Widerstand gegen deren korrosives Umsichgreifen gerade in ihm ausbildete, und das geschah mittelbar durch die Rückkehr zu dem heimathlichen Boden der Bildung, den man im 17ten und 18ten Jahrhundert um der glänzenden Leerheit der französisch-klassischen Kultur willen verlassen hatte. England war hierin zwar nicht in der nämlichen Lage, wie Deutschland, aber doch in einer ähnlichen. Auch dort hatten in der Literatur Pope und andere, welche dem französischen Geschmack in der Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. huldigten, das Verständniß der einheimischen Volkspoesie zurückgedrängt, die Aufklärerei (ursprünglich in England entsprungen, und von Voltaire nach Frankreich übertragen) war auch dort in der Theorie in Saft und Blut gedrungen; griff sie weiter um sich, wurde sie praktisch, so war für England davon weit mehr zu fürchten als für Deutschland, denn England hatte in seinem Gewerbs- und Handelswesen ein Element der Beweglichkeit, der Hinneigung zur republikanischen Uebersteigerung des Werthes der individuellen Freiheit, was Deutschland abging. Es ist das Gefühl dieser Gefahr, welches gegenwärtig in England so viele hochverständige Männer den Fortschritten der Radikalen sich opponiren und in der Reform, wenn sie zu hastig durchgeführt werden wollte, den Keim des Unglücks für das brittische Reich erkennen läßt, und es ist nicht zu verwundern, wenn bei größerer politischer Gefahr der Verflachung dort auch, trotz des weit weniger als in Deutschland verlorenen praktischen Nationalgefühles, sich dieses Gefühl auch wieder in der Literatur festzusetzen, und hiemit sich mehr und mehr zu stärken suchte. Es war die Schule der Lakisten (Seeschule wegen der

Besingung der Seen von Westmoreland, Lake-school) Wordsworth an der Spitze (Coleridge, Southey), welche in den neunziger Jahren diesen Ton in England anschlugen, zu gleicher Zeit mit den obengenannten deutsch-nationalen Romantikern, beide unabhängig von einander, aber doch im tiefsten Grunde veranlaßt durch den gleichen Trieb der germanischen Nationalität, sich geltend zu machen gegenüber von der französischen Richtung der letzten Jahrhunderte. Beide hatten wohl nur die Literatur mit Bewußtseyn im Auge, aber die Geschichte bediente sich des Strebens derselben (wie das ihre Art ist), um der neufranzösischen politischen Richtung dadurch gegenüber zu treten. Die einzelnen Menschen knüpfen rückblickend an die Vergangenheit an, indem sie handeln; Gott aber, indem er die Herzen der Menschen lenkt, hat die Zukunft als Ziel dabei vor sich. Daß sich nun jene germanisch-nationale Opposition, die scheinbar nur gegen Ludwig XIV. und seine Kultur, in Wirklichkeit aber zugleich gegen die Revolution und ihre Politik gerichtet war, zunächst in der Lyrik aussprach, wird Niemanden seltsam vorkommen, der sich vergegenwärtigt, wie die lyrische Poesie aller Orten der unmittelbarste Ausdruck der Nationalität ist, wofür die Volkslieder aller Nationen Zeugniß ablegen. So finden wir also in der Lyrik die erste Erscheinung des wiedererwachenden germanischen Volksgeistes. Als später durch den Druck der napoleonischen Herrschaft das erwachende Nationalgefühl des Volkes mächtig gesteigert wurde, hatte dies in dem poetischen, zum Dulden verdammten Deutschland die besondere Folge, daß jene historisch-nationale Lyrik, als geheimnißvoller Ausdruck von Gesinnungen, die nicht laut werden durften, einen weitverzweigten Anklang fand: die Namen Brentano, Achim von Armin, Justinus Kerner, Uhland, Gustav Schwab fallen in jene Zeit des Uebergangs des ersten in das zweite Jahrzehend — die Blüthezeit der Romantik. In Theodor Körner sodann, in Rückert, Moriz Arndt, Max von Schenkendorf und Andern schloß sie sich in den Befreiungskämpfen Deutschlands aufs Engste an die politische Bewegung der Zeit an; in ihnen riß die Lyrik sich los von der mittelalterlichen Grundlage, und fand ihr Feld in der Neuzeit selbst, weil die Deutschen wieder eine Nation geworden waren. Mit dem Frieden änderte sich die Lage der Dinge. Die aufgeregte Nationalität hatte ihr

Werk gegen außen gethan; es mußte nun an ein Organisiren im Innern gehen, und das ist nicht das Feld der Begeisterung, sondern des Verstandes, nicht der Poesie, sondern der Politik. Die Lyrik zog sich von den öffentlichen allgemeinen Interessen der Nation wieder auf das Menschliche zurück. Allein innerhalb dieses Kreises entging sie nicht der Einwirkung der Zeit und wirkte wiederum auf diese. Der Kampf des alten und neuen politischen Prinzips, von welchem jedes sein gutes Recht des Antheils an der Lebensgestaltung des 19ten Jahrhunderts hatte, trat vom europäischen Kriegsschauplatze über in das innere Leben der einzelnen Staaten. Die Zwischenzeit des staatlichen Lebens that sich hier stärker, dort minder stark auf, und jetzt erst zeigte sich, was die Gräuel der Revolution und die langen Kriege in dem tiefsten Herzen der europäischen Menschheit zurückgelassen hatten, zunächst und am deutlichsten in dem leicht erregbaren, für jede Modifikation der Seelenstimmung empfänglichen Elemente der Lyrik. Die einfache Naivität, die man in der ersten Rückkehr zu der mittelalterlichen Form der Lyrik für die neue Poesie adoptirt hatte, genügte nicht mehr zum Ausdruck alles dessen, was das Herz, das vom Baume der Erkenntniß der neuesten Zeit gekostet hatte, in sich gähren fühlte. Es zeigte sich, daß auch die Poesie in der Reaktion gegen die Tendenzen des 17ten und 18ten Jahrhunderts zu weit gegangen war, wie das bei den bildenden Künsten ja auch der Fall gewesen. Die bildenden Künste hatten in ihrer gleichzeitigen Opposition zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu ausschließlich an das Alterthum appellirt, die Poesie zu ausschließlich an die Naivität des Mittelalters sich gehalten, d. h. eine jede dieser beiden Kunstgattungen an die vergangene höchste Blüthezeit je ihrer Kunst. Man sah nun ein, daß diese Naivität das moderne Gemüth nicht ausfülle, wie man zu ähnlicher Erkenntniß hinsichtlich der Einfachheit der bildenden griechischen Kunst gekommen war. Der Kampf des Gedankens, der die Zeit beherrscht, mit den Anforderungen des Gemüthes, der Kampf der Urrechte der Individualität mit den historischen Ansprüchen, der die Zeit im Großen, und eben damit die Einzelnen, welche die Zeit machen, erfüllte, suchte sich eine Form für seine innere Gebrochenheit, für das noch unaufgelöste Kriegsspiel dieser beiden Mächte in der innern Seele. Nun ist aber die poetische Erscheinung dieses innern

unentschiedenen Streites zwischen Gedanke und Gefühl, zwischen dem Individuum und dem Universum nichts anderes als die Ironie, der Humor. In einzelnen großen Erscheinungen höherer Gebiete der Poesie hatte sich längst dieses Produkt des modernen Zwiespaltes der Gemüther ausgebildet — Shakespeare, Hippel, Jean Paul, — aber jetzt erst zeigte er sich als allgemein verbreitet, als bis in das unmittelbare Bewußtseyn gedrungen, da er dem poetischen Ausdruck dieses unmittelbaren Bewußtseyns, der Lyrik, seinen Charakter gab. Lord Byron in England, Heinrich Heine in Deutschland brachen die neue Bahn für eine zahlreiche Heerde von Nachtretern, die, wenn sie großentheils auch kein selbstständiges poetisches Verdienst haben, doch zeigen, daß jene eine weit verbreitete Stimmung der Völker ausgesprochen haben. Im Grunde ist Lenau und seine Nachahmer ebenfalls nur eine andere individuelle Erscheinung jener Stimmung der Zeit, welche Byron und Heine hervortrieb. Diese Umbildung gehört den zwanziger Jahren an, obgleich sie erst in unserem Jahrzehend ihr äußerstes Extrem erreichte. Während sie diesem zueeilte, gab das Jahr 1830 mit seinen lebhaften Aufregungen und seiner politischen Revolution der Lyrik noch einmal einen auf das Politische gerichteten Aufschwung. Anast. Grüns Spaziergänge eines Wiener Poeten, manche Gedichte von Gustav Pfizer u. a. gehören hierher. Auch ist seitdem die Beziehung auf sociale Tendenzen nicht mehr ganz aus der lyrischen Poesie gewichen, zum deutlichsten Beweise, wie vorherrschend politisch die Zeit ist. Dagegen läßt sich als Beweis nicht anführen die steigende Anerkennung Uhlands und Rückerts, oder die fortdauernde große Produktivität der kleinen Busch- und Mondscheinsänger. Denn es ist natürlich, daß in einer gährenden Zeit viele, welche in den Kampf des Lebens nicht eintreten mögen, und selbst solche, die sich mit ihm beschäftigen, die rein menschliche, zum Herzen sprechende Poesie aufzusuchen das Bedürfniß fühlen, zur Erquickung und zum Halte für ihr eigenes Ich; es ist ferner natürlich, daß in einer vielseitigen, literarisch hochgebildeten, und nach Fülle der Lektüre hungrigen Zeit, ein in der Form so hochvollendetes und so ergiebiges Talent, wie Rückert, vielfachen Anklang findet; es folgt endlich aus eben dieser gestiegenen Bildung, daß es kaum einem jungen Mann von einigem Talent gegenwärtig schwer fallen kann, seine

jugendlichen Empfindungen in leidliche Verse zu bringen, woraus bei dem natürlichen Drange der Jugend nach poetischem Ruhme die große Zahl der Zeit fern stehender lyrischer Productionen vollkommen erklärlich wird.

Das Epos der Modernen ist der Roman. Zunächst schloß er auf der Scheide der mittleren und neueren Zeit an die Rittergedichte des Mittelalters sich an, welche wiederum ihrerseits an die alten Volkssagen sich angeknüpft und in der erzählenden Literatur bereits dem nationell poetischen Interesse ein allgemeineres stoffliches Interesse der bloßen Unterhaltung unterzuschieben begonnen hatten. In den Ritterromanen erscheint diese Wegführung der epischen Poesie von der volksthümlichen Grundlage nicht nur, sondern auch von der Poesie überhaupt vollendet. Obgleich dieselben aus der alten romanischen Sage das Gerüstwerk ihres Stoffes wählten, so war theils diese Sage selbst um jene Zeit, theils aber die Behandlung derselben so wenig volksthümlich, daß man den Grund dieser Anschließung an das Alte mehr durch einen auffallenden Mangel an Erfindungsgabe erklären muß; — in der Ausführung war jeder Funke von Poesie unter tödtender Weitschweifigkeit und unnatürlicher Emphase erloschen. Dieser Roman konnte noch nicht als ebenbürtiger Sohn des Epos betrachtet werden. Cervantes erschlug den Bastard und ward zugleich Vater eines würdigeren Nachfolgers. In seinem unsterblichen Don Quixote ist Leben der Zeit, ist spanisches Leben, ist Poesie die Fülle, und so viel Verstand und Humor, als die Neuzeit nur immer verlangen kann. Aber der Don Quixote blieb eine vereinzelte Erscheinung. Im ganzen 17ten Jahrhundert ist fast nur ein Roman zu nennen, der als ein Charakterbild der Zeit betrachtet werden, und von der Nachwelt noch geschätzt werden kann: Samuel Greifensons Simplicissimus, und auch dieser ist ein komischer Roman wie Don Quixote. Der ernste Roman blieb bis zum 18ten Jahrhundert in gänzliche Erbärmlichkeit überall versunken. Dann fand der Roman seine Ausbildung als Erfassung der Zeit in umfassenderer Weise zunächst in England wieder, (Richardsons Pamela, Clarissa, Grandison, Sterne, Fielding, Goldsmith); aber die Poesie fehlte fast gänzlich; für die sentimentale Richtung der Zeit war Göthes Werther ein Meisterstück. Auch in seinem Wilhelm Meister zeigte Göthe, wie er das wahre Feld

des neuen Romans, jenen Engländern gleich, in der Gegenwart finde. Als sich aber in England an die Lakisten und jene obenerwähnte Rettung der Literatur aus der Flachheit der Zeit in das Mittelalter Walter Scott anschloß, und diesen Rückblick auf die Vergangenheit, wie er dem frühern Roman ebenfalls eigen gewesen, in seinen historischen Romanen auch auf diesem Felde der Literatur ins Leben setzte, da verschwand eine Zeitlang vor der historischen Richtung (wie in der Lyrik vor der Nachahmung des mittelalterlichen Minnegesangs) die Beachtung der Gegenwart überall. Im ersten Jahrzehend des Jahrhunderts erschienen Walter Scotts schottische Romane in Versen, und 1805 war schon der 1814 erscheinende Waverley projectirt. Bis zu Ende der 20er Jahre hielt dieser Geschmack in ganz Europa an, was sich daraus erklärt, daß Walter Scott immer mehr in die rein beschreibende Manier verfiel, wodurch er noch prosaische Gemüther unterhielt, als längst die Freude an seinem alterthümlichen Stoffe entschwunden war. Frankreich hat unter der Revolution und Kaiserzeit wenig eigenthümliche Literatur gehabt. Die Werke der Frau v. Staël, die auch zuerst wieder auf die germanische Poesie hindeuteten, und Chateaubriands begannen spät erst die schon längst in den andern Ländern durchgeführte Reaktion gegen die Klassiker. Frankreich, im Politischen beschäftigt, konnte erst unter der Restauration an Literaturumbildung denken, und erst in der Periode des Friedens trat eine neue, mit der Zeit in Einklang stehende lebendige Literatur wieder auf. In den 20er Jahren erschienen Victor Hugos erste Dichtungen, und seit jener Zeit hat die französische Literatur einen außerordentlichen und höchst charakteristischen Aufschwung genommen. Obgleich theilweise in die historische Richtung sehr natürlich dadurch verschlungen, daß der neue Geist, der sich dem ancien régime entgegensetzte, in Frankreich, wie in der Literatur von England und Deutschland, kein anderer war, als der altgermanische, ward dennoch der Franzose sehr bald durch seine stets in der Gegenwart lebende Natur darauf hingeführt, die Gegenwart zum Gegenstand der neuen poetischen Richtung zu nehmen. Wiederum lag es im Wesen der französischen Nation, daß die socialen Verhältnisse der Gegenwart, der Mißton in dieser zum vorwiegenden Stoffe der Dichtung werden mußte: so war keine Dichtungsform geeigneter für die

Franzosen, als der Roman; denn keine verträgt besser die Annahme der nächsten Gegenwart und ist geeigneter, einen großen Kreis des Lebens und der mannigfaltigsten Interessen zu fassen. Wie sehr die Franzosen übrigens bei dieser im Ganzen natürlichen und der Zeit angemessenen Richtung (welche Zeit einen socialen Roman als passendes Gefäß für ihr Bewußtseyn aufzufordern scheint) die Gränzen und warum sie dieselben überschritten, ist nicht schwer zu ergründen. Ueberall und in allen Dingen, welche von Menschen geschehen, ruft ein Uebermaß des Zwanges, wenn es plötzlich gebrochen wird, ein entgegengesetztes Uebermaß der Willkür hervor. So warf auch die französische Literatur, als sie die Fesseln der Klassicität gesprengt, sich der gänzlichsten Ungebundenheit der Romantik in die Arme. Die Restauration ist das Jahr 89 der französischen Aesthetik, und das Jahr 93 konnte nicht ausbleiben. Das ist die Erklärung des Ueberschreitens alles Maßes der Schönheit in so vielen neufranzösischen Productionen. Die sittliche Maßlosigkeit der neufranzösischen Romane findet auf einer andern Seite ihren Grund. Es ist der Fluch der Centralisation, dem Frankreich auch in diesem Gebiete unterlegen ist. Indem die französische Literatur als Literatur von Paris sich mit der ganzen Zügellosigkeit der Phantasie, welche die neue Freiheit gestattet, den Eindrücken des Pariser Lebens hingab, mußte sie nothwendig von dem verpesteten Hauche des neuen Babylon vergiftet werden. Wie einst die frivole Liederlichkeit des alten Hofes den Ton der erzählenden Literatur des absoluten Frankreichs sich verähnlichte, so herrscht nicht minder über das demokratische Frankreich (inkonsequent genug) die ernstere, aber im tiefsten Grunde unsittliche geistige Zerrissenheit und jene krampfhafte Verzerrung einer in früher Jugend schon überreizten Sinnlichkeit, welche in der jetzigen Gesellschaft von Paris für Philosophie und Moral gelten, und ihren Ausdruck vorzüglich in der Romanenliteratur finden.

Die Julirevolution hat in Frankreich in diese Literatur ein neues Leben gebracht, weil sie den Kampf der innern Verhältnisse wieder auffrischte, ohne ihn doch so zur Hauptsache zu machen, daß die Literatur darunter hätte leiden müssen. Die Julirevolution übernahm das Geschäft der Dido bei Aeneas, sie weckte der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl, und dieses Gefühl athmen

alle Schriften der französischen Romantiker. Was in die lyrische Poesie davon übergegangen, ist nur Nebensache, daher ich bei den Franzosen vorher die Lyrik nicht genannt: Lamartine, der gepriesenste ihrer Lyriker, gehört über die Hälfte der alten Schule an. Jene Richtung nun aber, den Roman zum Ausdruck der socialen Verhältnisse der Gegenwart zu machen, blieb nicht auf Frankreich beschränkt. In Deutschland namentlich drängte eine unruhige Jugend begierig nach diesem Thore, welches dem Zwiespalt ihres mit der Zeit nicht zufriedenen und über ihre Tendenzen im Unklaren befindlichen Geistes sich öffnete. Das sogenannte junge Deutschland übersetzte jene von der Zeit hervorgerufene unsichere Doppeltheit der Seele, die Heine und Byron in der Lyrik ausgesprochen, nun auch in Deutschland in die Romanenform. Daran wäre an sich nichts zu tadeln gewesen. Allein da sie im Hinblick auf die Pariser Gestaltung jener an sich zeitgemäßen Richtung der Literatur in frechem Uebermuth Sitte und Religion verhöhnten, erhob sich die allgemeine Stimme gegen sie, und es ist ihre Schule in der Weise, wie sie aufgetreten, mit Recht bereits der Vergessenheit verfallen. Dennoch kann nicht verschwiegen werden, daß man das Kind mit dem Bade hat ausschütten wollen. Ein unbefangener historischer Blick kann sich nicht verhehlen, daß die Aeußerung des gesellschaftlichen Zwiespalts der alten und neuen Zeit mit all seiner Wirkung auf Menschenherz und Gesinnung das eigentliche Feld des modernen Romans seyn muß, und ein solcher fehlt uns in Deutschland. Spindlers Manier mit ihrem Vorbilde Walter Scott und die ganz historischen Romane stehen hinter uns. Ein einziger vaterländischer Roman fällt uns bei, welcher jenes Feld als das seiner Gattung zustehende nicht nur erkannt, sondern auch mit mehr Glück als das junge Deutschland in gedankenvoll ernster, nur zu sehr göthisirender Weise bebaut hat: das sind Immermanns Epigonen. England ist reicher in diesem Gebiete. An die Walter Scottsche Art im Aeußerlichen anknüpfend, hat der fruchtbare Bulwer jener Form einen andern Inhalt, die Gegenwart unterschoben, und der komische Sittenroman ist von Charles Dickens von Neuem, übrigens ebenfalls in einer schon dagewesenen Form in die englische Literatur eingeführt worden. Dieser den ebengenannten Erscheinungen aus der deutschen und englischen Literatur gemeinsame Mangel einer dem neuen

Stoffe entsprechenden neuen Form steht charakteristisch jenem entgegengesetzten Fehler der französischen und jungdeutschen Romane entgegen, welche die alte Form sogleich von dem neuen Stoffe fortreißen ließen, und da dieser selbst noch keine organische Schale sich zu bilden vermochte, in die ihnen eigenthümliche unharmonische Formlosigkeit verfielen. Der Deutsche und Engländer liebt es, auf reformatorischem Wege das neue Wesen zunächst in der alten Form aufzunehmen, der Franzose und der Französirende aller Nationen zerschlägt revolutionär die Form, so lange das Erz noch glüht, und überläßt es der zerstörend ausströmenden Masse, sich in freier Luft im Erkalten von selbst zu formen, wobei denn die alte geregelte Form fehlt, ohne daß die Masse eine mehr als zufällige und willkührliche gewänne. Es ist die alte Geschichte von dem Hunde, der sein Fleisch fallen läßt, um nach dessen Spiegelbild im Bache zu schnappen.

Der Roman ist aber nicht die einzige Erscheinung der modernen Epik. Neben ihm steht die Novelle, wie in der Malerei das Genre neben der Historie. Sie ist in sofern noch charakteristischer für die Modernen denn der Roman, als ihr im Alterthum nichts entspricht. Eben deßwegen hat sie aber auch weit früher sich ausgebildet, wovon die sieben weisen Meister, die Gesta Romanorum, der Decameron Zeugniß geben. Der Roman mußte erst das Epos überwinden, um selbstständig zu werden; die Novelle erwuchs ohne Vormund aus der germanischen Anerkennung der vollen Bedeutsamkeit auch des inneren Seelenlebens und der nur das Haus und die Familie betreffenden Ereignisse. Zwar kann auch der Roman keineswegs dieser germanischen Richtung sich entziehen, allein sein Hauptstandpunkt ist ein ausgedehnterer. Der Novelle würden wir nicht nur die Schildereien einzelner Charaktere und Ereignisse, sondern vorzüglich alle die sogenannten Familienromane zuweisen; dem Roman gehören diejenigen Schilderungen an, welche an die Schicksale des Einzelnen einen weiteren Kreis des bürgerlichen Lebens anknüpfen. Nicht der Umfang der Erzählung ist es, welcher den Unterschied zwischen Roman und Novelle begründen kann; doch liegt es im Wesen jenes Inhalts, daß der Roman in der Regel einen größern Umfang haben muß, als die Novelle. Ein Rathhaus und ein Markt haben andere Dimensionen, als ein Privathaus und sein

Hof, und es ist nicht mehr als billig, daß das Subjective sich neben dem Objectiven beschränke. Natürlich steht denn aber auch die Novelle als subjectives Miniatur-Epos dem großen Ganzen der politischen Entwicklungen ferner. Insoweit freilich das Privatleben der Einzelnen in das gesellschaftliche Leben der Zeit nothwendig verflochten ist, wird auch die Novelle von den socialen Tendenzen bewegt werden; allein in je höherem Grade es geschieht, desto mehr wird sie dem Roman sich nähern. Darum würde man aber auch dem modernen Erzähler, der nur Novellen geben will, vorwerfen, daß er die großen Interessen der Zeit vernachläßige, und Göthes Novellen, die Novellen der Wanderjahre, so wie viele von Tiecks Novellen sind deßwegen, weil sie abseits von der großen Straße gehen, nicht im Geringsten zu tadeln.

Mit dem Drama endlich können wir für unseren Zweck in wenigen Zügen fertig werden, denn es ist das Drama in einer ähnlichen Lage, wie die Architektur: es kämpft überall noch um feste Form, die es nirgends gefunden. Theils entspricht es keinem wahren Bedürfniß der Zeit im höheren Sinne, theils, wenn es dieß thut, weicht es von den Forderungen der Kunst allzusehr ab. Im Allgemeinen läßt sich auch hier sagen: In der Tragödie traten gegen die alte Leerheit der französischen Nachäfferei zu gleicher Zeit, wie in den übrigen Künsten ebenfalls geschah, Lessing, Göthe, Schiller kräftig auf. Schiller insbesondere schuf auf der Gränze des Jahrhunderts eine von den politischen Ideen der Revolution sichtlich erfüllte neue Nationalbühne. Neben ihm hielt sich in Ifflands und Kotzebues Richtung in Vielem noch die alte Misère des vorigen Jahrhunderts. Diese war zwar ebenfalls ein Zeichen der Zeit, indem sie der bürgerlichen Familie der Gegenwart die Ehre der Tragödie zu Theil werden ließ, welche früher nur Könige und Männer des Alterthums genossen hatten; allein der Kunst entsprach sie durchaus nicht. Byrons Trauerspiele sind nicht minder für unsere neueste Zeit charakteristisch, indem sie jenen allgemein berührten Zwiespalt aussprechen; allein sie sind zu subjektiv und undramatisch, um dem Theater zu genügen. Außerdem hat aber England in neuester Zeit keine bedeutende dramatische Erscheinung. Ob Bulwer dahin zu rechnen seyn wird, läßt sich noch nicht entscheiden, kaum hoffen. In Frankreich sind Viktor Hugos Tragödien denen Byrons zu vergleichen,

in Deutschland die Grabbes; überall die Zeit und großes Talent, aber nirgends die dramatische Kunst. Raupachs zweiter Aufguß der Schiller'schen Lorbeerblätter ist zu wenig ursprünglich, um hier eine Stelle zu finden.

Die Komödie steht überall noch tiefer. In Frankreich ist sie in dem bestimmten Kreise des Intriguen- und Konversationsstückes, im nationellen Vaudeville lebendig, zeitgemäß, aber modisch und deßwegen vergänglich. In Deutschland ist an Kotzebue's Stelle, der durchaus nichts nationales hatte, mit besserem Glück als im tragischen Fache, Raupach getreten; meistens aber müssen uns die französischen Repertoires ihren Abhub abgeben. Grabbes Leistungen in diesem Fache sind eben so wenig für die Bühne geeignet, wie seine Tragödien. Neben ihm wird man zu den besten der nicht auf den Bühnen gegebenen, zum Theil auch nicht für sie passenden dramatischen Stücke einige von Moriz Rapp rechnen müssen. So ist zwar allerdings auch die Bühne nicht ganz von dem Hauche der Zeit unberührt geblieben, allein er hat die dramatische Kunst noch in keine neue Form geschmolzen, welche einen Fortschritt der Kunst enthielte. Denn es ist nur zu beklagen, weil sie, als vorzugsweise auf Jedermanns Unterhaltung berechnet, sich mehr, als es der Kunst ziemt, plebejisirt und mittelmäßig gemacht hat. Hievor hat die deutschen Bühnen nicht bewahren können, daß sie meistens Hofbühnen sind, während ihnen diese Eigenschaft auf der andern Seite einen großen Theil wichtiger Zeittendenzen verschließt. Diese Lage des modernen Theaters ist aber um so trauriger, je weiter verbreitet, je zugänglicher und je gewaltiger in ihren Wirkungen gerade diese Kunst ist. Doch das ist ein Kapitel, in welchem man nicht fortfahren darf, wenn man enden will.

Was wir bisher gesagt, mag genügen, die Wirkung der Zeit, namentlich auch der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Kunst anzudeuten; welches ist denn aber die Wirkung der Kunst auf jene? Hier ist die Antwort ganz kurz. Die Kunst verhält sich in Beziehung auf die historische Entwicklung unserer Zeit rein passiv. Schon indem sie so viele Eindrücke von ihr annimmt, die zum Theil ihrem Wesen zuwider sind, zeigt sie das; mehr noch, indem ihre sichtbare Wirkung auf die Masse, und selbst auf die Leitung der Menge äußerst gering ist. Am meisten noch wirkt

der Roman, nicht als Kunſtwerk, ſondern ſeines Stoffes wegen, was die ſocialen oder hiſtoriſchen Verhältniſſe ſind, und weil ſeine Form eine auch für die Proſaiſchen verſtändliche iſt; ihm nahe ſteht das leichte Konverſationsſtück im Luſtſpiel. Im Ganzen ſucht man die Kunſt und unterſtützt ſie aus Langeweile, oder Luxus; und ſelbſt denen, die ſie wirklich lieben, iſt ſie mehr ein Vergnügen, als ein tiefgeiſtiges Bedürfniß, deſſen Befriedigung auf ihr Leben und Thun wirkt. Mit einem Worte: unſere Zeit iſt eine Zeit der Wiſſenſchaft und des ſtaatlichen Lebens, nicht aber der Kunſt.

B. B.

Ueber die Begründung

der

Sitten, Gebräuche und Manieren

der Araber, Perſer und Türken aus ihrer Religion.

Ueber die Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perſer und Türken haben uns alte und neue Reiſende ſo umſtändlich belehrt, daß kaum etwas Neues hierüber zu erwarten; die zwei jüngſten ausführlichſten und vortrefflichſten Werke hierüber ſind die von Herklots und Lane, wovon jener die Sitten und Gebräuche der Mosulmanen in Indien, dieſer die der Aegypter Moslimen zunächſt im Auge hat; die Perſer hat Morier in ſeinen Reiſebeſchreibungen und Romanen nach dem Leben dargeſtellt, und die Türken ſind von Lady Montague von Anfang bis auf heute ſo vielfältig geſchildert worden, daß wir dieſelben bei ſich zu Hauſe faſt eben ſo gut kennen, als wie bei uns die Kammer- und Kümmeltürken, die Türken vor der Tabaksbude und dem Kaffeehaus. Wir ſind alſo über die Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perſer und Türken ſelbſt aus ihren eigenen ethiſchen und pädagogiſchen Werken wenig Neues zu Tage zu fördern im Stande; aber bemerkenswerth bleibt es immer, daß von den Karawanen- europäiſcher Reiſenden und europäiſcher Reiſebeſchreiber auch nicht einer ſich bisher die Mühe gegeben hat, das Sittengemälde der Araber, Perſer und Türken in ihren eigenen Werken zu ſtudieren, und den Grundton deſſelben in den Geboten und Vorſchriften des Islams aufzuſuchen. Eben ſo wenig als die

Reiſebeſchreiber haben ſich bisher darum die Orientaliſten bekümmert. Manche der letzten ſind ſo wenig mit der Sache bekannt, daß ſie nicht einmal die Namen der philologiſchen und pädagogiſchen Disciplinen, der Ethik und der Aeſthetik gehörig zu unterſcheiden wiſſen und daher die Ilmol Edeb, d. i. die Humaniſtik und Philologie, mit der Ilmol Adab, d. i. mit der Lehre der guten Manier und Lebensart vermengt haben. In dem berühmten Werke Taavifat, d. i. den philoſophiſchen Definitionen Seid Dſchordſchani's, welches erſt im verfloſſenen Jahre zu Konſtantinopel im Druck erſchienen, wird Edeb im weiteſten Sinne als „die Kenntniß deſſen, was alle Arten von Fehlern vermeiden lehrt“ [1] definirt; in Hadſchi Chalfa's großem bibliographiſchem Wörterbuche, von welchem, Dank dem engliſchen Ueberſetzungsausſchuße und dem Fleiße des Herausgebers, bereits zwei Bände zu Tage gefördert ſind, wird die Definition von Edeb auf die Philologie beſchränkt: „als die Kenntniß deſſen, was alle Sprachfehler verhütet.“ Da dieſe beiden Werke alphabetiſch geordnet ſind, ſo folgt in jenem wie in dieſem auf Edeb, d. i. die Humaniſtik und Philologie, ſogleich Adab, d. i. die Manieren oder Lebensart. Die Imol-Adab, d. i. die Lehre der guten Manier und Lebensart, welche ein Zweig der Ilmol Achlak, d. i. der Ethik, zerfällt in verſchiedene Zweige, bald ſubjektiv, bald objektiv betrachtet; ſo iſt Ilm Adabol-moluk die Wiſſenſchaft der Manieren der Könige, theils ein Fürſtenſpiegel, theils ein Handbuch über die im Umgange mit Königen zu beobachtende Lebensart; Ilm Adabol-Wuſera, d. i. die Wiſſenſchaft der Manieren der Weſire, lehrt ſowohl, wie ſich die Weſire betragen ſollen, als wie man ſich gegen dieſelben betragen ſoll; daſſelbe gilt von dem Adabol-Kodhat, d. i. dem Betragen der Richter und dem gegen ſie, von dem Adabol-Rueſa, d. i. dem Betragen der Staatsſekretäre und dem gegen ſie; von dem Adabeß-Sſofi, d. i. von den Manieren des Sſofi. Ilm Adabil-Bahs, d. i. die Lehre von den Manieren der Diſputation, handelt von der in der Polemik zu beobachtenden guten Lebensart u. ſ. w. Die Werke alſo, welche meiſtens den Titel Adab führen, ſind die reichhaltigſten Quellen der Unterſuchung über den vorliegenden Gegenſtand,

[1] Maariset ma juhteres bihi au dschemii enwaail-chatai. Pag. 7.

da jene, welche den Titel Edeb führen (ein Paar Ausnahmen abgerechnet), rein philologisch und die Achlak, d. i. Sitten betitelten, meistens rein moralisch sind. Von allen unter diesen drei Titeln uns bekannten und zugänglichen Werken gibt aber keines eine so reiche Ausbeute als das im Jahr 1832 zu Tehran gedruckte sittenbeschreibende Werk Hollijetolmottakin, d. i. der Schmuck der Gottesfürchtigen, verfaßt im Jahr 1801 der Hidschret (1670) als ein Seitenstück zu dem ethischen Werke Mekjarimol-Achlak, d. i. die Generositäten der Moral desselben Verfassers; dieses handelt von den Sitten, d. i. von den Tugenden und Lastern, und jenes von der Sitte, d. i. von den Gebräuchen und Manieren. Der fruchtbarste Schauplatz von Sitten und Gebräuchen der Völker sind ganz gewiß die Feste derselben, sowohl die positiven der Religion und des Staates, als die natürlichen der Jahreszeiten, des Jahreswechsels, des Neumondes, oder die der Geburt, der Hochzeit und des Begräbnisses. Da diese alle aber im weiten Gebiete des Islams zunächst der Religion als Gebote derselben anheimfallen, so ist von denselben in dem erwähnten persischen Werke gar nicht die Rede, sondern dasselbe beschäftigt sich nur mit den Gebräuchen und Manieren menschlichen Bedürfnisses, Genusses, Verkehrs und Geschäftes. Nach dieser viertheiligen Ansicht gehören unter die erste Rubrik die Manieren der Kleidung, der Reinigung und der Toilette, unter die zweite das Benehmen beim Essen, Trinken und Schlafen, unter die dritte die Lebensart des Umganges, des Grußes und des Besuches, unter die vierte die Art des Handels und Wandels, des Reisens, des Ackerbaues u. s. w. Wiewohl diese Eintheilung logischer ist, als die vom Verfasser des Schmuckes der Gottesfürchtigen in der Anordnung seiner 14 Hauptstücke beobachtete, so ziehen wir es doch vor, in diesem Umrisse moslimischen Sittengemäldes und der Begründung desselben aus dem Islam oder aus vorislamitischer Ueberlieferung die Folge der Hauptstücke des Schmuckes der Gottesfürchtigen unverändert beizubehalten.

I. Von der Kleidung. Es ist zur Genüge bekannt, daß die strengen Lehrer des Gesetzes unter den Moslimen mit Gold und Silber durchwirkte reiche Stoffe, und Einige sogar seidene als verboten erklären; eben so bekannt ist die Vorliebe der Araber, Perser und Türken für helle Farben, selbst bei den ältesten

Männern. Reinlichkeit und sogar Schmuck der Kleidung ist mehr dem Geiste des Islams angemessen, als das Gegentheil, wenigstens haben die Liebhaber von schönen Kleidern und Wohlgerüchen den dreiunddreißigsten Vers der siebenten Sura für sich: „Sag, wer verbietet den Schmuck Gottes, den er seinen Dienern gewährt, und die guten Dinge der Nahrung?" Immer bleibt für den Moslim der Prophet das höchste Muster seiner Handlungsweise, daher auch die Sitte desselben in Kleidung, Nahrung, Umgang, Reisen u. s. w. Die Lebensbeschreibungen desselben belehren uns, daß er meistens baumwollene, aber auch wollene feingewirkte Stoffe, und auch gestreifte jemenische trug, daß ihm die liebste Farbe die weiße, daß er aber auch die grüne liebte, daß er ganz rothe oder gelbe Kleider haßte, diese Farben nur in Streifen duldete, daß er einen weißen Kopfbund trug, dessen Ende zwischen den Schultern niederhing, daß er seidene Kleider verabscheute, daß sein Oberkleid schwarz [1] u. s. w. Ungeachtet dieser Ueberlieferungen der Sunna trug der Chalife Harun Raschid an Tagen des Grimms rothes Oberkleid; die Hoffarbe der Chalifen aus dem Hause Abbas war die schwarze, die mit dem später hinzugekommenen Golde sich bis auf den heutigen Tag in den schwarzen goldgestickten Mänteln arabischer Emire und in der Hofliwree des Kaisers von Oestreich erhalten hat. Die Stufenleiter der beliebten Farben ist die folgende: weiß, gelb, grün, als widrig gelten roth, blau, linsenfarb, besonders sollte ein Moslim, der betet, nie etwas Rothes auf sich haben; daß auf dieses Beispiel schon früher wenig geachtet ward, beweisen die rothen Mützen der Bostandschi, die sich schon aus der frühesten Zeit des osmanischen Reichs herschreiben, und aus denen die heutige geschmacklose und unzweckmäßige Kopfbedeckung osmanischer Staatsdiener im Militär und Civil entstanden. Die Osmanen kehren sich in Betreff der rothen Farbe eben so wenig an die Sunna, als früher die Chalifen aus dem Hause Abbas in Betreff der schwarzen Farbe, welche der Prophet nur für Kopf- und Fußbedeckung und Oberkleid für erlaubt erklärte, während sie sich ganz schwarz trugen; eben so wenig wird heute das Verbot, die Kleider der Ungläubigen nachzuahmen, beobachtet, denn die

[1] Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher. I. S. 223.

Mitglieder aller osmanischen Botschaften kleiden sich, die Mütze ausgenommen, fast ganz und gar fränkisch. Schleppkleider sind verboten, daß aber auch dieses Verbot wenig beachtet ward, beweiset die alte stehende Formel der Wesirstitel: „Du, der du das Kleid der Pracht und des Ansehens nachschleppest.“ Die schwarze Farbe der Fußbekleidung, welche die des Propheten, dann aber von den Persern für die grüne, von den Türken für die gelbe vertauscht ward, während die Juden blaue, die Armenier schwarze Pantoffeln und Stiefeln tragen mußten, kehrt heute wieder durch die fränkischen Schuhe und Stiefel in dem Geiste der Sunna zurück.

II. Von dem Putze der Männer und Weiber, der Augenschminke, den Ringen und Spiegeln. Der Prophet hieß seinen Eidam Ali einen Karniol als Ring an der rechten Hand tragen, als Vorzug derselben vor der linken, weil jene die reinigende und Almosen gebende. Ringe von allerlei Metall sind erlaubt, goldene ausgenommen; der Karniol hat Uebel abwendende Kraft; rothe, gelbe und weiße Karniole sind die geschätztesten, denn nach der Ueberlieferung gibt es im Paradiese drei Berge von Karniol, einen von rothem, zunächst dem Hause des Propheten, einen von gelbem am Hause Fatima's, und einen von weißem am Hause Ali's; die drei Berge lobsingen und preisen Gott, und aus jedem derselben strömt ein Fluß, kälter als Schnee, süßer als Honig und weißer als Milch. Ringe aus Rubin, Smaragd und Chrysolith sind erlaubt; Türkisringe verbürgen Fröhlichkeit und die aus jemenischem Onyx wehren böse Geister ab. Mohammed trug auf seinem Ringe die Inschrift: „Mohammed, der Gesandte Gottes;“ daher stechen Moslimen ihren Siegeln ihren Namen mit dem Zusatze: „sein Diener,“ das ist der Diener Gottes, und irgend einer Formel aus dem Koran ein, wie: ich vertraue auf Gott; ich baue auf Gott; ich stütze mich auf Gott; ich rechne auf Gott u. s. w. Solche Siegel werden insgemein in Europa mit den Talismanen verwechselt, von denen sie sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß auf den Siegeln der Name des Besitzers steht, und die Schrift verkehrt eingegraben, nur im Abdrucke, bei den Talismanen aber gerade und beim ersten Anblick zu lesen ist; das letzte ist eben eine Hauptbedingniß, weil der Blick des bösen Auges, welchen der

Talisman abzuwehren bestimmt ist, wenn er auf diesen fällt, sogleich durch den darauf zu lesenden Namen Gottes und die beigesetzte Formel des Vertrauens oder der Ergebung entkräftet werden soll. Dschaafer Ssadik (der sechste Iman) sagte: vier Dinge thun dem Auge gut, wenn es auf schönem Gesichte, fließendem Wasser, grüner Flur ruht und Nachts vor dem Schlafengehen mit Kohol (pulverisirtem Antimonium über das obere Augenlied gestrichen) geschminkt wird. Der Prophet selbst schaute in den Spiegel, wenn er sich den Bart kämmte. Es ist löbliche Sitte für Frauen, sich Hände und Füße mit Henna roth, für Männer, sich Haare und Bart schwarz zu färben; den Frauen sollen die roth gefärbten Nägel das Andenken des paradiesischen Flügelkleides zurückrufen, welches Even beim Austritte aus dem Paradiese Stück für Stück vom Leibe fiel, und wovon nur die Nägel an Händen und Füßen als Reste zurückblieben; dieses nagelneue Kleid vertrat die Stelle der Haut und schützte dieselbe wie bei den Thieren die Haare das Fell; dieses anerschaffene Kleid strahlte roth wie Henna.[1] Männern sollen schwarzgefärbtes Haar und schwarzgefärbter Bart als Glaubenskämpen in den Augen ihrer Feinde das Aussehen jugendlicher Kraft und Stärke verleihen.

III. Von den Manieren des Essens und Trinkens. Das bekannte Verbot Mohammeds, in goldenen und silbernen Geschirren zu essen, wird, wie so viele andere, heute von den Türken außer Augen gesetzt, indem osmanische Botschafter sich wie Andere silbernes Tafelgeschirr anschaffen. Der Prophet sagte: „Wer hier aus goldenen und silbernen Geschirren ißt und trinkt, wird deren im Paradiese beraubt seyn;" auch gilt heute das Verbot, nicht mit Ungläubigen zu essen, bei den Türken nicht mehr, wenigstens nicht für die Großen und Minister, die mit europäischen im Serail und bei ihnen speisen, und doch eiferte der Prophet dawider aus dem Grunde: weil der Moslim mit Einem Magen ißt, der Ungläubige aber aus sieben Mägen frißt. Eine der merkwürdigsten Ueberlieferungen, ganz im Geiste arabischer Unreinlichkeit, wird diese noch lange genug, wenigstens bei dem gemeinen Volke, erhalten: Mohammed nämlich leckte, wann er gegessen, die Schüssel

[1] Rosenöhl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes I. S. 25. nach Ibn Kesir.

rein und befahl ſeinen Jüngern, deßgleichen zu thun; „denn“ ſagte er, „das Verdienſt deſſen, der die Schüſſel ausleckt, iſt eben ſo groß, als das desjenigen, der den Reſt der Speiſen als Almoſen weggibt, und die Engel ſegnen ihn.“ Eben ſo aß er mit allen Fingern, und leckte dieſelben nach dem Eſſen rein, „weil“ ſagte er, „Gott der Herr den die Finger rein Leckenden ſegnet.“ Unerläßlich iſt es, vor dem Eſſen Bismillah, d. i. im Namen Gottes, und nach dem Eſſen el-hamd-lillah, d. i. Lob ſey Gott! zu ſagen; beim Anfang und Ende des Eſſens wird Salz zu nehmen anbefohlen. Das Bismillah bleibt unerweitert, aber das el-hamd-lillah wird in mannigfaltigen Formeln als Dankgebet variirt, wie denn die Moslim überhaupt Alles im Namen Gottes beginnen, Nichts ohne Preis Gottes enden ſollen. Der Prophet liebte vom Schafe beſonders das Schulterblatt, und der bekannte Vergiftungsverſuch der Juden nach der Eroberung ihrer acht Schlöſſer im Feldzuge von Chaiber geſchah mit dieſem ſeinem Lieblingsgerichte. Sieben Datteln Medina's, vor dem Schlafengehen gegeſſen, wehren allen Zauber und alle Teufeleien ab; Granatäpfel, welche Mohamed ſehr liebte, und vermuthlich deßhalb immer allein aß, um ſie mit keinem Gaſte theilen zu dürfen, ſoll man nach deſſen Beiſpiele immer allein eſſen; er ſagte, daß ſich in jedem Granatapfel ein Kern aus dem Paradieſe befinde, welchen, wenn ein Ungläubiger zugegen, ein Engel wegnehme, damit er nicht von jenem gegeſſen werde; Aepfel zu eſſen wird als ein Gegenmittel wider Gift, Zauberei und die Peſt empfohlen. Die Gaſtfreiheit iſt durch drei Tage Pflicht, was darüber wird als Almoſen angeſehen; auf das Ausſtochern der Zähne hielt Mohammed ungemein viel, doch überließ er es dem Gutdünken der Gläubigen, das Ausgeſtocherte auszuſpeien oder hinabzuſchlucken. Daß das Waſſer das Beſte, ſagte nicht nur Pindar, ſondern auch Mohammed, keines aber iſt beſſer als das des Euphrats und des heiligen Brunnens Semſem zu Mekka, der unter den Füßen Hagars aufquoll, um ihren vor Durſt verſchmachteten Sohn zu retten.

IV. Vom Heirathen und der Behandlung der Frauen. Der Prophet ſagte, daß der Glaube immer im Verhältniß mit der Liebe zu den Frauen ſtehe, ſo daß der Gläubigſte auch der Verliebteſte; er ſagte, daß Gott ſeine Glückſeligkeit in drei Dinge geſetzt: in die Frauen, in die Wohlgerüche und in

das Gebet, daß die beſten der Frauen die vielliebenden und die vielgebärenden, daß, wer ſich vermählt, die Hälfte ſeiner Religion gerettet hat, daß eine Frau wie ein Halsband, und daß alſo bei der Wahl derſelben wohl darauf zu ſehen, daß das Halsband nicht drücke, ſondern nur ſchmücke, und dergleichen bereits bekannte Worte mehr. Von allen aber die Frauen betreffenden Ueberlieferungen deſſelben gibt ihm wohl keine größeren Kredit als ächtem Frauenkenner, als die von der Behandlung der Frauen: „Bedenkt, ihr Männer, daß das Weib aus der Rippe des Mannes, d. i. aus einem krummen Beine erſchaffen worden. Wollt ihr ein krummes Bein gerad biegen, ſo bricht es; ihr Männer behandelt die Frauen mit Nachſicht!“ [1] Die beſte Zeit, Hochzeit zu machen, iſt, wenn der Mond im Scorpion; der Moslim, der ſich vier rechtmäßige Frauen beilegt, übernimmt auch die Pflicht, jede derſelben jede vierte Nacht zu beſuchen; aller Liebesgenuß geſchehe im Verborgenen. Der Prophet empfahl den Moslimen in drei Dingen die Krähe als Muſter, weil ſie ſich nur heimlich begattet, früh ausfliegt, um Nahrung zu ſuchen, und außerordentlich vorſichtig iſt. Verboten iſt die eheliche Beiwohnung in der Morgen- und Abenddämmerung, von dem Auftauchen der Morgenröthe bis zum Aufgange der Sonne, von dem Untergange derſelben bis zum Verſchwinden der Abendröthe, während des ſchwarzen, rothen oder gelben Windes, d. i. während eines Ungewitters, während des Samum, während eines Orkans und während eines Erdbebens. Die Formeln der Vermählungsgebete ſind mancherlei, ſo auch die der Gebetformeln um Kinder, namentlich um männliche. In Betreff des zurückwirkenden Verdienſtes der Kinder auf die Eltern, erzählt eine Legende vom Herrn Jeſus, daß er vor einem Graben vorbeigekommen, deſſen Bewohner von den Folterengeln gepeinigt ward; nach einiger Zeit kam er wieder vorbei, und fand Alles ruhig; es ward ihm vom Herrn geoffenbaret, daß Gott der Herr wegen des Verdienſtes des nun mannbar gewordenen, wohlerzogenen Sohnes die Sünden des Vaters verziehen habe. Die kürzeſte und wirkſamſte Gebetformel um Kinder iſt: „Ich flehe meinen Herrn um Verzeihung meiner Sünden an und

[1] Die 389ſte der ſiebenhundert im erſten Bande der Fundgruben des Orients gegebenen Ueberlieferungen.

wende mich zu demſelben, oder die 97te Sura ſiebenmal wiederholt. Am ſiebenten Tage nach der Geburt wird das Kind benennt, und ein Lamm geopfert; die beſten Namen ſind die des Propheten: Mohammed, Ahmed, Mahmud, Muſtafa und die der Propheten des alten Bundes. Der Prophet verbot die altarabiſchen Namen: Hakem, d. i. Befehl, Hekim, d. i. der Weiſe, Chalid, d. i. der Ewige, Malik, d. i. Beſitzer, weil ſie Namen Gottes, ſo auch die Vornamen: Ebul Hakem, Ebul Iſa, Ebul Malik, Ebul Kasim und den Namen Jasin, den er ſich ſelbſt aneignete. Die Beſchneidung von Knaben und Mädchen hat auch gewöhnlich am ſiebenten Tage Statt; das Mädchen darf nicht früher als mit neun Jahren vermählt werden, nach dem Beiſpiele des Propheten, welcher ſich zwar mit Aiſche, der jüngſten, geliebteſten, geiſtreichſten und treuloſeſten ſeiner Gemahlinnen, ſchon als ſiebenjährigem Mädchen verlobte, aber ſich mit ihr erſt zwei Jahre ſpäter vermählte, mit der Neunjährigen der Fünfzigjährige.

V. Von der Pflege der Haare, des Bartes, der Nägel und dergleichen. Zehn Vorſchriften der Toilette leiten ſich von dem Beiſpiele Abrahams her, wovon fünf den Kopf, fünf den Leib betreffen; die fünf erſten ſind, das Ausſtochern der Zähne, das Stutzen des Knebelbarts, die Scheitelung des Haupthaares, die Ausſpülung des Mundes, das Einſchlürfen des Waſſers durch die Naſe; die fünf andern: die Beſchneidung, die Enthaarung des Unterleibs, dann unter den Achſeln, die Reinigung nach vollzogener Nothdurft und das Beſchneiden der Nägel. Dieſe Pflege des Kopfes und des Leibes wird in der Regel und am beſten am Freitage vorgenommen. Abraham dankte Gott dem Herrn für graues Haar, als ein Zeichen der Würde und des Anſehens, und deßhalb iſt es verboten, daſſelbe auszuraufen. Für das Nägelſchneiden gilt der Dienſtag oder Mittwoch als der beſte Tag, wiewohl der letzte der ſchlimmſte der Woche, weil an demſelben die Hölle erſchaffen worden. Die Ordnung, in welcher die Nägel der verſchiedenen Finger abgeſchnitten werden, iſt nicht gleichgültig; man fängt bei dem kleinen Finger der linken Hand an, und endet bei dem der rechten; der Abfall des Haares und der Nägel wird vergraben. Wer ſeinen Bart des Tags ſiebzigmal kämmt, dem naht der Teufel durch vierzig Tage nicht. Bei

allen diesen Verrichtungen sind besondere Gebetformeln üblich, darunter die 97ste Suva: Wir haben gesendet den Koran in der Nacht Kadr, und die Formel: im Namen Gottes, und nach dem Brauche Mohammeds und der Familie Mohammeds.

VI. Von dem Gebrauche der Wohlgerüche, der Durchdüftung und der Einsalbung des Leibes. Nach der Ueberlieferung haben alle Wohlgerüche auf Erden folgenden Ursprung. Als Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese auf Merwe und Ssafa (die beiden Berge in der Nachbarschaft Mekkas) sich niederließen, sagte Eva: ich hätte mich gar zu gerne noch im Paradiese gekämmt, aber Gabriel war so zudringlich, daß er mir hiezu nicht Zeit ließ; ich will mir daher hier die Haare auskämmen. Als sie das Haar auflöste, entflossen demselben die Wohlgerüche des Paradieses, von denen der Wind einige nach Westen, die meisten nach Osten und besonders nach Indien trug, welches seitdem das Vaterland der edelsten Wohlgerüche. Das Durchdüften des Bartes mit Wohlgerüchen, das Waschen desselben nämlich mit Rosenwasser oder Durchdüften mit Aloerauch geschieht zu Ehren der beiden Engel Hüter und Aufzeichner der Thaten des Menschen, wovon der zur Rechten die guten und der zur Linken die bösen Thaten in Rollen aufzeichnet, welche alljährlich in der Nacht der Diplome, [1] das ist in der des 15ten Schaaban, vor dem Throne Gottes gegen neue ausgewechselt werden; diese beiden Engel Protokollisten lieben außerordentlich die Wohlgerüche, die ihnen von beiden Seiten des Knebelbartes entgegenduften. Die beliebtesten Wohlgerüche sind: Aloe, Ambra, Moschus und Safran, Rosenwasser, Veilchen-, Lilien-, und Myrobolanöl. [2] Der Prophet empfahl die Kleider mit Wohlgerüchen zu durchdüften und den Leib mit wohlriechenden Oelen einzusalben; vorzüglich liebte er Lilienöl und Rosenwasser. Vom Rosenöl kann noch keine Rede seyn, da dasselbe, wie bekannt, eine weit spätere indische Erfindung. Nach der Ueberlieferung

[1] Leiletol-Berat (la nuit de brevets).

[2] Das Oel des Ban, welchen S. de Sacy als Weide übersetzt hat, wird hier als indische Pistazie, das ist Myrobolane, erklärt: hindanki Ban fistiki hindist.

datirt ſich der Urſprung aller Roſen erſt von der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, auf welcher die weißen Roſen aus ſeinem Schweiße entſtanden, die rothen aus dem Gabriels und die gelben aus dem des Borrak (ſeines himmliſchen Laſtthieres), welches der dem perſiſchen Cherub) dem ſogenannten Thiere von Perſepolis) nachgeahmte mohammedaniſche Cherub.

VII. Von dem Bade. Es iſt verboten, ohne Schürze ins Bad zu gehen; bei dem Herausgehen aus dem Bade iſt eine beſondere Begrüßungsformel üblich, wie in Europa beim Nießen das ſchon ziemlich aus der Mode gekommene: zur Geſundheit! Der Gläubige ſagt zu dem aus dem Bade kommenden Gläubigen: wohl bekomme Dir das Bad und das heiße Waſſer! und der andere antwortet: Gott thue Gutes Deinem Herzen! Im Bade ſich zu kämmen oder die Zähne auszuſtochern, gilt als ſchädlich für das Haar und die Zähne; auch iſt verboten, im Bade den Koran herzuſagen. Den Kopf mit Eibiſch und Blättern des Lotosbaumes (Sidr) zu waſchen, wird nach dem Beiſpiele des Propheten für beſonders heilſam angeſehen; es iſt beſſer, das Haar ſich unter der Achſel zu ſcheeren, als daſſelbe auszuraufen; beim Enthaaren ſind wieder beſondere Gebetformeln vorgeſchrieben; nach der Enthaarung wird erſt die rothe Farbe des Henna (lawsonia inermis), ſey es auf die Nägel, ſey es auf Haar und Bart als Grund der ſchwarzen Farbe aufgetragen. Die gänzliche Abwaſchung des Körpers (Ghosl) iſt als geſetzliche Reinigung in ſechs Fällen vorgeſchrieben;[1] außerdem iſt dieſelbe löblich alle Freitage und in den heiligen Nächten des Jahres, namentlich in denen des erſten, fünfzehnten und ſiebzehnten Ramaſans, welcher letzte der Jahrestag der Eroberung Mekka's, in der Nacht des neunzehnten, an welchem die Vorherbeſtimmungen für das ganze Jahr von der Tafel des Schickſals abgeſchrieben werden, in der Nacht des ein und zwanzigſten, in welcher Moſes ſtarb, Jeſus zum Himmel fuhr, und welche von vielen für die Nacht Kadr gehalten wird, in welcher der Koran vom Himmel geſendet ward, wiewohl Andere die drei und zwanzigſte und Andere die ſieben und zwanzigſte Nacht deſſelben Monats

[1] Post concubitum, pollutionem, menstruationem, apparitionem sanguinis extra tempus menstruorum, puerperium et condactum cadaveris.

dafür halten; weiter an den beiden Festen des Fastenendes (der große Beiram) und des Opferfestes (der kleine Beiram), am achten Silhidsche, d. i. am Tage Terwijet, an welchem die Pilger auf dem Berge Aarafat bei Mekka ihre Andacht begehen; [1] in der Nacht des halben Redscheb, welche die der nächtlichen Himmelfahrt, in der des acht und zwanzigsten desselben Monats, welche die der Sendung des Propheten, in der des halben Schaaban, in der des sieben und zwanzigsten Schaaban, wo die Rollen der guten und bösen Thaten ausgewechselt werden, am achtzehnten Silhidsche, an welchem Mohammed das Chalifat seinem Eidam Ali übertrug, am vier und zwanzigsten Silhidsche, an welchem das Fest Mobahelet gefeiert wird. Dieses Festtages erwähnen weder Herklots noch Garcin de Tassy, [2] und die Wörterbücher geben keinen Aufschluß darüber; eine leise Andeutung davon findet sich in Maraccis Commentar zum 60sten Vers der dritten Sure, sehr ausführliche Auskunft aber in dem zu Teheran gedruckten Sabol-maad, d. i. Mundvorrath der Rückkehr, welches ein vollkommener Kalender aller Moslimischen Feste mit den für dieselben vorgeschriebenen oder üblichen Gebeten. Die Christen von Nedscheran hatten Abgeordnete an Mohammed gesandt, die mit ihm disputirten, aber unbekehrt nach Hause gingen; ihr Bischöf rieth ihnen, dem Propheten, der als solcher schon anerkannt sey, nicht länger zu widerstreben, sie kamen wieder und erklärten sich als Moslimen, da war Mohammed mit seiner Tochter Fatima, seinem Eidam Ali und seinen beiden Enkeln Hasan und Husein hinausgegangen, um zu beten, und hatte seinen Mantel über sie gedeckt, weßhalb dieselben Ehlol-aba, d. i. die Bewohner des Mantels, oder Ehlol-kisa, d. i. die Inhaber des Kleides genannt werden; dieser Benennung erwähnen zwar S. de Sacy und Reinaud [3] nach Maraccius und Niebuhr, aber keine

[1] In dem von Langlès im Jahr 1810 zu Paris herausgegebene: rapport du calendrier Grégorien avec les calendriers réformé, Russe, Hebraique et Musulman steht dieser Tag eben so falsch ausgesprochen als übersetzt, als: Teroùyyéh. Le Prophète demande la vue de Dieu.

[2] In dem mémoire sur des particularités de la religion Musulmane. Paris 1831.

[3] Description des monumens Musulmans. II. 184.

dieſer vier Säulen arabiſcher Gelehrſamkeit hat den Urſprung der Benennung ſelbſt aufgefunden, welcher bei obiger Gelegenheit ſtattfand, ſo daß das Feſt Mobahelet, wiewohl das Wort eigentlich gegenſeitige Verfluchung bedeutet, doch das Familienfeſt des Propheten iſt, weil an dieſem Tage das Andenken der Ausbreitung des Mantels des Propheten über die vier nächſten Mitglieder ſeiner Familie, ſeine Tochter, ſeinen Eidam und ſeine beiden Enkel, gefeiert wird. Der Koransvers Mobahelet, nach welchem daſſelbe benannt wird, iſt der folgende: „Dem, der mit dir ſtreitet, nach dem, was du an Wiſſenſchaft ausgebeutet, ſage: kommt, wir wollen unſere Söhne und euere Söhne, unſere Weiber und euere Weiber, unſere Perſonen und euere Perſonen rufen, dann andächtig zu Gott unſer Gemüth erheben, und den Fluch Gottes den Lügnern geben.“ Ebenſowenig als dieſes Feſt Mobahelet waren bisher die drei folgenden ſchiitiſchen bekannt, an denen, wie bei den vorhergehenden, gänzliche Abwaſchung des Körpers empfohlen wird; das erſte am ſechs und zwanzigſten Silhidſche, dem Tag der Ermordung des Chalifen Omar, der durch ſeine Nachfolge im Chalifate das Recht Ali's beeinträchtigte; das zweite am ſieben und zwanzigſten Silhidſche, an welchem nach der Lehre der Schii's Omars Söhne zur tiefſten Hölle fuhren; [1] das dritte am fünf und zwanzigſten Silkide, dem Tag Dahul-ardh, d. i. der Ausdehnung der Erde unter der Kaaba, welche an dieſem Tage von Adam aufgeſtellt ward, zugleich dem Geburtstag von Jeſus [2] und Abraham, und dem Tag der Erſcheinung, Mehdi's des zwölften Imam, als Vorläufer des jüngſten Gerichtes.

VIII. Von den Manieren des Schlafens und Wachens und auf die Seitegehens. Zwei Zeiten des Tages ſind für den Schlaf eben ſo günſtig als zwei andere ungünſtig; während der Morgen- und Abenddämmerung iſt eben ſo unrecht

[1] Sadol-maad. Blatt 106.

[2] Das Uebereintreffen des fünf und zwanzigſten Silkide mit dem 25. Dezember, welcher im altrömiſchen Kalender der Geburtstag des Mithras war, macht es wahrſcheinlich, daß die Ausbreitung der Erde unter der Kaaba einen mythiſchen Bezug auf die Vorſtellung des unter dem Dolche des Mithras erliegenden Stieres hat.

zu schlafen, als es unmittelbar vor oder nach dem Mittagsgebete heilsam. Zur Zeit der Morgendämmerung, das ist von der ersten Morgenröthe bis zu Sonnenaufgang ist der Schlaf verwerflich und tadelbar, weil zu dieser Zeit die Nahrungsloose des Tages ausgetheilt werden, und wer dieselben verschläft, auch seinen Erwerb für diesen Tag verschläft; zu dieser Zeit ward den Kindern Israels die Manna gesendet. Der Schlaf unmittelbar vor oder nach der Mittagszeit heißt Kailule, d. i. die Kühlung, und Mohammed sagte hievon: schlafet den Schlaf der Kühlung, denn Satan schläft denselben nicht! Dieser Schlaf ist aber der unmittelbar vor oder nach dem Mittagsgebete, welches nicht verschlafen werden, aber auch nicht in dem Augenblicke, wo die Sonne durch den Meridian geht, verrichtet werden darf, sondern immer einige Minuten hernach, weil Punkt Mittags der Satan täglich die Sonne als Krone sich zwischen die Hörner setzt, und sich selbst als Weltherrscher proklamirt; so sonderbar diese Ueberlieferung, so merkwürdig ist dieselbe, weil sie einerseits in persischer Sitte, andererseits in hebräischen Religionsbegriffen wurzelt. Wir sehen aus den Münzen der Sasaniden, so wie aus den Skulpturen von Nakschi Rustem bei Persepolis, daß die altpersischen Könige den Sonnenball als Kopfschmuck trugen, und in den Psalmen heißt es: der Herr wird mich befreien vom Satan des Mittags.[1] Ueberall ist zu schlafen erlaubt, nur nicht in der Moschee; Ali sagte: man schläft auf vielerlei Weise: die Propheten schlafen auf dem Rücken mit offenen Augen, weil sie die Offenbarung Gottes erwarten, die Gläubigen auf der rechten Hand mit dem Gesichte gegen die Kibla (Mekka) gewendet, die Könige und ihre Söhne auf der linken Hand, um so leichter zu verdauen, der Satan aber und seine Brüder und Spießgesellen mit dem Gesichte vorunter. Die Nachtgebete sind vielerlei; von den kurzen Suren des Korans die hundert zwölfte: sag: Gott ist Einer; die hundert neunte: o ihr Ungläubigen; die Suren, welche mit dem Lobe Gottes beginnen, als: die 59ste, 61ste, 62ste, 64ste, welche das Te Deum laudamus des Korans; andere Gebete werden wider die Schlaflosigkeit empfohlen, andere beim Aufwachen. Der Imam Dschaafer Sadik, der sechste der

[1] XC. 6. a daemonio meridiano.

Imame, erklärte den Unterschied wahrhafter und lügenhafter Träume aus dem Aufschwunge des Geistes, während des Schlafes: was derselbe in der höchsten Geisterwelt schaut, ist Wahrheit, was er während des Fluges im Himmel und auf Erden sieht, ist eitel Bildwerk und Phantasie; ein Dämon, Namens Hesaa, fliegt allnächtlich von Osten nach Westen, um die Menschen mit lügenhaften Träumen zu täuschen; vieler Schlaf ist schädlich. Die Manieren des auf die Seite gehens lassen wir bei Seite.

IX. Von den Krankheiten, ihren Arzneien, Heilungs- und Verwahrungsmitteln. Zum Schröpfen gilt, nach dem Beispiele mehrerer Imame, der Dienstag als der beste Tag, vermuthlich weil derselbe dem Blutvergießer Mars angehört, welcher selbst in der arabischen Planeten-Ikonologie mit blutigem Schwerte in der einen und einem abgehauenen Haupte in der andern Hand dargestellt wird; die Sunni lassen sich am liebsten am Sonntage, die Schii am Montage schröpfen. Der Imam Musa verordnete die Schröpfung am siebenten Julius, im Verhinderungsfalle am vierzehnten. Nach einer Ueberlieferung des Propheten besteht die Arzneikunde der Araber in sieben Dingen, nämlich: Schröpfen, Klystieren, Schnupfen (der Arznei durch die Nase), ins Bad gehen, Speien, Honig einnehmen und Brandmalen; alle diese sieben Arzneimittel sind durch vielfältige Stellen der Ueberlieferung unterstützt und anempfohlen. Bei den Fiebern fangen aber die Heilmittel der Gebete und Beschwörungsformeln an, welche entweder bloß gebetet, oder als Amulette auf dem Leib getragen oder auf Papier geschrieben in Wasser geweicht werden, und worauf das Wasser dem Kranken als Arznei eingegeben wird. Dieser Glauben an fiebervertreibende Amulette herrscht nicht nur im Morgenlande, sondern spuckt selbst noch im Westen. Der als fruchtbarer medizinischer Schriftsteller hinlänglich bekannte Oberarzt und gelehrte Professor Plenk behandelte eine alte Frau im Fieber, welche ihn bat, ihr doch nebst den verordneten Arzneien auch ein Amulett zu geben, weil sie auf dieses mehr Vertrauen habe, als auf jene; er willfahrte ihr durch ein in Tuch genähtes Amulett, das sie auf dem Magen trug; als sie des Fiebers genesen, stach sie die Neugierde, nachzusehen, worin denn das Amulett bestehe, sie trennte es auf, und fand darin einen Zettel, worauf geschrieben: holt der Teufel

nicht das kalte, so holt er die Alte. Außer den mannigfaltigen Gebeten für die verschiedenen Krankheiten und Uebel und dem Verse: des Thrones Gottes (der zwei hundert sechs und dreißigste der II. Sura), gelten vorzüglich sieben Suren des Korans als talismanische, nämlich: die erste, die drei letzten, dann die hundert neunte: sag: o ihr Ungläubigen; die hundert achte vom Kewser, d. i. vom Quelle des Paradieses, und die sieben und neunzigste: wir haben ihn gesendet (den Koran) in der Nacht Kadr. Einer der wirksamsten Heilsprüche ist der häufig auf den, pastilles de Serail genannten Moschuszelten vorkommende Koranstext: darinnen ist Heilung für das, was in der Brust, oder die drei Formeln: Bismilah el Kjafi, d. i. im Namen Gottes des Genügenden; Bismillah esch-Schafi, d. i. im Namen Gottes des Heilenden, und Bismillah el-Muafi, d. i. im Namen Gottes des Genesung Ertheilenden. Ganz besondere Heilkraft schreiben die Schii der Erde von dem Grabe Imam Husein's zu, welche in weißen Pastillen häufig durch ganz Persien verführt wird. Nach einer Ueberlieferung soll jeder Gläubige fünf Dinge bei sich führen: einen Zahnstocher, einen Kamm, einen Rückenkratzer, einen Rosenkranz und eine Zelte von der Graberde Huseins.

X. Von dem Umgange mit Verwandten und Bekannten, von den Pflichten gegen Sklaven und Sklavinnen und gegen Arme und Fremde. Eine der sonderbarsten Prosopopoien der moslimischen Ueberlieferung ist, daß am jüngsten Tage die Gebärmutter als die Repräsentantin aller Verwandtschaft sich an den Thron Gottes anklammern und sagen wird: „o Allernährer, jedem, der in der Welt die Blutsverwandtschaft geehrt, gewähre deine Barmherzigkeit, und verweigere sie heute jedem, der mich in der Welt verläugnet hat.“ Das Seitenstück zu dieser sonderbaren Prosopopoie ist die des Korans, welcher am jüngsten Tage mitten am Himmel aufgehangen erscheinen, und den Menschen zu predigen anfangen, und Gott den Herrn ansprechen wird: o Herr! Niemand hat mich gelesen, und die mich gelesen haben, nicht nach meinen Vorschriften gehandelt, ich bin von dir gekommen und kehre nun zu dir zurück.“[1] Sklaven

[1] Im XVI. Hauptstücke des Dürri mekum Jasidschioghli's. S. Anzeigeblatt der Jahrb. der Literatur. Band XVI. S. 53. Nro. 159.

und Sklavinnen sind mit nicht mehr als sechs Geißelhieben zu züchtigen (was weit menschlicher als die Jasa Tschengischan's, die von sieben bis siebzig steigen.) Die Pflichten gegen die Nachbarn, Stammverwandten, Waisen und Armen werden durch vielfältige Stellen der Ueberlieferung unterstützt. Der Imam Dschaafer Sfadik, um die Pflichten des Musulman's gegen den Musulman befragt, zählte die sieben folgenden als unerläßliche auf: 1) Thue dem Musulman, was dir gefällig, und thue ihm Nichts an, was dir mißfallen würde; 2) suche dir seine Zufriedenheit zu erwerben; 3) diene ihm mit Zunge, Gut und Seele; 4) sey sein Wegweiser und Spiegel; 5) iß und trink dich nicht satt, solange er hungrig und durstig; 6) wenn du einen Diener hast, und er keinen, sey er von dir bedient; 7) nimm seine Einladung an, besuche ihn, wenn er krank, und gehe, wenn er stirbt, mit seiner Leiche. Vorzügliche Pflicht des Moslims gegen den Moslimen ist, allen Nothdurften desselben abzuhelfen, ihm in Allem an die Hand zu gehen und seine Geschäfte zu besorgen. Der Krankenbesuch, das Speisen der Hungrigen, das Tränken der Durstigen sind vorzügliche Pflichten des Moslims. Diese Pflichten erstrecken sich nicht bis auf Dränger und ungerechte Könige; der Prophet sagte: „wer sich immer aus Habsucht weltlicher Güter zur Schmeichelei eines Tyrannen erniedriget, wird in der Hölle dafür büßen; über den König oder Statthalter, welcher über seine Unterthanen oder Untergebene die Geißel schwingt, wird dieselbe geschwungen werden, sie wird sich in einen Drachen verwandeln, und die Flammen der Hölle, siebzig Ellen hoch, werden über seinem Kopfe zusammenschlagen." Es ist dem Moslim verboten, mit dem Ungläubigen aus derselben Schüssel zu essen, oder mit ihm in einem Bette zu schlafen; der Prophet verbot den Moslimen, die Ungläubigen zuerst zu grüßen, oder ihnen den Handschlag zu geben, und erlaubte ihnen nur das Selam aleikům! d. i. Heil über euch! mit dem Worte: Aleikům! d. i. über euch! zu erwidern, worunter auch allenfalls das Wort: Fluch verstanden werden kann.

XI. Von den Manieren des Grußes, des Handschlages, der Umarmung, des Kußes, des Nießens, des Sitzens, des Aufstehens, des Rathes und des Briefschreibens. Sieben Dinge befahl der Prophet als auszeichnende Sitte des Moslims: der Besuch der Kranken, die

Begleitung der Leichen, die Annahme beſchworenen Wortes, die Geſundheitsformel beim Nießen, das Beiſtehen in Bedrängniß, den Gruß und die Annahme der Einladung zum Eſſen. Der Gruß Selam und die Erwiderung deſſelben ſind Pflicht für den Moslim, nur dem Ungläubigen wird, wie ſchon oben geſagt worden, auf das Selam aleiküm nicht das Aleiküm Selam, ſondern bloß Aleiküm (über euch!) mit Verſchweigung des Wortes Selam zurückgegeben. In den Staatsſchreiben an nichtmoslimiſche Fürſten und Große iſt durch ein Jahrtauſend der Gruß durch die Formel: Heil dem, welcher der wahren Leitung folgt! umgangen worden; auch dieſer nichts weniger als kourtoiſen Kourtoiſie haben die jüngſten türkiſchen und perſiſchen Staatsſchreiben entſagt. einer Ueberlieferung ſagen die Engel im Himmel, ſo oft ein Moslim dem andern Gruß gibt: Heil über euch! und Gottes Barmherzigkeit und ſeine Segnungen. Dies iſt die Formel, womit beim feierlichen Eintritte des Großweſirs in den Empfangſaal der von ihm gegebene Gruß von ſeinem Hofſtaate mit lautem Zurufe erwidert ward, und der noch heute bei feierlicher Erſcheinung der Großen üblich. Nicht zu grüßen ſind: Juden, Chriſten, Gebrn, Gottesdiener, wer auf dem Abtritte, beim Weingelage, ein Poet, der ſittſame Weiber in böſen Ruf bringt, wer mit einem in Perſien und in der Türkei üblichen unanſtändigen Fluchworte den Namen der Mutter entweiht, wer Würfel oder Laute ſpielt, wer im Gebete oder Handelsgeſchäfte begriffen, der Cinäde und der offenbare Wüſtling. Es grüßt zuerſt der Kleine den Großen, der Vorübergehende den Sitzenden, der Reiter den Fußgeher, der Reiter zu Pferd den Reiter zu Maul und dieſer den zu Eſel. Der Handſchlag iſt Zeichen der dem Moslim empfohlenen Verbrüderung; Umarmung bleibt inniger Freundſchaft, der Kuß der Liebe vorbehalten. Die Wahl guten Umgangs iſt Pflicht des Moslims, denn durch Schlechte wird der Gute ſchlecht, durch Gute der Schlechte gebeſſert; ſo ward nach der Legende der Hund der Siebenſchläfer, weil er ſo lange mit ihnen geweilt, ein Geſitteter, und ging deßhalb mit ihnen ins Paradies ein. Nach einem alten Weisheitsſpruche empfahl Ali den Beſuch von zehnerlei Häuſern: des Hauſes Gottes, um zu beten; des Palaſtes gottesfürchtiger Könige; des Hauſes von Geſetzgelehrten; des Hauſes von Geſchäftsleuten, wenn dieſelben gleich unverſtändig, weil ſie

nothwendig; des Hauſes von Großen, Ehrenhalber, des Hauſes von Erfahrenen, um ſich Rathes zu erholen; des Hauſes von rechtgläubigen Brüdern, um ſich ihres Umgangs zu erfreuen; des Hauſes von Feinden, wenn es nothwendig, ſich gegen ſie zu verſtellen; des Hauſes von Wohlgeſitteten, um durch deren Umgang gute Lebensart zu lernen. Der Nießende ſagt: Lob ſey Gott, dem Herrn der Welt! Dieſes, oder nach einer anderen Ueberlieferung: Allah ekber! d. i. Gott iſt groß! war das erſte Wort Adams, als der Lebensgeiſt, das Lehmgebilde durchwandernd, endlich im Gehirne ſeinen Sitz aufſchlug, worauf der Menſch die Augen öffnete, und Gott iſt groß! ſagte. Dem Nießenden antwortet man auf die erſten drei Nießer: Gott erbarme ſich deiner! wenn er das vierte Mal oder wenn ein Kranker nießet: Gott heile dich! einem Weibe: Gott halte dich rein! einem Knaben: Gott pflanze dich! einem Ungläubigen: Gott leite dich! einem Imam: Gott ſey dir gnädig! Das Rülpſen wird als eine Gnade Gottes angeſehen, und iſt daher nichts weniger als unmanierlich. Das Lachen iſt ſo viel als möglich zu vermeiden. Der Prophet nannte gegenwärtige Perſonen bei ihrem Vornamen, Abweſende bei ihrem Namen; die Perſer gebrauchen ſtatt beiden lieber den des Amtes oder der Würde, als: Achond, (türkiſch Efendi), Aka (Agha), Mirſa (Begſade), Newwab (das engliſche Nabob). In Geſellſchaften den Namen Gottes und den des Propheten zu nennen, iſt löbliche Sitte, ſo wie, an der Spitze aller Briefe den Namen Gottes zu ſchreiben; von außen wird auf den Umſchlag oft Beduh geſchrieben, was, ein Namen Gottes, der immer mit gleichem Schritte fortſchreitende heißt; da im arabiſchen, wie im griechiſchen Alphabete die Buchſtaben Zahlenwerth haben B = 2, D = 4, U = 6, H = 8, ſo werden ſtatt Beduh die Zahlen 2468 geſchrieben, welche aber nicht als Zweitauſend vier hundert acht und ſechzig zu leſen ſind, ſondern als Beduh und die arithmetiſche Proportion geben, deren Exponent zwei, ſchönes Symbol des gleichmäßigen Fortſchrittes.

XII. Von dem Hauſe, dem Ein- und Ausgange, den Geräthen und Thüren deſſelben. Ein offenes Haus iſt ein gaſtfreies und daher löblich. Der große Luxus iſt tadelhaft, beſonders in goldenen und ſilbernen Geſchirren und Gemälden von Menſchen; dieſe werden am Tage des Gerichts von den

Malern die Seele fordern, die sie ihnen einzuhauchen nicht im Stande waren; eine große Lehre für schlechte Portrait- und Geschichtsmaler; minder sündhaft sind die Gemälde ohne Schatten, weil durch die Schattenlosigkeit der Maler der Anmaßung entsagt, das Licht vom Himmel zu geben; noch sicherer ist's, wenn er an der menschlichen Figur irgend ein Glied unvollendet läßt zur Bekenntniß seiner Ohnmacht in der Vollendung eines vollkommenen Menschengebildes. Teppichen mögen Figuren eingestickt seyn, weil man sie mit Füßen tritt. Der Prophet rieth, Tauben und Hahnen im Hause zu halten, damit sich die Dämonen lieber mit ihnen als mit den Kindern beschäftigen; die Hahnen rufen zum Frühgebet, die Taube war die Freundin Noe's und Mohammeds. Schafe und Milchlämmer im Hause zu halten, bringt Segen; von Hunden sind nur die zur Jagd und zu Bewachung der Heerde nöthigen zu dulden. Wald- oder Ringeltauben sollen im Hause nicht gehalten werden, weil ihr Gurren vom Propheten so ausgelegt ward, als hieße es: werdet zu Nichts! werdet zu Nichts! Sechs Thiere verbot der Prophet zu tödten, die Biene ihres Nutzens willen, die Ameise, weil sie Salomon auf die Hand nahm, den Frosch, weil er im Feuerofen, worein Nimrod den Abraham geworfen, einen Theil der Gluth auslöschte, den Widhopf, weil er der Wegweiser Salomons zur Königin von Saba, die Elster, welche Spatzen jagt und dem Adam von Ceylon nach Dschidde den Weg wies, die Schwalbe, deren Kreisen in der Luft als Trauer über den unglücklichen Tod der Enkel des Propheten angesehen, und deren Zwitschern als das letzte Wort der ersten Sura des Korans verstanden wird; fünf Thiere befahl der Prophet zu tödten: den Raben, den wilden Esel, die Schlange, den Skorpion und den wüthigen Hund. Es ist verboten, Thiere Nachts zu schlachten; der Pfau gilt für Unglück vorbedeutend, wie die Eule; bei Tag Licht anzuzünden, ist verboten; für den Eintritt ins Haus und den Austritt aus demselben sind besondere Gebetformeln vorgeschrieben.

XIII. Vom Reiten, zu Fußgehen, Handel und Ackerbau und der Behandlung der Thiere. Die besten Pferde sind die Fuchsen und Rappen mit einer Bläße auf der Stirne und einer solchen auf drei Füßen, den rechten Vorderfuß ausgenommen. Das Lastthier, sagte der Prophet, hat von seinem

Beſitzer ſechs Dinge zu fordern: Futter, Tränke, daß er demſelben Etwas zum Preiſe des Schöpfers an die Stirne hefte (ein Amulet mit den Namen Gottes, gewöhnlich aus Speckſtein), daß er es nur zum heiligen Kampfe reite, demſelben nicht zu viel auflade, und es nicht zu viel ermüde. Zaum und Zügel aus Gold und Silber ſind verboten; beim Aufſteigen ſage der Gläubige die erſte Sure des Korans oder andere Formeln zum Lobe und Preiſe Gottes, deren kürzeſte das dreimalige Subhanallah! (Preis ſey Gott!) El-hamd lillah! (Lob ſey Gott!) Allah ekber! (Gott iſt der Größte!) Beim Kaufe und Verkaufe der Thiere werden die drei letzten Suren, der Vers des Thrones Gottes u. ſ. w. hergeſagt. Der Geſang der Vögel iſt nur das Lob und der Preis Gottes in ihrer Sprache; ſo girrt die Turteltaube: Jahu, (Jehova) oder Jahaij! (o Allebendiger) oder Jakajjum! (o Allbeſtändiger!); die Schwalbe zwitſchert die erſte Sure des Korans u. ſ. w.; daſſelbe gilt von den vierfüßigen Thieren: das Schaf blöckt: merg! merg! (Tod! Tod!) die Kuh brüllt: laß ab von der Sünde! u. ſ. w. Viele Thiere ſind nur verwandelte Menſchen, ſo war der Elephant vormals ein der Wolluſt ergebener König, der Bär ein Beduine, der Haſe ein treuloſes Weib, die Fledermaus eine Diebin, Affen und Schweine waren Juden, die den Sabbath entheiligten, die Eidechſe und der Blindſchleich Juden, welche an das Wunder des Herrn Jeſus mit den ſechs Broten nicht glaubten, die Mücken und Schnacken Spötter der Propheten u. ſ. w. Beim Kauf und Verkauf ſind wieder beſondere Formeln üblich, ſo auch bei den verſchiedenen Verrichtungen des Feldbaues.

XIV. Von den Manieren des Reiſens. Eine Ueberlieferung ſagt: reiſet, um geſund, pilgert, um reich zu werden. Die zweite Hälfte dieſer Ueberlieferung zeigt am klarſten, daß die Wallfahrt nach der Kaaba, von der älteſten Zeit her, minder Sache der Andacht als des Handels war, indem ſich der Araber den Pilger nicht als einen armen Landſtreicher, ſondern als Handelsmann denkt; eine andere Ueberlieferung Mohammeds vom Reiſen lautet aber: die Beſchwerden des Reiſens ſind ein Stück der Höllenpeinen; als der beſte Tag zum Reiſen gilt der Montag, weil alle Propheten und große Männer an einem Montage geboren und geſtorben, die zwei großen Reiſen in das Leben und aus dem Leben an dieſem Tage unternommen haben; doch beſtreiten die Schii,

daß der Geburtstag Mohammeds, wie sein Sterbetag an einem Montag gefallen, und behaupten, daß er an einem Freitage geboren sey; er selbst unternahm seine Reisen am Donnerstage, weil, wie er sagte, an diesem Tage Gott und die Engel hold. Er sagte: Gott hat den Donnerstag und Sonnabend gesegnet; diese beiden Wochentage also sind wie der Montag und Freitag bestimmt glückliche, wie der Mittwoch ein bestimmt unglücklicher. Der Moslim beginne jede Reise mit Almosengeben und Gebet, mit der Hersagung der drei letzten Suren des Korans, der XCVIIten von der Sendung des Korans in der Nacht Kadr, des Endes der Sure Amran (der IIIten), des Verses des Thrones Gottes u. s. w. Der Imam Musa sagte: sieben Dinge sind von unglücklicher Vorbedeutung für den Reisenden: ein Rabe, der ihm von der rechten Seite entgegen krächzt, ein Hund mit gestutztem Schweife, ein Wolf, der auf seinem Schweife sitzt und ihm entgegen heult; ein Hirsch, der von der Rechten zur Linken den Weg kreuzt, eine Nachteule, welche ihm entgegen schreiet, ein altes Weib mit grauen Haaren und eine Stute mit aufgeschlitztem Ohre. Der Prophet empfahl Jedem, der auf die Reise geht, einen Stab von bitterem Mandelbaum mitzunehmen; die zwei ersten Augenmerke eines Reisenden seyen: hinlänglicher Mundvorrath und die Wahl eines guten Reisegefährten. Nach der Ueberlieferung ist die beste Zahl der Gefährten vier, die geringste drei, die größte sieben, was darüber, ist Haufe und Menge. Der Prophet sagte: bindet eueren Gürtel fest über den Bauch, damit euch das Gehen leicht werde, und brecht früh Morgens auf. Reisegebete sind vielerlei, andere für Reisen zu Land, andere für Reisen zur See. Der letzte Abschnitt des letzten Hauptstückes handelt von Pferderennen und von Pfeilschießen, den beiden als Vorübung des Krieges vom Propheten anempfohlenen löblichen Uebungen mit den Kunstnamen der zehn Renner und der sechs Ziele. Die Schlußrede enthält zerstreute nützliche Bemerkungen, wie z. B. die Einschärfung, Nichts zu beginnen, ohne Inschallah, d. i. so Gott will! zu sagen; diese Sitte des Moslims, Nichts vorauszubestimmen, ohne: wills Gott, zu sagen, ist bekannt genug, aber nirgends ist noch der Koransvers angegeben worden, auf welchen sich dieselbe stützt: [1] Sagt

[1] D. i. der 25ste der XVIII. Sure.

von keinem Dinge, ich werde dies morgen thun, ohne hinzuzusetzen: wenn Gott will! und erwähne deines Herrn, wenn du Etwas vergessen, und sage: vielleicht leitet mich der Herr, daß ich der Wahrheit nahe komme. Gelegentlich dieses talismanischen Koransverses wider vermessene Vorherbestimmung künftiger Handlungen und wider Vergeßlichkeit, werden neun Dinge erwähnt, welche das Gedächtniß schwächen und drei, welche dasselbe stärken; die ersten sind: das Essen von sauern Aepfeln, Koriander, Käs, von Etwas, was eine Maus angefressen, das Abschlagen des Wassers in stehendes, das Lesen von Grabinschriften, das Gehen zwischen zwei Weibern, Läuse suchen, und das Schröpfen in der Grube des Rückgrads; hingegen vermehrt sich das Gedächtniß, wenn man die Zähne ausstochert, fastet und den Koran liest. Dies genüge von den allgemeinen Manieren der Moslimen und namentlich der Araber und Perser; ein künftiger Artikel (wills Gott!) wird von den Sitten des Hofes, und namentlich bei den Türken, nach den Quellen derselben handeln.

Hammer Purgstall.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Berlin. Die k. Akademie der Wissenschaften hat im verflossenen Jahre außer den schon früher aufgeführten nachfolgende Mitglieder durch den Tod verloren: den Baron Sylvestre de Sacy zu Paris, auswärtiges ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Classe, den Grafen Caspar von Sternberg zu Prag, Ehrenmitglied der Akademie, Accum zu Berlin, von Moll zu Dachau, Dulong zu Paris, Bowditch zu Boston und Duges zu Montpellier, Correspondenten der physikalisch-mathematischen Classe, und von Köhler zu St. Petersburg, Correspondenten der philologisch-historischen Classe. Dagegen sind in dem verflossenen Jahre gewählt worden: Presl zu Prag, Rudberg zu Upsala und Lamé zu Paris zu Correspondenten der physikalisch-mathematischen Classe, und da Costa de Macedo zu Lissabon zum Correspondenten der philosoph.-historischen Classe. Der Consistorialrath Prof. Dr. A. Neander wurde als ordentliches Mitglied der philosophisch-historischen Classe und der k. österreichische Gesandte zu Athen, Prokesch von Osten, als Ehrenmitglied bestätigt. Der Astronom Sir John Herschel ist zum auswärtigen, Professor Dr. Poggendorf zum ordentlichen Mitgliede der physikalisch-mathematischen Classe ernannt worden.

Die Akademie hielt am 24. Jan. zur Feier des Geburtstags Friedrichs II eine öffentliche Sitzung, wo eine Rede des Geheimenraths Wilken vorgetragen wurde. Ein neues von einer Commission entworfenes und von der Gesammtakademie geprüftes und gebilligtes Statut wurde von Sr. Majestät dem König bestätigt und dient seit dem Oct. v. J. als Richtschnur.

In der Plenarsitzung der k. Akademie der Künste zu Berlin vom 9. März wurden folgende Künstler zu einheimischen ordentlichen Mitgliedern der Akademie gewählt: Gustav Lüderitz, Kupferstecher in Berlin; Adolph Henning, Historienmaler in Berlin; Wilhelm Taubert, Componist in Berlin; Hubert Ries, Concertmeister in Berlin; Dr. d'Altan, ordentlicher Professor der Anatomie zu Halle. Zu auswärtigen ordentlichen Mitgliedern: Horace Vernet, Geschichts- und Genremaler in Paris; Eugène Le Poittevin, Marinemaler in Paris. Zu Ehrenmitgliedern: der großherzoglich hessische Geheimerath ꝛc. Gottfried Weber zu Darmstadt; der geheime Obertribunalrath H. von Winterfeld zu Berlin; der Marchese de' Durazzi beständiger Secretär der Akademie der Künste zu Genua; der Marchese de Negri zu Genua.

München. Am 8. Januar starb zu Augsburg Chr. Jac. Wagenseil, k. b. quiesc. Regierungsrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, früher Kanzleidirector, Consistorialrath und Scholarch, Archivar und Bibliothekar der Reichsstadt Kaufbeuren, dann kurpfalzbayerischer Stadtcommissär zu Kempten, durch zahlreiche Schriften historischen, belletristischen und gemeinnützigen Inhalts bekannt, geboren zu Kaufbeuren am 23. Nov. 1756.

Die k. bayerische Akademie der Wissenschaften feierte am 27. März durch eine öffentliche Sitzung den achtzigsten Jahrestag ihrer Stiftung. Nach einem Vorwort des Vorstands v. Schelling las der Präsident des Oberconsistoriums, Staats- und Reichsrath v. Roth, eine Gedächtnißrede auf den verstorbenen Präsidenten, Ignaz v. Rudhart, und Professor Dr. Buchner eine Abhandlung über die Einwohner Deutschlands im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Claudius Ptolemäus. Der geheime Rath v. Schelling wurde in der kurz zuvor stattgehabten allgemeinen Sitzung der Akademie neuerdings wieder zum Vorstande, dann, wie schon früher in einer Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, der geheime Rath v. Walther und Professor Zuccarini zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie erwählt.

Der geheime Obermedicinalrath Dr. Kopp zu Hanau, dessen Tod wir (H. VI, S. 303) irrthümlich angezeigt zu haben bedauern, ist unlängst von dem Vereine großherzogl. badischer Medicinalbeamten zur Förderung der Staatsarzneikunde zum Ehrenmitgliede erwählt worden.

Universitäten.

Berlin. Die Professoren Begas und Rösel, der Professor der Medicin Dr. J. F. C. Hecker haben den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Professor Schönlein in Zürich ist nach Berlin berufen mit dem Titel eines geheimen Medicinalraths. Am 5. Mai starb der Professor des Rechts Dr. Eduard Gans, am 21. April Professor Dr. Friedrich Hufeland.

Bonn. Der außerordentliche Professor der Jurisprudenz, Dr. Ludwig Arndts, ist zum ordentlichen Professor derselben in Breslau, nachher zu der nämlichen Stelle in München ernannt worden. Das Rectorat führt der Professor der Anatomie und Physiologie Dr. Karl Mayer; die Decanate: in der evangelisch-theologischen Facultät Bleek, in der katholisch-theologischen Achterfeldt, in der juristischen Walter, in der medicinischen Wutzer, in der philosophischen v. Schlegel. Der Professor der Theologie Braun ist als Privatdocent in der juristischen Facultät aufgetreten. Professor Redepenning hat einen Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der theologischen Facultät angenommen, um daselbst Ewald und Pott, zugleich aber auch den ersten Universitätsprediger Ruperti zu ersetzen. Am 23. April starb Dr. Karl Hieronymus Windischmann, Medicinalrath und Professor der Medicin und Philosophie, 64 Jahre alt.

Breslau. Der Professor Dr. Elvenich, der als Director des katholischen Gymnasiums seine Entlassung nachgesucht und erhalten hat, ist zum ersten Bibliothekar der königlichen und Universitätsbibliothek ernannt worden. Am 13. März starb der ordentliche Professor der Staatswissenschaften, Dr. der Rechte und der Philosophie, Johann Schön, Redacteur der schlesischen Zeitung, 57 Jahre alt. Der ordentliche Professor der alten Literatur Dr. Ritschl ist in derselben Eigenschaft nach Bonn versetzt worden.

Freiburg. Der Professor und geistliche Rath Werk ist zum Prorector für das Studienjahr 1839—40 erwählt worden.

Gießen. Der Geheimerath Kühnöl trat im letzten Wintercurse zum 101sten Mal als akademischer Docent auf und wurde bei dieser Gelegenheit von dem Rector Dr. Credner in einem Programm beglückwünscht. Der Pfarrer Schmid in Großholbach ist zum ordentl. Professor der Dogmatik an der katholisch-theologischen Facultät ernannt worden.

Göttingen. Eine der erledigten sieben Professuren ist wieder besetzt, die von Wilhelm Weber. An die Stelle desselben ist der Dr. Listing aus Frankfurt a. M. als außerordentlicher Professor der Physik und Mathematik berufen, gegenwärtig Lehrer der Mathematik an der polytechnischen Schule zu Hannover. Der Consistorialrath ordentliche Professor Dr. Lücke ist zum wirklichen Mitglied des Consistoriums in Hannover ernannt worden, behält aber sein akademisches Lehramt bei. Der Hofrath Langenbeck ist in den Adelstand erhoben worden.

Greifswald. Der Professor der morgenländischen Sprachen Dr. J. Gfr. L. Kosegarten hat den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Der Privatdocent Licentiat der Theologie Friedrich Hasse ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt worden.

Halle. Der geh. Medicinalrath Professor Dr. Kruckenberg hat den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Der außerordentl. Professor in der philosophischen Facultät Dr. Pott ist zum ordentlichen Professor ernannt.

Heidelberg. Professor Mittermaier ist von der badischen Abgeordneten-Kammer zum fünften Mal zum Präsidenten erwählt worden. Der Privatdocent Licentiat Dittenberger ward zum außerordentlichen Professor mit weiterer Anstellung an dem evangelischen Predigerseminarium ernannt. Bei der Universitätsbibliothek rückte der bisherige Collaborator Dr. Gustav Weil in die erledigte Stelle eines Bibliothekars ein, zum Bibliothekssecretär ward der Privatdocent Dr. Sachsse ernannt. Die Wahl des geheimen Hofraths Professor Dr. Muncke zum Prorector ist bestätigt worden. Der Senior der theologischen Facultät, geheime Kirchenrath ordentliche Professor Dr. H. E. G. Paulus feierte am 15. Apr. das Jubelfest seiner Anstellung als ordentlicher Professor der Theologie, da er an demselben Tage 1789 in Jena seine Stelle als Eichhorns Nachfolger angetreten hatte.

Jena. Der ordentliche Professor der Chemie, Pharmacie und Technologie, Hofrath Dr. Johann Wolfgang Döbereiner und der ordentliche Professor der Logik und Metaphysik Dr. Ernst Reinhold sind zu geheimen Hofräthen ernannt worden. Der Großherzog von Sachsen Weimar hat dem geh. Hofrath H. K. Abr. Eichstädt, Dr. der Theologie und Philosophie, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, zu seinem Magisterjubiläum eine goldene Dose mit dessen Namenszug und einem Handschreiben überreichen lassen. Der Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Eldena, Dr. Fr. G. Schulze, ist zum ord. Professor mit dem Charakter als Hofrath ernannt worden.

Kiel. Der Physikus und Lehrer bei der Hebammenanstalt, Dr. G. A. Michaelis, ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät, der Professor Chalybäus in Dresden zum ordentlichen Professor der Philosophie, der außerordentliche Professor Mau an Kösters Stelle zum ordentlichen Professor, Dr. Lüdemann zum Vorstand des homiletischen Seminars mit dem Charakter eines außerordentlichen Professors ernannt worden.

Königsberg. Der außerordentliche Professor der philosophischen Facultät, Dr. Ludwig Moser, ist zur ordentlichen Professur befördert worden.

Leipzig. Der Privatdocent Dr. Karl Ernst Bock ist zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt worden. Am 5. Febr. ist der außerordentliche Professor der Medicin, Dr. Karl Friedrich Kleinert, gestorben. Die philosophische Facultät hat dem Professor in Rennes Xavier Marmier die Doctorwürde ertheilt. Der Professor E. G. Riedner vertheidigte behufs seines Eintritts in die theologische Facultät eine Dissertation über den Hermesianismus. Der Oberbibliothekar Dr. E. G. Gersdorf erhielt den Charakter eines Hofraths. Dem außerordentlichen Professor der Rechte Dr. Robert Schneider ist die Stelle eines Substituten für zwei Professoren in der Juristenfacultät übertragen worden. Bei der am 19. Mai stattgehabten dritten Säcularfeier der Einführung der Reformation in Leipzig wurden zu Doctoren der Theologie ernannt: die Superintendenten Herwig zu Großenhayn und Heymann zu Dresden und der Professor Ullmann zu Berlin.

Marburg. Der Professor der griechischen und römischen Literatur Dr. Karl Franz Christian Wagner hat bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum den Charakter eines geheimen Hofraths erhalten. Dr. Ludwig Fick ist zum außerordentlichen Professor der Arzneiwissenschaften, der außerordentliche Professor Dr. Julius Müller zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät in Halle ernannt worden.

München Der Privatdocent Dr. K. Fr. Dollmann wurde zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät ernannt. Der Director des städtischen allgemeinen Krankenhauses Professor der Universität Dr. Ph. Wilhelm seinem Ansuchen gemäß seiner Functionen beim Medicinalcollegium enthoben und hierzu Dr. Pfeufer berufen. Der Privatdocent Dr. Höfler ist zum außerordentlichen Professor unter der Verpflichtung zur Haltung von Vorträgen über Geschichte, der Professor der Theologie Dr. Joh. Ev. Stadler zum Domcapitular in Augsburg ernannt worden.

Münster. Im Januar ist der Orientalist Dr. Kalthoff gestorben.

Tübingen. Den hannöverischen Landesunterthanen ist durch königlichen Befehl vom 30. Merz der Besuch der Universität Tübingen bis auf weitere Verfügung untersagt. — Der

außerordentliche Professor der Theologie Dr. Isak A. Dorner hat einen Ruf als ordentlicher Professor der theologischen Facultät in Kiel angenommen.

Wien. Am 10. Jan. starb Dr. Christoph Beskiba, k. k. Hofcapellan, gewesener Decan der philosophischen Facultät, 82 Jahre alt. Im Mai starb der Professor der Physiologie und Pharmacie Dr. Hermann.

Würzburg. Der k. Hofrath und Professor der Chirurgie Dr. Textor hat einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Ruf an die großherzogl. Universität Freiburg abgelehnt, und wurde auf Anzeige hiervon mit einem allergnädigsten Handbillet Sr. k. M. beehrt. Ein gleiches erhielt er von Sr. M. dem König von Preußen nebst dem rothen Adlerorden 3. Cl., von Kurhessen das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen. Der Universitätsbibliothekar Dr. Ludwig ist zum außerordentlichen Professor, der Professor Dr. Stahl zum Regens des geistlichen Seminars ernannt worden. Am 18. April starb Dr. Joseph Schön, früher Professor der Mathematik, geboren 1771 zu Neustadt an der Saale.

Kirche.

Der Dr. Nicolovius hat wegen zunehmender Kränklichkeit die Entlassung von seiner Stellung als Director der geistlichen und Unterrichtsabtheilung im preußischen Cultministerium nachgesucht.

S. H. der Papst hat unter dem 15. Febr. durch den Cardinal-Staatssecretär Lambruschini in einem Schreiben an den Generalvicar der Erzdiöcese Köln Dr. Hüsgen erklärt, daß demselben die Befugniß zustehe, die heiligen Weihen ertheilen zu lassen, jedoch nur an solche, denen nicht etwa der Erzbischof schon dieselben verweigert und nur nach offener Beitrittserklärung der Candidaten zum Verdammungsurtheil des Hermesianismus.

Der Erzbischof von Gnesen und Posen von Dunin ist „wegen Ungehorsams und der eigenmächtigen in seiner Diöcese getroffenen und nicht widerrufenen Maßregeln“ zum Verluste seiner Würden, zu sechs Monat Festungsstrafe und zur Bezahlung sämmtlicher Gerichtskosten verurtheilt. Zugleich wird derselbe für unfähig erklärt, jemals im preußischen Staate wieder ein Amt zu bekleiden. Die Festungsstrafe ist von Sr. M. in einen Stadtarrest von gleicher Dauer, mit freier Wahl der Wohnung in einem Privathause, verwandelt worden.

Für das Bisthum Trier wurde von dem dortigen Capitel der Canonicus Arnoldi gewählt.

Der Bischof von Augsburg beabsichtigte die Errichtung eines Klosters des Ordens der Frauen vom guten Hirten, und hatte bereits die Genehmigung des Königs dazu erhalten. Die sämmtliche Geistlichkeit war zu Sammlung von Beiträgen aufgefordert, die Anmeldungen zum Eintritt in den Orden oder in die Freistätte für Frauen reiferen Alters wollten die Domcapitulare in Augsburg annehmen. Bald darauf aber wurden die Collecten eingestellt und man beabsichtigte, die eingelaufenen Beiträge einer Schulanstalt zuzuwenden.

Ueber das Terminiren der neuerrichteten Mandicantenklöster in Bayern ist allergnädigst angeordnet worden, daß dieselben, um ihnen eine ihrer Ordensverfassung entsprechende Unterhaltsquelle in entsprechender Weise zu eröffnen, nicht nur in den fränkischen, sondern auch in den altbayerischen Gebietstheilen durch eigene Collectoren wie ehemals milde Gaben sammeln dürfen.

Die feierliche Installirung des vom König von Bayern neu errichteten Collegiatstifts zur Theatinerhofkirche von St. Cajetan in München wurde durch den Erzbischof von München Freising nach Abhaltung des Hochamts und Verlesung der päpstlichen Bulle im Beiseyn des königlichen Commissärs Ceremonienmeisters Grafen v. Pocci vorgenommen.

Am 8. März starb zu Augsburg der Domcapitular August Salis Stark, Ehrenritter des k. bayerischen Ritterordens vom h. Michael, Commenthur des großherz. hessischen Haus- und Verdienstordens, 69 Jahre alt.

Zu außerordentlichen Mitgliedern des hannöverischen Staatsraths sind ernannt: der Bischof von Hildesheim und in dessen Verhinderung der Domdechant des hildesheimischen

Domcapitels, der Director des Consistoriums in Hannover, der Director des katholischen Consistoriums in Hildesheim; zum Assessor der Schatz- und Consistorialrath Eichhorn.

Ein neulich ergangenes Rescript des k. bayerischen protestantischen Oberconsistoriums erklärt nur solche Geistliche einer pfarramtlichen Anstellung für fähig, welche sich aus innerster Ueberzeugung und vollständig ohne irgend eine Abweichung zu dem altlutherischen Lehrbegriff bekennen.

Der evangelische Bischof und Generalsuperintendent Dr. Freymarck zu Posen hat am 20. Jan. den rothen Adlerorden 2. Cl. mit Eichenlaub erhalten.

Am 18. April starb zu Stuttgart Dr. Johann Gottfried von Pahl, Prälat und Generalsuperintendenten von Hall, Ritter des Ordens der württembergischen Krone, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, im 71sten Jahre.

S. M. der König von Würtemberg hat dem Präsidenten des evangelischen Oberconsistoriums, Mitglied der Kammer der Standesherren, Staatsrath von Mohl aus Anlaß seines Dienstjubiläums das Großkreuz des Ordens der württembergischen Krone verliehen.

Der Großherzog von Sachsen Weimar hat den Oberconsistorialrath Kirchenrath und Generalsuperintendenten Dr. Röhr in Weimar und den Dr. J. A. Nabe, Oberconsistorialrath zu Eisenach, zu Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt.

Der Consistorialrath Dr. Brandis ist zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Calenberg, der Consistorialassessor Leopold zum Consistorialrath und ersten Hof- und Schloßprediger, der Consistorialassessor Niemann zum zweiten Hof- und Schloßprediger in Hannover ernannt worden.

Die geh. Kirchenräthe Dr. C. Gottfr. Adolph Böckel und Herold sind zu Ehrenkleinkreuzen des großherzogl. oldenburgischen Haus- und Verdienstordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig ernannt worden.

Der Stadtrath von Leipzig hat der dortigen jüdischen Gemeinde die unentgeltliche Ueberlassung von Grund und Boden zu Erbauung einer Synagoge bewilligt.

Schulwesen.

Die Provincialstände der Provinz Preußen, aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt, haben bei ihrer letzten Zusammenkunft die Besorgniß geäußert, daß durch die in neuerer Zeit errichteten besondern Confessionsschulen die Eintracht der Angehörigen beider Kirchen gestört werde und eine neue, jetzt durchaus nicht vorhandene Kluft im innern und äußern Leben zwischen den Anhängern der beiden Glaubensbekenntnisse entstehen möge. Sie haben darum um die Beibehaltung der frühern allen Kindern ohne Rücksicht auf ihre Religion zugänglichen Gemeindeschulen und der Simultanseminarien gebeten. Nach dem Landtagsabschiede läßt es nun aber Se. M. der König bei der früheren Verfügung bewenden, nach welcher, wo möglich, besondere Confessionsschulen eingerichtet werden sollen, weil in den Elementarschulen der Religionsunterricht immer die Grundlage des ganzen Unterrichts seyn muß. Indessen soll die Einrichtung solcher besondern Schulen nur da verlangt werden, wo die Confessionsgemeinen die Mittel zu deren ausreichender Dotation haben. Dagegen soll auch die Zusammenziehung von Confessionsschulen zu Simultanschulen da gestattet seyn, wo sie das Werk freier Entschließung der von ihren Seelsorgern berathenen Gemeinden sind. Ebenso wird die Beibehaltung besonderer Confessionsseminarien für nothwendig erklärt, jedoch soll in Ausnahmsfällen den Candidaten der einen Confession der Besuch des für die der andern bestimmten Seminars nicht versagt werden.

Am 4. Febr. feierte das Gymnasium in Fulda das Andenken an den Schöpfer des deutschen Schulwesens Hrabanus Maurus und die von ihm vor mehr als tausend Jahren unter Karl dem Großen gestiftete Schule zu Fulda.

Eine der berühmtesten und ältesten Bildungsanstalten des preußischen Staates, das Joachimsthal'sche Gymnasium, das von dem Kurfürsten Johann Friedrich gestiftet wurde, soll aufhören eine öffentliche Schule zu seyn, und sich auf seine ursprüngliche Bestimmung

zurückziehen, eine Anzahl Pensionäre zu erziehen und diesen gelehrte Bildung bis zur Universitätsreife zu geben.

Am 10. Apr. fand die Eröffnung der neubegründeten geographischen Kunstschule in Potsdam Statt. In der Rede, welche der Director Professor Dr. Berghaus bei dieser Gelegenheit hielt, wurde der Standpunct festgestellt, den die geographische und topographische Kupferstecherei unter den freien Künsten einzunehmen habe. Aus drei Provinzen des preußischen Staats, aus Pommern, Brandenburg und Sachsen, haben sich Schüler eingefunden, die einen zwar kleinen, aber allem Anschein nach sehr tüchtigen Stamm der neuen Anstalt bilden.

Die Navigationsschule in Pillau erfreut sich seit ihrem Entstehen durch den zunehmenden Schiffsbau in Preußen fast in jedem Jahre einer größeren Schülerzahl und wird wohl auch im Zunehmen bleiben, zumal der Schulbesuch in der Art gestattet wird, daß die Schüler daselbst zu jeder Jahrszeit Aufnahme finden, und als Steuerleute und Schiffsführer tüchtig ausgebildet werden können. Die Schule ist mit ausgezeichneten Instrumenten, einem Observatorium und allem Zubehör, was zur Schifffahrtskunde erforderlich, versehen.

Seit einem halben Jahre besteht in Sondershausen, begründet von Baurath Scheppig, einem Schüler Schinkels, eine Sonntagsgewerbsschule, mit erfreulichem Erfolg.

Nach einer Verfügung der k. bayerischen Regierung von Mittel-Franken ist der Theaterbesuch den Schülern an Gymnasien und lateinischen Schulen nur mit besonderer Erlaubnis des Classenlehrers gestattet. An lateinischen Schulen darf die Erlaubnis nur in außerordentlichen Fällen, auf ausdrückliches Verlangen der Eltern, und auch den Gymnasialschülern nur in einzelnen Fällen erlaubt werden.

Der geistliche Inspector an der Landesschule zu Pforta H. Ed. Schmieder ist zum zweiten Director des Predigerseminars zu Wittenberg, der Diakonus Niese zu Torgau aber zum geistlichen Inspector zu Pforta ernannt worden.

Stiftungen.

Nach dem von dem verewigten Baron Bellios gemachten Testament hat derselbe 100000 Gulden für griechische Armen- und geistliche Anstalten, und außerdem 30000 Gulden für Stipendien griechischer Jünglinge, welche in München studiren sollen, vermacht. Es sind dabei die Armen und Kirchen in Wien, Bucharest und Athen vorzüglich bedacht.

Der Fonds der Mozartstiftung beträgt nun 700 Gulden. Die Stiftung kann aber erst ins Leben treten, wenn sie 400 Gulden Zinsen einnimmt.

Unter dem Titel „das Haupt Ferdinands von Schill“ ist in Braunschweig ein Schriftchen mit Schills Bildniß erschienen, dessen Ertrag zum Besten des zu Braunschweig zu stiftenden schillischen Invalidenhauses verwendet zu werden bestimmt ist.

Vereine.

In Bayern hat sich mit allerhöchster Genehmigung ein Verein zur Verbreitung des katholischen Glaubens in Nordamerika und entfernten Welttheilen gebildet, an dessen Spitze der Erzbischof von München Freising steht.

In Nürnberg hat sich ein Verein zur Unterstützung der evangelischen Gemeinden in Altbayern behufs ihrer gottesdienstlichen Einrichtungen gebildet. Zerstreut unter die Gemeinden der römischen Kirche, haben viele von ihnen keinen Seelsorger, viele kein Gotteshaus. An den Orten, wo es je dazu gekommen ist, nur einen Geistlichen in ihrer Mitte zu haben, sind sie genöthigt, die Feier des Gottesdienstes in einem gewöhnlichen Zimmer zu begehen. Der bezeichnete Verein beabsichtigt, durch Sammlung freiwilliger Gaben dieser Noth abzuhelfen. Nach den Statuten kann jedermann Mitglied dieses apostolischen Vereins werden, der sich auf ein Jahr verpflichtet, wöchentlich 1 Kreuzer beizusteuern. Was jeder noch mehr geben will, wird mit Dank angenommen, ebenso jeder andere freiwillige Beitrag. Ist auf diese Weise im Verlauf der Zeit eine ansehnliche Summe zusammengebracht, so wird sie

jedes Mal der bedürftigsten Gemeinde zur Unterstützung für einen Kirchenbau überschickt werden.

Seit einigen Jahren hat sich im Großherzogthum Baden ein Verein zu Rettung sittlich verwahrloster Kinder gebildet, der 1838 sich definitiv constituirte und sein Rettungshaus in Durlach eröffnete. Die Einrichtung gestattet, 30 Kinder unterzubringen.

Die zu Braunschweig zusammengetretene Conferenz der westlichen Kunstvereine hat den Abschluß eines Vertrags zwischen den sieben Vereinen von Kassel, Halle, Halberstadt, Hannover, Münster, Magdeburg und Braunschweig zur Folge gehabt. Für 1840 verbanden sich die sieben Vereine zu einem Cyclus von Ausstellungen, der im Febr. zu Hannover beginnt, sich über Magdeburg, Halle, Halberstadt, Braunschweig, Kassel, fortsetzt und im November in Münster schließt. Zum Generalgeschäftsführer für die nächsten zwei Jahre wurde der Rendant Ribbeck in Magdeburg gewählt. Jeder Verein verpflichtet sich, alle zwei Jahre ein Figurenbild von einem bedeutenden Künstler zu erwerben, und solches nicht eher zu seiner letzten Bestimmung gelangen zu lassen, als bis es auf den Ausstellungen sämmtlicher zur Gegenseitigkeit sich verpflichtenden Vereine gewesen. Ueber die Kostenvertheilung, über das Verfahren bei dem Empfang und der Versendung der Bilder u. dgl. wurden Bestimmungen getroffen, die Mittel zur Abwendung zu schlechter Bilder verabredet, und durch das Versprechen, gegenseitig bei einander Actien zu zeichnen, ein neues Band zwischen den einzelnen Vereinen geknüpft.

Der erste Jahresbericht des Leipziger Kunstvereins gewährt ein erfreuliches Bild des schnellen Gedeihens dieses Unternehmens. Die ganze Einnahme beträgt nach dem vorjährigen Rechnungsabschlusse 7919 Thlr. 2 Gr., so daß der bei dem Zusammentritt des Kunstvereins beabsichtigte Zweck, die Einrichtung eines städtischen Museums aus einem Drittheil der Nettoeinnahme schon jetzt vorbereitet werden kann. Hierzu sind 25 Werke aus dem Bestande der Ausstellung angekauft worden, worunter das Oelgemälde von W. Heim aus Düsseldorf.

Bei Gelegenheit seines Stiftungsfestes, das der wissenschaftliche Kunstverein in Berlin am 15. Okt. beging, lagen zur Ansicht ein Heft Ornamentenzeichnungen des Architekten und Lehrers bei der Akademie der Künste, Böttticher, und einige Blätter in farbigem Steindruck des Ternite'schen Prachtwerkes über Pompeji und Herkulanum vor. Unter den letzten zeichnet sich insbesondere eine von Ásmus gezeichnete, von Storch gedruckte sitzende Muse, ein pompejanisches Wandgemälde, aus. Die Kunst des farbigen Steindrucks ist durch die genannten beiden Künstler zu einer Vollendung gebracht worden, wie sie durch die sorgfältigste Colorirung mit dem Pinsel nicht zu erreichen seyn würde.

Die Arbeiten der Gesellschaft für Herausgabe der Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters nehmen in Hannover unter der Leitung des Archivraths Pertz einen guten und der Wichtigkeit des Unternehmens angemessenen raschen Fortgang. Der fünfte Band des Hauptwerks, der monumenta Germaniae historica, der dritte der scriptores wird demnächst erscheinen. Er enthält die erste Hälfte der Geschichtschreiber der sächsischen Periode. Um auf jede Weise die unter den obwaltenden Verhältnissen zur Bildung und Kräftigung der Zeitgenossen so nothwendige Kenntnis und Liebe der vaterländischen Geschichte und die Bekanntschaft mit ihren Quellen auch in weiteren Kreisen möglichst zu verbreiten, sollen die wichtigsten und besten Schriftsteller in besonderen Ausgaben zum Handgebrauch erscheinen. Von dem Archiv der Gesellschaft, das bestimmt ist, eine Rechenschaft über ihre Arbeiten dem Publikum vorzulegen und vorbereitende Untersuchungen mitzutheilen, wird der siebente Band nächstens ausgegeben werden. Er enthält den Bericht über alles, was in den letzten zehn Jahren für das ganze Werk geschehen ist, und liefert eine Reihe von Aufsätzen, welche für die Kritik unserer historischen Literatur von nicht geringer Wichtigkeit sind.

S. kais. H. der Erzherzog Franz Karl hat das Protectorat des für Oberösterreich und Salzburg in Linz bestehenden vaterländischen Museums übernommen, das fortan den Namen Museum Francisco-Carolinum führen wird. Dieser Verein für österreichische Geschichtsforschung ist seit dem Aufhören der österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde und jener des österreichischen Geschichtsforschers, mit Ausnahme des in Oesterreich bestehenden sehr achtungswerthen Dilettantismus der Geschichtsforschung zur Zeit in den deutschen

Erblanden Oeſterreichs der einzige Pfleger dieſer Wiſſenſchaft, der zu Folge ſeiner Bekanntmachungen mit größeren Arbeiten ſich beſchäftigte.

In Hamburg iſt ein Verein für hamburgiſche Geſchichte zuſammengetreten. Der von demſelben erwählte Vorſtand beſteht aus dem erſten und zweiten Vorſteher, Archivar Dr. Lappenberg und Profeſſor Krabbe, einem Sekretär, Dr. Kirchenpauer, einem Archivar, Dr. G. Burk, und einem Kaſſenführer, O. E. Gaedechens.

Der hiſtoriſche Verein für Oberbayern hat das erſte Heft von einem oberbayeriſchen Archiv für vaterländiſche Geſchichte herausgegeben.

Die geographiſche Geſellſchaft in Berlin iſt um Ertheilung von Korporationsrechten zur Ernennung auswärtiger Mitglieder u. ſ. f. beim Miniſterium eingekommen, und ihr bisheriges erſprießliches Wirken läßt keinen Augenblick zweifeln, daß ihr Geſuch Bewilligung finden werde.

Die naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt feierte im Monat Mai das jährliche Stiftungsfeſt des ſenkenbergiſchen Muſeums, das ſich fortwährend der regſten Theilnahme von Frankfurts Bürgern erfreut. So erfuhr man aus dem von Dr. Mappes erſtatteten Berichte, daß der Chef eines großen Handlungshauſes in Mailand, Moſius, für die Beſoldung des Cuſtos des Muſeums, die von ihm ſeither mit 400 fl. beſtritten wurde, eine Kapitalfundirung von 10,000 fl. gemacht hat.

Die Thätigkeit des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hamburg richtet ſich gegenwärtig auch auf die Erweiterung des neugegründeten naturhiſtoriſchen Muſeums, zu welchem Zweck eine eigene Muſeumskommiſſion gebildet iſt.

Durch k. Beſtätigung iſt in Innsbruck ein Verein in Wirklichkeit getreten, welcher in der an zweckmäßigen Vereinen ſo reichen öſterreichiſchen Monarchie doch bisher der einzige einer Art iſt, der geognoſtiſch-montaniſtiſche Verein für Tyrol und Vorarlberg. Dieſer Verein hat die Abſicht, den Bergbau, der ehemals eine ſo reiche Quelle des Wohlſtands dieſes Landes war, wieder zu heben. Sein Zweck iſt aber nicht, ſelbſt Bergbau zu treiben oder aufgelaſſene Bergwerke wieder in Aufnahme zu bringen, ſondern überall bauwürdige Objekte in Tyrol und Vorarlberg aufzuſuchen und die aufgefundenen ſeinen Mitgliedern, aus denen ſich nach Luſt und Umſtänden eigene Geſellſchaften bilden können, oder andern zum Betriebe zu überlaſſen.

Die hufelandiſche mediciniſch-chirurgiſche Geſellſchaft zu Berlin erfreute ſich auch im Jahr 1838 einer ununterbrochenen Thätigkeit und erfolgreichen Wirkſamkeit vereinter Kräfte. Zu beklagen hatte ſie den ſchmerzlichen Verluſt drei hochgeachteter Mitglieder des Geh. Med. Rathes Bartels, Gen. Diviſions-Arztes Schulz und des Dr. Kunde in Berlin. Gewählt und aufgenommen wurden im Jahr 1838 zu ordentlichen Mitgliedern 5: Oberſtaabs-Arzt Dr. Grimm, Dr. Mich. Ben. Leßing, Dr. Benewitz, Dr. A. Bohm und Dr. A. Moſer; zu auswärtigen korreſpondirenden Mitgliedern: 9, Hofrath Dr. F. Wirer, Edler von Rettenbach, Reg. Rath und Protomedikus J. J. Knolz und Dr. J. Sterz zu Wien, Profeſſor Bouros in Athen, Profeſſor Heim in Ludwigsburg, Profeſſor Nägele in Heidelberg, Dr. Droſte in Osnabrück, Dr. Löwenhardt in Prenzlau und Dr. Richter in Wiesbaden. Durch die thätige Fürſorge des Dr. Bürger, Bibliothekars der Geſellſchaft hatte der bisher beſtandene Leſecirkel ſeinen gedeihlichen Fortgang, und die der Geſellſchaft zugehörige Bibliothek erfreute ſich eines reichen Zuwachſes von neuen Büchern. Die Zahl der im Leſecirkel umlaufenden Zeitſchriften betrug 30, der an die Geſellſchaft im Jahr 1838 eingeſandten Werke 50, mit Ausnahme der dem Leſecirkel zugeſandten Zeitſchriften. Den Statuten und der bisher beobachteten Ordnung gemäß, fanden in den regelmäßig alle vierzehn Tage gehaltenen, fleißig beſuchten Verſammlungen Verhandlungen Statt über die Krankheitskonſtitution und die hier herrſchenden Krankheiten, Mittheilungen und Erörterungen von intereſſanten Krankheitsfällen, eingeſandten Abhandlungen, literariſchen Notizen, die der Geſellſchaft zugeſchickten Bücher wurden vorgelegt, und von einzelnen Mitgliedern nach der von letzteren ſelbſt gewählten Ordnung eine Reihe von beſonderen Vorträgen gehalten.

Unter den zahlreichen Vereinen, welche die neuere Zeit hervorgerufen hat, verdient der ſeit beinahe 18 Jahren beſtehende Apothekerverein in Norddeutſchland, unter Protektion des Staatsminiſters von Altenſtein eine ehrenvolle Erwähnung, und es haben ſich die Gründer

und Direktoren dieses Instituts, wie Dr. Brandes, du Menil, Overbeck, Wilken, Dr. Wittling und viele andere Mitglieder, deren Gesammtzahl sich jetzt auf 600 belaufen soll, gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung erworben. Dem Verein haben sich sodann die ausgezeichnetsten Naturforscher, Aerzte u. s. w. als Ehrenmitglieder angeschlossen, derselbe unterhält eine Reihe von Lesecirkeln; unverschuldet verarmten Berufsgenossen werden Pensionen ertheilt und die Zinsen von 2000 Thalern zu Preisen jährlich für zu lösende Aufgaben ausgesetzt.

In Wien soll ein Gewerbeverein entstehen, dessen Statuten bereits der kaiserlichen Genehmigung unterlegt sind. Der Verein wird hauptsächlich auf die arbeitenden Klassen zu wirken und in ihnen Liebe zur Arbeit zu erwecken suchen. Seine Thätigkeit erstreckt sich über das gesammte Gebiet der Gewerbsindustrie, und schließt daher auch die Wissenschaft nicht aus, insofern sie jener zu Hülfe kommt. Zu diesem Behufe wird der Verein eine Bibliothek und Lesekabinet errichten, wo die Mitglieder die vorzüglichsten auf Industrie und Technik bezüglichen Werke, Zeitschriften, Modelle und bildliche Darstellungen finden werden. Für neue Erfindungen, Verbesserungen und sonstige Fortschritte auf dem Gebiete des Gewerbfleißes wird der Verein Preise aussetzen, in Medaillen von Gold, Silber und Bronze bestehend. Endlich wird er seine Verhandlungen und die Resultate seiner Thätigkeit in zwanglosen Heften der Oeffentlichkeit übergeben. Der Verein steht unter einem Protektor, und unter einem Kurator; er besteht aus ordentlichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern. Jedes ordentliche Mitglied erlegt bei seinem Eintritt einen zur Bildung des Stammkapitals bestimmten Geldbeitrag und 15 fl. C. M. als jährlichen Beitrag. Dafür ist ihm die Benützung der Bibliothek und des Lesekabinets frei, und werden ihm die Druckschriften des Vereins gratis verabfolgt. Die Versammlungen des Vereins theilen sich in ordentliche und außerordentliche; die ordentlichen finden monatlich Statt, überdies werden noch zwei Generalversammlungen im Jahre in den Monaten Mai und Dezember gehalten.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen feierte am 24. Januar zum 18ten Mal sein Stiftungsfest. Derselbe zählt jetzt 1008 Mitglieder mit einem Gesammtvermögen von 3200 Thalern. Aus der von seydlitzischen Stiftung erhalten gegenwärtig 15 junge Leute aus den höhern Ständen, die sich dem Gewerbsbetriebe widmen, jährlich ein Stipendium von 300 Thlr.

Der Industrieverein für das Königreich Sachsen ist einer der ältesten Vereine in Sachsen, die sich die Entwicklung der Industrie zur Aufgabe gemacht haben. Er besteht seit zehn Jahren, von 1828 an unter dem Vorsitz des P. O. Clauß in Chemnitz (Firma G. Pflugbeil und C., Landtagsabgeordneten, zu welcher Stellung das Vertrauen der Mitglieder des Industrievereins ihn stets aufs Neue mit Recht berief. Die Tendenz des Vereins ist weniger eine rein technische, als eine kommerziellgewerbpolitische. Seine Bestrebungen gehen auf Verbesserung der Gewerbinstitution, Unterstützung von gewerblichen Bildungsanstalten, und Ermunterung zu nützlicher industrieller Entfaltung. Durch eine ruhige, würdige Haltung hat er sich eine nicht unbedeutende Geltung als begutachtendes Organ der Staatsbehörden erworben, und seine Ansicht ist bei manchen tief ins Gewerbsleben eingreifenden Fragen von Einfluß gewesen; so sprach er sich z. B. für den Anschluß Sachsens an den Zollverein aus, für prompten Wechselaccept, für die Errichtung von Gewerbsschulen, Banken u. s. f. Seine eifrigste Thätigkeit widmet er jetzt der Hebung der Brennmaterialnoth in Sachsen, der Erlassung einer allgemeinen Patentgesetzgebung für die deutschen Zollvereine.

Am 26. Sept. 1838 wurde vom Kunst- und Gewerbverein in Leipzig eine Versammlung gehalten, welcher einige Mitglieder anderer Gewerbsvereine beiwohnten. Man beabsichtigt in derselben den Leipziger Centralgewerbverein zu Stande bringen. Mehrere Vereine haben sich beistimmend erklärt und Leipzig als Centralsitz für die nächsten drei Jahre erwählt.

In Plauen hat sich durch die verdienstlichen Bestrebungen des Mathematikers Kohl ein Gewerbeverein gebildet, der alle 14 Tage zusammen kommt und am 29. Okt. 1838 seine zweite Versammlung gehabt hat. Der Verein zählt bis jetzt 50 Mitglieder. Auch in Wolkenstein hat sich ein Gewerbverein gebildet.

Die Statuten des Vereins, welcher sich unter dem Namen Leipziger Asphalt-Kompagnie gebildet hat, sind am 23. August v. J. im Ministerium des Innern genehmigt worden.

Der vor wenigen Monaten gegründete Gewerbeverein in Braunschweig, dem von der Landesregierung ein Zuschuß von 1000 Thalern bewilligt wurde, wird im nächsten Sommer

seine erste öffentliche Ausstellung von Produkten des Gewerbfleißes der Vereinsmitglieder bewerkstelligen.

Die dritte Versammlung der deutschen Landwirthe soll in der Woche vom 20—22 Sept. in Potsdam Statt finden, und die erste allgemeine Sitzung den 23. früh 9 Uhr beginnen. Die Morgenstunden sollen Vorträgen und Diskussionen in allgemeinen und in Sektionssitzungen gewidmet werden. Für die Nachmittagsstunden an den Versammlungstagen werden folgende Unterhaltungen in Vorschlag gebracht: eine vergleichende Prüfung aller neuen oder verbesserten Ackergeräthschaften, zu welcher ein Feld in der Nähe angewiesen wird, eine Viehausstellung, ein Pferderennen, eine Besichtigung und Vergleichung einzusendender Wollvließe, endlich eine Prüfung und Beurtheilung anderer Natur- und Gewerbserzeugnisse, sowie der Geräthe, Modelle und Zeichnungen, welche eingesandt werden.

Die Centralstelle des k. würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins fordert zur Bildung landwirthschaftlicher Bezirksvereine auf, wie solche bereits in verschiedenen Gegenden des Königreichs bestehen, und theilt in dem von derselben herausgegebenen Korrespondenzblatt Fundamentalpunkte zu Statuten der Bezirksvereine mit.

Die Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, welche eine ebenso einsichtsvolle als einflußreiche Wirksamkeit auf das Gedeihen der Bodenkultur übt, hielt am 17. und 18. Dez. 1838 eine Hauptversammlung in der k. Hofburg. Von den Verhandlungen, die gepflogen wurden, waren besonders die über Seidenzucht und über die Thierseuchen von allgemeinerem Interesse.

Preßangelegenheiten.

Zu Mitgliedern des k. preußischen Obercensurkollegiums sind ernannt worden: der Kammergerichtspräsident von Bülow, der geheime Oberjustizrath Dr. Göschel, der Gymnasialdirektor Dr. Ribbeck und der Hof- und Domprediger Sack.

Die Buchhändler und Buchdrucker in Leipzig leiden sämmtlich unter den neuen Censurverordnungen, die immer neuere Zusätze und stets Verschärfungen erhalten.

Das im März erschienene Adreßbuch für den deutschen Buchhandel und verwandte Geschäftszweige von O. A. Schulz, sorgfältiger gearbeitet, als die bisherigen Verzeichnisse und interessanter durch Notizen über die Gründung der zum Theil sehr alten Handlungen, führt 1298 deutsche oder doch mit Deutschland in regelmäßiger Verbindung stehende Buchhandlungen auf, von denen 617 Mitglieder des Börsenvereins in Leipzig sind.

Literatur.

Auf dem Gebiete der älteren deutschen Nationalliteratur sind in der letzten Zeit wenig bedeutende Erscheinungen hervorgetreten: manches Schöne ist versprochen. Maßmann hat ein gothisches Wörterbuch bereit, Graffs althochdeutscher Sprachschatz ist bis zum vierten Bande vorgerückt, Schmellers altsächsisches Wörterbuch zum Heljand ist nahezu im Druck vollendet, für das neuere Niedersächsisch bereitet Kosegarten ein Werk vor, welches alles zusammenfassen soll, was Richey, das bremisch-niedersächsische Wörterbuch, Strodtmann, Schütze, Dähnert u. a. im Einzelnen gesammelt. Daneben ist von Jakob Grimm eine völlig umgegossene Auflage des ersten Bandes der Grammatik versprochen. Wackernagels altdeutsches Lesebuch ist vermehrt neu erschienen. Für Kunde des alten Rechts gibt J. Grimm deutsche Dorfweisthümer, die von A. Reyscher und v. Laßberg besorgte Ausgabe des Schwabenspiegels wird nächstens erscheinen, Schmellers Sohn veranstaltet eine Ausgabe eines Münchener Stadtrechts aus dem 14ten Jahrhundert. Der von Auffeß gegründete, neuerdings von Mone redigirte Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit wird eingehen, und verdankt sein Fortbestehen für dieses Jahr nur der Munificenz des Fürsten von Fürstenberg. Von älterer Poesie ist neuerdings nichts hervorgetreten; Moriz Haupt hat in Wien zwei Handschriften des guten Gerhard von Rudolph von Ems gefunden und verspricht ihre Bekanntmachung. Das Streben, die alten Dichtungen durch Auffrischung der Sprache von Neuem in die größere Lesewelt einzuführen, tritt mehrseitig hervor. Von Simrocks Uebersetzung des Nibelungenlieds ins Neuhochdeutsche ist eine zweite Auflage nöthig geworden. Eine andere Umarbeitung soll als Denkmal der vierten Sekularfeier der

Buchdruckerkunst in glänzender Ausstattung, mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Eduard Bendemann und Julius Hübner, von Oswald Marbach erscheinen. Ebenso zeigen sich zu gleicher Zeit zwei Erneuungen des Gudrun. Die verunglückte Volksliedersammlung des k. preuß. geh. Kriegsraths Kretzschmer in Anclam ist durch den am 5. März erfolgten Tod des Verfassers ohne Zweifel und ohne Verlust für die Literatur unterbrochen Neuere Schriftsteller von anerkannter Geltung treten besonders in dem Format der zwölfbändigen Octavausgabe von Schillers Werken hervor; so Klopstock, Thümmel, Gellert, Seume, Schubart, Rotteck; an sie reihen sich, in gleichförmiger äußerer Erscheinung, Verdeutschungen von ausländischen Autoren verschiedenen Rangs, von Cervantes, Shakespeare, Byron, Moore, Lesage und Lamartine. Leisewitz's Werke sind zum erstenmal vollständig gesammelt erschienen.

Der Direktor der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, Lichtenthaler, hat das Ritterkreuz des k. baierischen Civilverdienstordens erhalten.

Der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen bekannte Dr. Karl Reichenbach zu Blansko und Schloß Reisenberg in Mähren ist von Sr. M. dem König von Würtemberg in den Freiherrenstand erhoben worden.

Am 19. März starb zu Weimar der als Dichter und Freund Göthe's bekannte Hofrath Dr. Stephan Schütze.

Am 6. Mai starb in Hannover einer der beliebtesten Novellendichter Deutschlands, Dr. Wilhelm Blumenhagen, 58 Jahre alt.

Am 14. Februar starb zu Dresden die junge Dichterin, Fräulein Adelaide Reinbold aus Hannover, bekannt unter dem Namen Franz Berthold, von Ludwig Tieck in die Literatur eingeführt.

Kunst.

Am 22. April wurde in München in Mitte seiner Thätigkeit dahingerafft Daniel Ohlmüller, der erste, der den deutschen Baustyl in seiner vollen Reinheit herzustellen versuchte und in der nach seinem Plane ausgeführten Mariahilfkirche ein schönes Denkmal seiner Kunst hinterläßt.

Dem als Arzt und Chemiker bekannten Dr. Petzholdt in Dresden ist es gelungen durch seiner Aussage nach ziemlich mühsame Versuche die Erfindung des Daguerrotyp zu seinem Eigenthum zu machen.

Die Herren Kobell und von Steinheil in München haben ein Verfahren erfunden, Zeichnungen durch das Sonnenlicht zu vervielfältigen, ähnlich der daguerrischen Methode. Auf einer gewöhnlichen Glastafel wird ein dünner Radirgrund von Asphalt warm aufgetragen, und über Licht etwas eingeschwärzt; es ist nicht nöthig ihn völlig undurchsichtig zu machen. Auf diesen Grund wird die beabsichtigte Zeichnung radirt. Zum Schutze des Grundes wird ein sehr dünnes Grimmerblatt aufgelegt; um dieses fest haften zu machen ist ein Tropfen Wasser hinreichend, der durch Andrücken hinausgetrieben wird, so daß das Grimmerblättchen durch Adhäsion fest sitzt. Nun wird das bereitete Papier naß auf das Grimmerblättchen ebenfalls durch Adhäsion festgedrückt, und dann dem Sonnenlichte ausgesetzt. Nach wenigen Minuten hat sich die Zeichnung in violettem Tone gebildet; sie wird nun vorsichtig abgenommen, in kaustisches Ammoniak gelegt, bis der Ton der Zeichnung braun geworden, und hierauf in Wasser abgespült und getrocknet.

Seit einer Reihe von Jahren hat der k. Generalpostdirektor von Nagler der Anlage einer Kupferstichsammlung seine Aufmerksamkeit zugewendet. Diese Blätter sollen in dem gegenwärtigen Bibliothekgebäude in Berlin untergebracht werden; ebenso das jetzt im Palast Monbijou befindliche ägyptische Museum; für die Bibliothek dagegen soll ein neues Gebäude hinter der Universität auf dem Platz des sogenannten kleinen botanischen Gartens entstehen und in 6 Jahren vollendet seyn.

Der unter dem Protektorat des Fürsten von Metternich stehende Verein zur Beförderung der bildenden Künste hat im April eine Kunstausstellung eröffnet. Seit 6 Jahren

beſtehend nimmt dieſer Verein bereits eine ehrenvolle Stelle in der Reihe ſeiner deutſchen Mitbrüder ein. Die Zahl ſeiner Mitglieder ſtieg im Jahr 1838, mit Einſchluß der 16 Mitglieder des Kaiſerhauſes, auf 2327, deren genommene 2409 Aktien dem Inſtitute die jährliche Einnahme von 12045 fl. C. M. verſchafften.

Die Berliner Gemäldeausſtellung wurde am 13. Mai eröffnet.

Im Laufe dieſes Jahres findet die dritte Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins Statt und wird nach dem von den Abgeordneten der verbundenen Städte gefaßten Konferenzbeſchluß vom 16. Okt. v. J. nachſtehenden Curſus durchlaufen: im Monat Mai zu Karlsruhe, Juni zu Straßburg, Juli zu Mainz, Auguſt zu Darmſtadt, September zu Mannheim.

Die öffentliche Ausſtellung von Werken der bildenden Kunſt bei der k. ſächſiſchen Akademie der bildenden Künſte zu Dresden wird Sonntags den 14. Juli eröffnet und es iſt als letzter Zeitpunkt zur Einlieferung der auszuſtellenden Gegenſtände der 17. Juli feſtgeſetzt worden. Vom 9. Sept. an können die eingeſendeten Gegenſtände wieder zurückgenommen werden.

Das k. würtembergiſche Finanzminiſterium macht bekannt, daß nach der unter den Zollvereinsſtaaten getroffenen Verabredung die für Kunſtausſtellungen und für landesherrliche Kunſtinſtitute und Sammlungen vom Auslande eingehenden Kunſtſachen Zollfreiheit genießen.

Der würtembergiſche Kunſtverein in Stuttgart hebt ſich immer mehr; im Jahr 1836 zählte er nur 940 Mitglieder mit 1049 Aktien, jetzt 1927 mit 1408 Aktien.

Die alle drei Jahre wiederkehrende öffentliche Kunſt- und Induſtrieausſtellung in Stuttgart hat im Monat Mai Statt gefunden.

Die am 24. Februar in Hannover eröffnete Kunſtausſtellung zählte an 600 Nummern, zum größten Theil Genrebilder und Landſchaften. Den ſtärkſten Tribut haben die Schulen von München und Düſſeldorf geleiſtet.

Der erſt im vorigen Jahr zuſammengetretene Kunſtverein in Lübeck hielt im Monat Juni d. J. ſeine erſte Ausſtellung.

Dr. Joh. Konr. Stellwag in Frankfurt a. M. macht bekannt, daß er ein Lokal für Ausſtellung von Gemälden vom 1. Mai dieſes Jahrs an eröffne, eine Einrichtung, welche für lebende Künſtler, wie für Beſitzer von Oelgemälden älterer Meiſter von größtem Vortheil ſeyn dürfte.

Am 1. Januar erhielten aus der Hand Sr. M. des Königs von Bayern die Profeſſoren der Akademie der bildenden Künſte Schnorr von Carolsfeld und Schwanthaler, der Inſpektor der k. Erzgießerei Stieglmair, der Mechaniker Ertl und der Hofmuſiker Theobald Böhm das Ritterkreuz des Michaelsordens.

Am 25. April ſtarb zu Mühlhauſen der um die Lithographie und namentlich den Farbendruck hochverdiente Künſtler und Lithograph Engelmann.

Mayerbeer hat die nachgelaſſene letzte Oper Karl Marias von Weber beendigt. Die Partitur ſoll zugleich in Paris und in zweien der Hauptreſidenzſtädte Deutſchlands aufgeführt werden. Den ganzen Ertrag dieſer Oper hat Mayerbeer im Voraus zum alleinigen Vortheil der Familie ſeines Jugendfreundes und Studiengenoſſen Karl Marias von Weber beſtimmt.

Am 19. Januar ſtarb in Berlin G. A. Schneider, penſion. k. Kapellmeiſter, Direktor der Militärmuſikchöre des Gardekorps und Mitglied des Senats der Akademie der Künſte, im 69ſten Lebensjahre.

Der k. würtembergiſche Hofkapellmeiſter Lindpaintner hat von Sr. M. dem Kaiſer von Oeſterreich für die Zueignung ſeiner am 20. Jan. in der kaiſ. Hofburgkapelle in Wien aufgeführten neuen Meſſe eine geſchmackvoll verzierte goldene Tabatière erhalten.

In Berlin hat man den Plan zu Errichtung eines großen Marionettentheaters entworfen. Der dramatiſche Dichter A. Cosmar hat ſich dazu mit andern Literaten vereinigt, die auf dieſe Weiſe die Luſt an der alten, ſchon von den Schlegel und Tieck viel beſchützten

Puppenkomödie des Volkes wieder erwecken wollen. Man beabsichtigt, alte Volksstücke, wie Faust, Genoveva, Melusine u. dgl. wieder hervorzusuchen und mit neuen Episoden oder mit Nachspielen auszustatten, die einen launigen Uebergang zu einer Darstellung der Sitten und Gebrechen unserer Zeit bilden sollen.

Am 9. April feierte der Hofschauspieler Graff in Weimar sein 50jähriges Dienstjubiläum; er war eines der vorzüglichsten Mitglieder in der schönsten Periode der dramatischen Kunst am Weimarer Theater, und ein Liebling Schillers, dessen Wallenstein er ausgezeichnet darstellte.

Das Werdy'sche Ehepaar feierte am 18. März sein 50jähriges Schauspielerjubiläum auf der Dresdener Bühne, wo beide Gatten während dieses Zeitraums sich ununterbrochen der Gunst des Publikums erfreut haben.

Der Direktor des Kunstinstituts in Weimar, Hofrath Dr. Schorn ist vom Großherzog von Sachsen mit seiner Descendenz in den Adelstand erhoben worden.

Denkmäler.

Die am 8. Mai, dem Vorabend von Schillers Todestag, vorgenommene Enthüllung seines Denkmals in Stuttgart war ein Fest von ganz Deutschland; denn ganz Deutschland in seinem Zusammenwirken hatte die Möglichkeit dieses Festes herbeigeführt. Für Würtemberg, die Wiege des großen Dichters, hatte dasselbe noch eine ganz besondere nationale Bedeutung. Das deutsche Ausland bethätigte seine Theilnahme durch herzugesandte Deputationen, aus Weimar, Jena, München u. s. f. und durch gleichzeitige Mitfeier in der Ferne z. B. in Frankfurt, Augsburg, München, Freiburg, ja in dem stammverwandten Dänemark; aus Würtemberg selbst kamen nicht weniger als 45 Liederkränze heran, darunter die Zunft der Ulmer Meistersänger, vielleicht der einzige Rest dieser Art aus jener sinnigen Epoche der deutschen Lyrik. Als Schillers Enkel die Hülle von dem Standbilde wegzog, ertönten alle Glocken der Stadt zum Andenken an den Sänger der Glocke. Nach den Gesängen der Liederkränze, einer Kantate von Eduard Mörike, komponirt von Lindpaintner, und einer Festrede von Gustav Schwab übergab der aus dem Stuttgarter Liederkranz einst auf Dr. Schotts Anregung hervorgegangene Schillerverein das Monument den Behörden der Stadt. An dem Festmahl, an welchem die Familie Schiller, der Schillersverein, die höchsten Beamten des Staats und der Stadt Stuttgart, und die Ehrengäste Theil nahmen, wurden rauschende Toaste dem König als dem Beförderer alles Guten und Schönen, den Manen Schillers, dem Vorstand des Schillervereins Hofrath von Reinbeck, allen denen, die in Deutschland und außer seinen Grenzen mit Rath und That das Werk fördern halfen, endlich den drei würdigen Meistern, die das Werk schufen, Albert Thorwaldsen Baptist Stiglmaier und Nikolas Thouret ausgebracht. Das Hoftheater gab an drei Tagen hintereinander die Trilogie Wallenstein, voran als Prolog die Glocke.

Die Subscriptionen für das Armindenkmal finden namentlich in Bayern die regste Theilnahme. Der Professor H. F. Maßmann in München gibt zwei Schriften bei dieser Gelegenheit heraus, eine deutsche: Armin der Cheruskerfürst und Befreier Deutschlands, und eine lateinische: Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae. Die letztere ist eine Art Cento oder Mosaik von sämmtlichen über jene Ereignisse vorhandenen Stellen römischer und griechischer Autoren, chronologisch geordnet. In Nürnberg ist ferner eine kleine Schrift Armin erschienen, ein Auszug aus Lommels alten Franken.

Bei Gelegenheit des bevorstehenden Reformationsjubelfestes hat sich in Leipzig eine Kommission gebildet, welche einen Aufruf, zunächst an die Bewohner der Stadt, gerichtet, um Beiträge für ein Denkmal zu sammeln, welches daselbst den Reformatoren gesetzt werden soll.

Das seit bereits zwei Jahren ins Leben getretene Comité für ein Denkmal Lessings hat eine neue Aufforderung zu Beiträgen für dasselbe erlassen. Da bei dem regen Eifer unserer Zeitgenossen, der Nachwelt die großen Thaten der Vorzeit durch Denkmale zur Nacheiferung in das Gedächtniß zu rufen, die Freigebigkeit des Publikums zu großen Opfern in Anspruch genommen war, so glaubte das Comité sich lediglich auf Braunschweigs Mittel beschränken zu müssen. Zur Ausführung des ursprünglichen Planes, einer zu

beschaffenden Büste, auf das Thätigste unterstützt, sah sich das Comité durch den wiederholt ausgesprochenen Wunsch, das Denkmal für einen der ausgezeichnetsten Schriftsteller mindestens nicht unwürdiger ausfallen zu lassen, als die Monumente, welche nicht verdienstvollern Männern gewidmet wurden, veranlaßt, dieser gerechten Anforderung zu entsprechen. Professor Rauch hat sich bereit finden lassen, unter den gemäßigtsten Bedingungen eine kolossale Bronzestatue herzustellen. Mit dem erweiterten Plane aber steigern sich auch die Anforderungen an die Theilnahme des Publikums, durch welche die Ausführung bedingt ist. Vor allem, hofft das Comité, werden die deutschen Bühnen, zu deren Begründung Lessing das Wesentlichste beitrug, die günstige Gelegenheit nicht unbenützt lassen, ihre Dankbarkeit gegen den Schöpfer des nationalen Drama's an den Tag zu legen.

S. M. der Kaiser von Oesterreich beabsichtigt, zwei Monumente zu erbauen, eines für die Kaiserin Maria Theresia, die Stammutter des gegenwärtigen Kaiserhauses Habsburg Lothringen, und das andere dem Kaiser Franz. Beide Monumente sollen auf den beiden Rasenplätzen vor der Burg einander gegenüber stehen.

Das dem Fürsten Schwarzenberg in der Nähe von Probstheida Liebertwolkwitz errichtete Denkmal, da wo er den drei verbündeten Monarchen den Sieg nach der Schlacht bei Leipzig verkündete, wurde am 18. Oktober in der Frühe durch Privatpersonen bekränzt und eingeweiht.

Auf Veranlassung des Generallieutenants Grafen Kielmannsegge hat sich ein Verein von Militärpersonen gebildet, um aus freiwilligen Beiträgen zum Andenken des Gefechts vom 16. Sept. 1813 bei der Göhrde und zur Erinnerung an ihre daselbst gefallenen Waffenbrüder ein Denkmal zu errichten auf der Stelle, wo im Freiheitskampfe, auf vaterländischem Boden, dieses für die verbündeten Waffen so rühmliche Gefecht Statt fand. Es sollte dieses Denkmal, ein großer Granitblock, in Spitzbogenform behauen, auf einer Unterlage von rohen Granitblöcken ruhend, noch im Frühling d. J. aufgeführt werden. Die Kosten, mit Ankauf des Platzes, des Hügels, an dessen Fuße die französischen Quarres gebrochen wurden, sind auf 400—500 Rthlr. veranschlagt.

Der Jahrestag des Todes des am 27. Februar 1838 entschlafenen Professor Pölitz ist auf dem Leipziger Gottesacker gefeiert worden. Die Dankbarkeit der dortigen Verwaltungsbehörde, welcher Pölitz den größten Theil seines erworbenen Vermögens zum öffentlichen Gebrauche hinterlassen hatte, ehrte sein Andenken an diesem und dem wiederkehrenden Begräbnißtage (2. März) durch Errichtung eines steinernen Obelisken und Setzen einer Linde, die beide einfach aber bedeutungsvoll bekränzt wurden.

Industrie und Handel.

Nach der zu Dresden abgeschlossenen Münzkonvention soll als Grundlage des gesammten Münzwesens in den zum deutschen Zoll- und Handelsverein verbundenen Staaten in allen Münzstätten einerlei Münzwerk angenommen werden, deren Gewicht mit dem Gewichte der in dem Königreich Preußen und den süddeutschen Staaten des Zoll- und Handelvereins bereits bestehenden Mark übereinstimmend auf 233,855 Gramme festgesetzt wird. Nach dieser gemeinsamen Grundlage soll das Münzwesen in den sämmtlichen Landen der kontrahirenden Staaten geordnet werden, und zwar in der Art, daß, je nachdem die Thaler- und Groschen-, oder die Gulden- und Kreuzerrechnung hergebracht, oder den Verhältnissen entsprechend ist, entweder der 14 Thalerfuß, bei welchen die Mark feinen Silbers zu 14 Thalern ausgebracht wird, mit dem Werthsverhältnisse des Thalers zu 1¾ Gulden, oder der 24½ Guldenfuß, bei welchem aus der Mark feinen Silbers 24½ Gulden geprägt werden, mit dem Werthverhältnisse des Guldens zu 4/7 Thaler, als Landesmünze gelten wird. Die Zweithaler- oder 3½ Guldenstücke, als die den 14 Thaler- und dem 24½ Guldenfuße entsprechende gemeinschaftliche Hauptsilbermünze (Vereinsmünze), werden im Ringe, mit einem Durchmesser von 41 Millimetern und einem glatten, mit vertiefter Schrift und nach Befinden mit Verzierung versehenen Rande zu einem Siebentheile der Mark feinen Silbers ausgeprägt und auf dem Revers die Angabe des Theilverhältnisses zur Mark feinen Silbers dann des Werths in Thalern und Gulden und die ausdrückliche Bezeichnung „Vereinsmünze“ enthalten.

Zwischen dem deutschen Zollverein und dem Königreich der Niederlande ist ein Handelsvertrag abgeschlossen worden.

Eine k. Kabinetsordre vom 6. April enthält ein von Sr. Majestät bestätigtes für die ganze preußische Monarchie gültiges Regulativ über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken. Nach demselben darf vor zurückgelegtem neunten Lebensjahre Niemand in einer Fabrik oder bei Berg-, Hütten- und Pochwerken zu einer regelmäßigen Beschäftigung angenommen werden, ja nicht vor zurückgelegtem sechzehnten Jahre, wer noch nicht einen dreijährigen regelmäßigen Schulunterricht genossen hat, oder durch ein Zeugniß des Schulvorstandes nachweist, daß er seine Muttersprache geläufig lesen kann, und einen Anfang im Schreiben gemacht hat. Junge Leute unter sechzehn Jahren dürfen nicht über zehn Stunden täglich beschäftigt werden. Auch ist durch besondere Bestimmungen für die Einräumung von Freistunden, für die Vertheilung der Arbeit in die passenden Tagesstunden, und für Freiheit der Arbeiter im Besuch des Gottesdienstes gesorgt.

In Wien ist am 1. Mai die Ausstellung der Industrieprodukte aller Provinzen des Kaiserstaats eröffnet worden.

Die HH. Leonard und Comp. in Köln zeigen an, daß sie eine Propfenmaschine neuer Erfindung, welche bei einer Kraft von zehn Pferden täglich eine Million Weinflaschenpfropfen oder vier Millionen kleine Apothekerpropfen liefert, nebst Uebertragung der Rechte auf die Erfindung abzugeben Willens sind.

Die Inhaber der Maschinenfabrik in Karlsruhe, Keßler und Martienſen haben aus Veranlassung der aus ihren Werkstätten hervorgegangenen Kreistheilmaschine, die große goldene Preismedaille für Kunst und Gewerbfleiß mit einem huldvollen Handschreiben des Großherzogs erhalten.

Der Mechaniker und Physiker Leinberger in Nürnberg will durch langjährige Versuche eine bedeutende Ersparung an Brennmaterial, eine Vorrichtung, welche jede Explosion durchaus und immer verhütet, erfunden haben, und bietet dieselbe den Staaten und Gesellschaften gegen verhältnißmäßige, nach der Probe erst zu bezahlende Remuneration an.

Als eine ausgezeichnete Erfindung zur Ersparung des Brennmaterials werden die Feueressenapparate des Lehrers an der Stuttgarter Thierarzneischule Groß gerühmt, bei welchen die erhitzte Luft in Verbindung mit Wasserdämpfen zur Anwendung kommt. Diese Erfindung erhielt den technischen Preis und ist bereits weit verbreitet.

Dem Fabrikanten Jean Beyſſier zu Berlin ist unterm 10. März d. J. ein Patent auf acht Jahre auf ein von ihm beschriebenes Verfahren, farbige Harzmassen zu musivischen Arbeiten darzustellen, ertheilt worden.

Zu Neubrandenburg im Großherzogthum Mecklenburg Strelitz will der Wagenbauer und Sattlermeister Farwel einen Wagen erfunden haben, der nicht allein auf Kunststraßen, sondern auch auf Feldwegen und im Sande bergauf und bergab, nur von einem Führer gelenkt, sich selbstständig fortbewegen wird.

Der gewandte Chemiker Dr. Struve d. j. in Dresden hat nach den unvollkommenen Angaben des Journals des Debats vollkommen glückliche Versuche zu Gewinnung des neuen Siderikgases, jener Verbindung von Hydrat mit Sauerstoffgas angestellt, dessen folgenreicher Anwendung auf das Leben und die Industrie vor der Hand nur seine ungemeine Kostbarkeit entgegensteht.

Einem bei Köln lebenden geachteten Techniker ist es gelungen, eine Achsendrehmaschine zu erfinden, die auf wagerechter Eisenbahn mit der Geschwindigkeit von 2 Meilen in der Stunde 50 Tonnen oder 1000 Centner, und mit der Geschwindigkeit von 3 Meilen in der Stunde 30 Tonnen oder 600 Centner Last durch mechanische Kraft mit Hülfe von sechs Menschen fortzubewegen im Stande ist; mithin, die Last für einen Wagen zu fünf Tonnen gerechnet, im ersten Falle zehn, im zweiten sechs Wagen.

Am 7. April wurde die Leipzig-Dresdener Eisenbahn eröffnet.

Die Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn ist vom Senate der freien Stadt Hamburg konceſſionirt worden.

Das Kasseler Eisenbahnkomité hat in Folge einer aus dem Ministerium des Innern ihm zugegangenen Weisung seine Thätigkeit eingestellt und wird sich auflösen.

Preisaufgaben.

Die fürstlich jablonowskische Gesellschaft legt folgende, theils wiederholte, theils neue Preisfragen vor:

I. Aus der Geschichte: Für das Jahr 1841 wiederholt: Es soll untersucht und beschrieben werden, welches der politische Zustand der Städte in Polen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen sey, wobei insbesondere die Beantwortung der Frage gewünscht wird, ob und wie weit einige Städte, es sey nun durch das Herkommen oder durch die Privilegien von den Reichsständen in den Genuß gleicher staatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden sind, und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

Außerordentliche Preisfrage, für deren genügende Lösung ein doppelter Preis bestimmt wird: Historisch-statistische Erörterungen des Ursprungs, der Eigenthümlichkeiten und Sitten der nicht magyarischen Stämme, welche in Ungarn wohnen.

24 Dukaten für die vorzüglichste der auf Polen oder dessen slavische Nachbarländer bezüglichen, in lateinischer, deutscher oder französischer Sprache verfaßten historischen Schriften, die vom Anfang des Jahrs 1839 bis zum November 1841 im Druck erschienen und der Gesellschaft vorgelegt seyn werden. Die Schriften sind vor Ablauf November 1841 an den Sekretär der Gesellschaft portofrei einzusenden.

II. Aus der Physik: Für 1841: Es wird verlangt, die Größe des Leitungswiderstandes, welchen der elektrische Strom beim Durchgang durch Flüssigkeiten, und beim Uebergang zwischen flüssigen und festen Leitern findet, durch genaues Maaß vergleichend, und so, daß beide genannte Theile des Widerstandes dabei gesondert werden, für diejenigen Flüssigkeiten und Metalle zu bestimmen, welche zu galvanischen und elektrochemischen Versuchen von hauptsächlichster Anwendung sind.

III. Aus der politischen Oekonomie in Bezug auf Sachsen: Für 1839 wiederholt: Da in neuerer Zeit die Preise des Zinns und des Blei's so gedrückt sind, daß dadurch dem vaterländischen Bergbau und Hüttenwesen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachsen ist, so stellt die Gesellschaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwiesene Arten der Anwendung des Zinns und des Blei's läßt sich der Verbrauch dieser Metalle so steigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen, und deßhalb der Preis derselben so viel höher seyn müsse, als nöthig ist, um Gruben und Hüttenbetrieb lohnender als seither zu machen?

Für 1841: Wie kann der Anbau des Maulbeerbaumes und die Seidenwürmerzucht in Sachsen jetzt mit glücklicherem Erfolge, als ehemals befördert werden, sowohl mittelst neuer Vorschläge, als auch mittelst kluger Anwendung des im Ausland, vorzüglich in Frankreich, üblichen Verfahrens auf Sachsens eigenthümliche Zustände und Verhältnisse?

Die Preisschriften der ersten beiden Classen sind ohne Ausnahme in lateinischer Sprache zu verfassen, zu denen der dritten Classe kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesammt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen seyn, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Sekretär der Gesellschaft, für das Jahr 1839 an den ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig, Wilhelm Wachsmuth, zu richten. Der bestimmte einfache Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Die holländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem stellt folgende vor dem 1. Jan. 1840 einzusendende Preisfragen:

1. Unter die folgereichsten Entdeckungen, welche vorzüglich ein neues Licht auf die Erscheinungen des lebenden Körpers zu werfen scheinen, gehört die einer neuen chemischen Wirkung, welche Berzelius Katalyse genannt hat. Die Gesellschaft verlangt, daß diese Wirkung in allen ihren Beziehungen studirt werde, daß man die Substanzen, welche dieselben zeigen, unter sehr abgeänderten Umständen auf einander wirken lasse, daß man die Katalyse bei Körpern, an welchen sie noch nicht beobachtet worden, zu entdecken suche; daß man untersuche, ob sie in dem organischen Gewebe der Pflanzen und Thiere vorkommt, und daß man endlich, wenn dies der Fall seyn sollte, untersuche, welche Forderungen daraus zur Erklärung der Erscheinungen im lebenden Körper gezogen werden können.

2. Weßhalb iſt in den Hohöfen die Anwendung der erhitzten Luft bei ſehr hohen Temperaturen ſo vortheilhaft? Kann die erhitzte Luft mit Vortheil bei andern Operationen angewandt werden, deren man das Eiſen zu verſchiedenem Behufe unterwirft, außer denen, wo ſie ſchon im Gebrauch iſt? Kann endlich ihre Anwendung mit Vortheil, die der kalten Luft bei der Fabrikation anderer Subſtanzen außer dem Eiſen, wo ſie noch nicht angewendet worden iſt, erſetzen?

Die k. däniſche Geſellſchaft ſtellt folgende Aufgaben:

A. Mathematiſche Claſſe. Cum proprietates functionum transcendium, quae continentur in hac formula $\int \frac{P dx}{\sqrt[n]{R}}$ ubi P est functio rationalis et R functio integra ipsius x, tantum quatenus $n = 2$, disquisitioni partim generaliori partim specialiori subjectae fuerint, cupit societas praemio suo tractationem generalem universae hujus functionum transcendentium classis provocare, theoremati a. cl. Abel in literis ad cl. Legendre indicato superstructam, et quidem ejus similem, quae jam in specie ea, ubi $n = 2$, instituta est.

B. Naturwiſſenſchaftliche Claſſe. Quum hoc proximo decennio anatomi praecipuam operam dederint structurae diversorum organorum animalium microscopii ope investigandae, quumque et ex studii in his investigationibus positi alacritate et ex magna, ad quam microscopium adductum est, perfectione et ex observatorum inventorumque, quae innotuerunt, copia magni momenti fructus exspectari posse videantur, societas regia scientarum recte et utiliter se hanc quaestionem proponere putat: Quid quantumque physiologiae effectum et stabilitum judicare licet recentissimis explorationibus microscopicis systematis nervosi?

C. Hiſtoriſche Claſſe. Constat, quod abrogatum a Clemente V pontifice romano, instante Philippo IV Galliae rege, initio seculi decimi quarti templariorum ordinem cum damnatae hujus militiae fratribus in diversis regionibus diverse actum esse. Desideratur igitur, ut exponatur, quomodo et quas ob causas fratres militiae templi post abrogatum templariorum ordinem in diversis extra Galliam Europae civitatibus habiti et tractati sint, nec non exploretur, quatenus et quomodo abolitus ille ordo cum aliis societatibus coaluerit, aut per alias continuatus sit.

D. Philoſophiſche Claſſe. Quum magni nominis philosophi fuerint, qui non solum multa et praeclara in philosophia praestarent, sed etiam propria systemata conderent, neque tamen certorum quorundam vocabulorum in ordinem receptorum perpetuo usu (terminologiam appellant) se adstringerent, alii autem non minus praestantes philosophi omnem suam philosophandi rationem certo quodam hujusmodi vocabulorum complexu quasi terminaverint, alii denique mediam quandam in hoc genere viam tenuerint, societas commoda et incommoda talis proprii et perpetui vocabularum usus ita exquirenda et aestimanda proponit, ut et omnino illustrissima exempla adhibeantur et eorum philosophorum praecipua ratio habeatur, qui in proprietate nominum suorum constituenda vocibus usitatis vim a vulgari et communi diversam tribuerint, sive ampliorum, sive strictiorem, sive alio quo modo variatam.

Die Abhandlungen ſind lateiniſch, franzöſiſch, engliſch, deutſch, ſchwediſch oder däniſch einzureichen. Mitglieder der Akademie, welche in Dänemark wohnen, ſind vom Konkurs ausgeſchloſſen. Preis: je eine Goldmünze, 50 däniſche Dukaten werth. Die Abhandlungen ſind im Monat Auguſt 1840 an den Sekretär der Geſellſchaft Johann Chriſtian Oerſted zu ſenden.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Turin, Claſſe der moraliſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften bringt folgende Aufgaben von Neuem zum Konkurs: die Akademie verlangt eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über die Municipaleinrichtungen in Italien von dem Fall des oſtrömiſchen Reichs bis zum Ende der Herrſchaft der hohenſtaufiſchen Kaiſer (476—1254). Die Akademie wünſcht vornehmlich, daß nach einem Ueberblick der letzten römiſchen Municipalinſtitutionen die Veränderungen hervorgehoben werden, welche damit in den verſchiedenen Staaten Italiens unter den Gothen, Griechen, Lombarden und Karlingen vorgegangen ſind, während der Zeit, wo ſich italieniſche, franzöſiſche und deutſche Fürſten um die Herrſchaft ſtritten, und endlich unter den Kaiſern und Königen des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Hauſes. In Betreff der Frage über die mehr oder minder vollſtändige Zerſtörung der römiſchen Inſtitutionen wären die in dem einen oder dem andern Sinne von den Kritikern ausgeſprochenen Anſichten zu prüfen, namentlich die des Sigonio, Fumagalli, Lupi, Sismondi, Muratori, Savigny, Leo und Pagnoncelli.

Die Untersuchungen wären so viel möglich auf Kaiserdiplome und andere Urkunden zu stützen, welche Konzessionen zu Municipalrechten verleihen, oder wenigstens den Beweis liefern, daß gewisse Städte ohne förmliche Konzession solcher Rechte genossen haben. Preis: eine goldene Medaille im Werth von 600 Lire. Die Denkschriften, italienisch, französisch oder lateinisch, sind vor Ablauf des Dezembers 1839 an die Akademie einzusenden.

Nachdem 1837 bei der k. sächsischen Akademie der bildenden Künste in Dresden eine Preisbewerbung im Gebiete der Baukunst, 1838 aber eine gleiche in der Malerei eröffnet worden war, soll nunmehr statutenmäßig für das laufende Jahr eine solche Preisbewerbung im Fache der plastischen Kunst Statt finden, und dem des Preises für würdig erachteten Künstler ein dreijähriges Reisestipendium von 400 Thalern jährlich zugesichert werden. Es werden daher außer den jetzt eingeschriebenen auch alle früheren Zöglinge der Kunstakademie, welche nicht länger als 3 Jahre dieselben verlassen haben, dazu aufgefordert. Als Gegenstand ist eine unbekleidete menschliche Gestalt im Runden nach eigener freier Wahl der Auffassung und Darstellung bestimmt worden. Alle Konkurrenten haben zuvörderst bis zum 15. August d. J. eine Skizze in Gyps in Bezug auf die genannte Aufgabe von wenigstens einem Fuß Höhe einzusenden, um daraus über deren Befähigung zu der Hauptarbeit zugelassen zu werden, urtheilen zu können. Denjenigen, welche dazu für geeignet erkannt, wird solches bekannt gemacht werden, worauf denselben die Fertigung der Preisbewerbungsarbeit nach der beschehenen Eingabe in Gyps ausgeführt, und von mindestens 5 Fuß Größe obliegt, worüber die weitern Bestimmungen ihnen dabei zugleich eröffnet werden sollen. Alle zur Preisbewerbung eingesendeten Arbeiten bleiben übrigens Eigenthum der Künstler selbst.

Der zu München am 22. März 1838 verstorbene dramatische Schriftsteller Michael Beer aus Berlin hat durch testamentarische Verfügung ein bedeutendes Kapital zu einer Stiftung ausgesetzt, um unbemittelten Malern und Bildhauern jüdischer Religion den Aufenthalt in Italien zur Ausbildung in ihrer Kunst durch Gewährung eines Stipendiums zu erleichtern, welches dem Sieger einer jährlichen Preisbewerbung zu Theil wird, mit deren Veranstaltung die k. Akademie der Künste nach dem Wunsche des Stifters allerhöchsten Orts beauftragt worden ist. Demgemäß macht die Akademie bekannt, daß die diesjährige Konkurrenz um den beerischen Preis für Werke der Bildhauerei bestimmt ist, allein unabhängig bleibt von der anderweitig von der Akademie eröffneten Preisbewerbung. Die Wahl des darzustellenden Gegenstandes überläßt die Akademie dem eigenen Ermessen der Konkurrenten, sowie sie es denselben anheimstellt, ob sie eine Ausführung in Basrelief oder in runder Figur vorziehen; nur müssen Basreliefs, um zulässig zu seyn, eine Höhe von circa 2½ Fuß zu einer Breite von circa 4 Fuß haben, und eine runde Figur muß wenigstens 3 Fuß hoch seyn. Die Kosten der Abformung in Gyps, wofern diese nöthig ist, werden auf Verlangen erstattet. Der Termin für die Ablieferung der zu dieser Konkurrenz bestimmten Arbeiten an die Akademie ist der 12. September d. J., und muß jede derselben mit folgenden Attesten versehen seyn: 1) daß der namentlich zu bezeichnende Konkurrent sich zur jüdischen Religion bekennt, ein Alter von 22 Jahren erreicht hat, und Zögling einer deutschen Kunstakademie ist. 2) Daß die eingesendete Arbeit von ihm selbst erfunden und ohne fremde Beihilfe von ihm ausgeführt worden ist. Die eingehenden und zur Konkurrenz zugelassenen Arbeiten werden in die diesjährige Kunstausstellung aufgenommen. Die Zuerkennung des Preises erfolgt vor Ende Septembers d. J. und besteht derselbe in einem Stipendium von 500 Thalern auf Ein Jahr zu einer Studienreise nach Italien.

Der Musikverein in Mannheim hat einen Preis von 20 Dukaten auf Anfertigung eines Quartals ausgesetzt. Das Nähere im Wiener allgemeinen musikalischen Anzeiger 1838 Nro. 48, und im Intelligenzblatt Nro. 14 zur Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung von 1838.

Der Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen schreibt folgende Preisaufgaben aus, für welche das Vereinsmitglied Eduard Leitenberger aus Reichsstadt die Lösungspreise aus eigenen Mitteln bestreitet. Die Preisschriften sind unter den üblichen Förmlichkeiten an die Generaldirektion des gedachten Vereins einzusenden.

1) 100 Dukaten in Gold für die Auffindung und Mittheilung eines soliden intensiven Carmoisin durch Aufdruck und Färbung aus reinem Krapp auf Baumwollstoffe zu erzeugen, das so fest als Rougeadrianopel, und in Betreff der Schönheit dieser Farbe an die Seite

geſtellt werden kann, in Rückſicht des Preiſes den das Rougeadrianopel nicht mehr als ein halbmal überſteigt, und in welchem ſich ein reines Weiß darſtellen läßt. Ob übrigens das Weiß durch Ausſparung bei dem Aufdruck des Mordant, durch Reſerven, Aetzen, oder durch Entfärbung mit Chromſäure oder Chlor u. ſ. w. erzielt wird, bleibt freigeſtellt. Ebenſo ob man dazu geölte oder ungeölte Baumwollenſtoffe mittelſt Cochenille, Fernambuk, Rothholz oder Lackdye u. ſ. w. verwendet. Man kam in Rückſicht der Schönheit den Wünſchen ziemlich nahe, doch in der Solidität gegen Luft, Licht, Säuren und Saifenbäder ließ ſie ſehr vieles zu wünſchen übrig, obſchon man durch Zuſätze von Krapp hoffte, die Solidität zu erhöhen. Doch dies gelang bisher nicht, ohne daß die Schönheit der Farbe litt, und der Zweck dadurch erreicht worden wäre.

2) 100 Dukaten in Gold für die Auffindung und Mittheilung eines ſoliden intenſiven Gelb, das die Eigenſchaft hat, mit dem Mordant für Krapp zugleich, und auch mit ächt Indigoblau verbunden, aufgedruckt zu werden, ohne daß durch das Färben in Krapp den folgenden Seifen- und Belebungspaſſagen die Schönheit der Farbe verdorben wird, ſo daß es als ein brauchbares reines Gelb nach den Krappfarben, und den folgenden Reinigungs- und Belebungspaſſagen erſcheint, oder, was daſſelbe iſt, für die Auffindung eines Mordant, der für ſich, und mit ächt Indigoblau verbunden, mit dem Krappfarbenmordant zugleich aufgedruckt werden kann, und die Eigenſchaft beſitzt, gegen das Krapppigment keine Affinität zu zeigen, ebenſo die Seifen- und Belebungspaſſagen auszuhalten, um dann in einem dazu paſſenden gelbfärbenden Pigment, welches das Weiß nicht verderben darf, als ein brauchbares, ſchönes Gelb von Solidität ausgefärbt werden zu können. Die Erfindung, mit der Modeldruckmaſchine eine beliebige Anzahl Farben auf einmal aufdrucken zu können, bringt das Bedürfniß des in der Preisaufgabe ausgeſprochenen Gegenſtandes hervor, und Verſuche haben gezeigt, daß ſich dieſe Aufgabe auf mehrere Arten dürfte löſen laſſen. Die Gelbfarbenpigmente ſind nämlich viel zu wenig unterſucht, und es ſind alle drei Reiche der Natur ſehr vielfältig damit ausgeſtattet. Bisher begnügte man ſich, ſie entweder in Betreff der Schönheit, Solidität oder Wohlfeilheit zu berückſichtigen, die Eigenſchaften in Beziehung der Preisaufgabe blieben ſtets ungewürdigt. Man wird bei ſorgfältiger Forſchung ſolide, ſubſtantive, gelbfärbende Stoffe finden. Der Gummigutt, Safran, weiniſches Bitter, der Schwefel zeigen uns Farben, welche, wenn ſie ſolidere Farben lieferten, die Aufgabe löſten. Anderſeits gelbfärbende Mordants, mit Harzen und andern Schutzmitteln verbunden, aufgetragen, ertragen das Krappfärben und die nachfolgenden Paſſagen, ohne daß das Krapppigment den Mordant anfärbt, und nachdem ſodann die ſchützenden Harze u. ſ. w. von dem gelben Mordant befreit werden, ſetzen ſie in den gelbfärbenden Pigmenten ſich gehörig an. Jedoch war das Verfahren bisher zu umſtändlich und zu unſicher, um eine praktiſche Anwendung davon machen zu können. Die Löſung dieſer Preisaufgabe würde unberechenbaren Nutzen, und die größte Vervollkommnung im Kattundruck hervorbringen.

3) 100 Dukaten in Gold für die Erfindung und Mittheilung eines nicht zu koſtſpieligen, wenig Kraft erfordernden Waſchapparats zum Behuf der Kattunfabrikation, womit man große Quantitäten, mindeſtens von 100 Stück Callicots, zu 40 W. Ellen gerechnet, oder andere Gewebe, in verhältnißmäßigem Quantum, ſowohl zum Behufe der Bleiche, zum Reinigen der mit Mordant bedruckten oder zum gefärbten Stoffe, auf einmal beſſer als durch Waſchräder, Walken, oder andere, bisher übliche Waſch- oder Reinigungsmaſchinen, waſchen kann, Zeit und Arbeit erſpart, und die Waare vor jeder Beſchädigung ſchützt. Dieſe Aufgabe wäre gelöst durch Anwendung des Extraktionsverfahrens, nach Art der realſchen und romenshausſchen Preſſen, indem man die Waaren in große Bottiche brächte, die gehörig verſchloſſen, und ſo durch den Druck einer Waſſerſäule, auf was immer für Art hervorgebracht, ausgewaſchen würden. In England hat man ſich beſonders zum Behufe der Bleiche eines ähnlichen Verfahrens bedient, indem man mittelſt Waſſerdampf luftverdünnte Räume unterhalb der zu reinigenden oder zu extrahirenden Waaren bildete, und kalte oder warme Flüſſigkeiten nach Behuf durchſtrömen ließ, und ſo die Geſchwindigkeit der durchſtrömten Flüſſigkeiten, um den luftverdünnten Raum zu erfüllen, zum Reinigen und Fortſchaffen der, die Gewebe verunreinigenden Subſtanzen benützte, um die Wirkung des Ausziehens zu erhöhen. Dieſe Verfahren haben ſich immer mangelhaft gezeigt, und zwar aus dem Grunde, weil bei dem Durchſtrömen der Flüſſigkeiten auch in der in Bottiche eingelegten Waare ſich Lücken oder vielmehr Kanäle bildeten, wodurch die Flüſſigkeiten raſch durchfloſſen, und viele Stellen, wo die Waare feſt übereinander lag, ungereinigt und unextrahirt ließen, dadurch

eine sehr unsichere Waschung entstand, und bei öfterer Umlegung der Waare und Wiederholung der Operationen, der Wunsch, Zeit und Kosten zu ersparen, nicht erfüllt wurde. Eine der gegebenen Preisaufgabe vollkommen entsprechende Verbesserung des bekannten erwähnten Extraktionsverfahrens würde gleichfalls den Preis erringen.

Die Preisbewerbung ist In- und Ausländern gestattet, und die Dauer der Bewerbungsfrist auf ein Jahr vom Tage der Ausschreibung der Preise (26. Februar 1839) festgesetzt.

Bei der am 26. März in Prag stattgehabten Generalversammlung des böhmischen Gewerbvereins wurden 600 Ducaten zu einer Preisaufgabe votirt für die zwei besten Entwürfe einer Gewerb- und Fabrikpolizeiordnung, welche zu ihrer Zeit mit Gutachten des Vereins der Regierung zur Genehmigung vorgelegt werden solle.

Herr J. Meyer in Hildburghausen bietet einen Preis von 100 Ducaten für die Mittheilung eines bei der Anwendung im Großen Stich haltenden Verfahrens, unverkohlten Torf zur Roheisenfabrikation anzuwenden.

Der Leinenhändler Heinrich Hoffmann in Carlsruhe hat einen Preis von 10 Ducaten ausgesetzt für Auffindung eines einfachen, untrüglichen, schnell anwendbaren Mittels zur Unterscheidung der Leinwand von der Baumwolle.

Schweiz.

Der große Rath des Kantons Zürich hat, den Antrag des Regierungsraths bestätigend, beschlossen, da nach den durch die Ernennung des Dr. D. F. Strauß zum ordentl. Prof. der Theologie an dortiger Hochschule hervorgerufenen mißbilligenden Aeußerungen des Volks eine nützliche Berufsthätigkeit des Dr. Strauß unmöglich erscheine, denselben mit 1000 Fr. in Ruhestand zu versetzen. Dr. Strauß hat diese Pension angenommen und vorläufig für die milden Stiftungen seiner Vaterstadt Ludwigsburg bestimmt, wodurch er das Andenken seiner kürzlich verstorbenen Mutter zu ehren gedenkt.

Die theologische Facultät zu Zürich hat dem Privatdocenten der philosophischen Facultät in Halle Dr. Tuch ob eximiam antiquitatis hebraicae literarumque sacrarum scientiam commentariis in librum geneseos editis lucalenser comprobatam die Würde eines Licentiaten der Theologie honoris causa ertheilt.

Der Privatdocent an der Universität Zürich, Bibliothekar Oberlehrer Dr. Herm. Sauppe, ist zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie, bald darauf aber an die Stelle des Directors Bach zum Director des Gymnasiums in Schaffhausen ernannt worden.

Von dem Rathe des Kantons Schwyz wurde den Jesuiten ein Credit von 8000 Franken auf die Kantonscasse zum Bau eines neuen Collegiums eröffnet, sämmtliche Bezirke für Beiträge zu gleichem Zweck dringend eingeladen und der Begründungsgesellschaft zudem die Erlaubniß ertheilt, eine Collecte im ganzen Kanton zu machen.

Im Großrath des Kantons Waadt stellte Fürsprech Jaccard bei der Berathung der Frage über die Festhaltung des helvetischen Glaubensbekenntnisses und die Constituirung der Kirche, als eine halb unabhängige Körperschaft, den Antrag, daß die in der Bibel enthaltenen Lehren als eine einzige Regel für den Glauben und die Lehre in unserer Kirche anerkannt würden, mithin auch die Abschaffung des helvetischen, sowie jedes andern Glaubensbekenntnisses. Diese Ansicht mit einem Amendement des Staatsraths Druey, das überdies eine baldige Revision der Liturgie und des Katechismus anordnen wollte, erhielt endlich eine Mehrheit von zehn, 67 gegen 57 Stimmen.

Der Diaconus Wilhelm Hoffmann in Winnenden hat den Ruf auf die durch Blumhardts Tod erledigte Inspectorsstelle an der Missionsanstalt zu Basel angenommen.

Niederlande.

Se. M. der König der Niederlande hat dem Dr. Otto in Erlangen für Uebersendung seines Werks „die Gesammtliteratur Niederlands“ eine goldene Verdienstmedaille verliehen.

Die Regenz der Stadt Haag hat beschlossen, dieses Jahr eine allgemeine Ausstellung von Erzeugnissen lebender Künstler zu veranstalten. Diese Ausstellung von Kunstwerken soll in dem dazu neu erbauten Local im Haag stattfinden. Dieselbe soll den 23. September anfangen und bis 23. Oktober d. J. dauern. Alle Kunstwerke sind vom 2. bis spätestens 14. September d. J. franco, und die Gemälde, Zeichnungen und Gravüren, gehörig eingerahmt, an das vorerwähnte Local unter der Adresse: „An die Verwaltungs-Commission der Kunstausstellung“ (Commissia van beheer over de Teatoonstelling) einzuschicken. Den Verfertigern der ausgezeichnetsten eingesandten Kunstwerke werden nach Beschaffenheit goldene, silberne und bronzene Medaillen ausgetheilt.

Der Professor der orientalischen Literatur an der Universität Bonn, Dr. Freytag, hat den k. Löwenorden erhalten.

In Rotterdam ist für das Monument Beethovens ein Concert gehalten worden.

Dänemark.

Thorwaldsens Ankunft in Kopenhagen, die Aufstellung seiner herrlichen Johannesgruppe im Frontispice der Frauenkirche und seiner Apostel in der Kirche selbst, seine reichen Dotationen an die Stadt Kopenhagen und seine Aufnahme als Ehrenbürger derselben haben dem Interesse für die Aufführung eines Museums zur Aufbewahrung seiner Werke einen neuen Schwung gegeben; der König hat sich erboten, ein abgesondertes Gebäude des Christiansburger Schlosses dem Museum zu schenken. Thorwaldsen beabsichtigt, die Büste seines berühmten Landsmanns, des Dichters Holberg, nach einem noch vorhandenen Wachsbilde desselben auszuführen.

Der Dichter Oehlenschläger ist zum k. Etatsrath ernannt worden.

Schweden.

S. M. der König hat dem evangelisch-lutherischen Sonntagsprediger zu St. Katharina in Frankfurt a. M., Dr. G. Friederich, die große goldene Verdienstmedaille mit blauer Schleife, dem Hofrath von Martius in München den Nordsternorden ertheilt.

Am 24. März starb in Stockholm der Oberst Whitelock, Erfinder eines neuen Schießgewehrs, das wahrscheinlich in Schweden eingeführt werden wird, und Verfasser einer vortrefflichen statistischen Karte von Schweden.

England.

Die geographische Gesellschaft hat dem Dr. E. Rüppell wegen seiner Forschungen im Innern von Afrika einen ihrer jährlichen Preise zuerkannt.

Der berühmte Physiker Sir David Brewster ist an die Stelle des abtretenden Dr. Burst einmüthig zum Rektor der schottischen Universität St. Andrew's gewählt worden.

Zu Tuam ſtarb kürzlich der hochkirchliche Erzbiſchof von Tuam Dr. Le Poer Trench. Die erzbiſchöfliche Würde von Tuam erliſcht mit ihm; ſein Nachfolger wird Biſchof von Tuam und Suffragan des Primaten, des Erzbiſchofs von Dublin.

In Mancheſter beabſichtigen die Katholiken den Bau einer prachtvollen Kirche, welche mit einigen der älteſten und ſchönſten Muſter gothiſcher Baukunſt im Königreiche den Vergleich ſoll aushalten können. Der Baumeiſter Pugin hat die Zeichnungen entworfen.

Am erſten Mai war in der Sitzung der Gemeinen die Bill des Sergeant Talfourd zum Schutze des ſchriftſtelleriſchen Eigenthumsrechts an der Tagesordnung. Das Verlagsrecht wurde hier auf 60 Jahre feſtgeſetzt und eine Beſtimmung feſtgehalten, daß auch den Erben des Verfaſſers, ſelbſt von Werken, die bereits ſeit einer beſtimmten Zeit erſchienen ſeyen, das Verlagsrecht auf eine gewiſſe Periode zuſtehe.

Am 15. Okt. 1838 ſtarb plötzlich zu Cove Coaſt Caſtle die unter der Chiffre L. E. L. (d. i. Lätitia Eliſabeth Laudon) rühmlich bekannte Schriftſtellerin Mrs. Mac Lean.

Vom 1. Mai d. J. erſcheint in London ein neues Journal für ausländiſche Literatur, unter dem Titel: Foreign monthly Review, und wird monatlich die intereſſanteſten Erſcheinungen der Continental-Literatur ausführlich, weniger intereſſante in Kürze beſprechen, Mittheilungen machen über Werke, die ſich unter der Preſſe befinden, Nachrichten geben über alle Gegenſtände der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie biographiſche Notizen über Gelehrte und ein vollſtändiges Verzeichniß der literariſchen Erſcheinungen des verfloſſenen Monats.

Das Studium deutſcher Sprache und Literatur iſt in England in raſcher Zunahme begriffen, und die bedeutendſten literariſchen Erſcheinungen in Deutſchland werden durch Ueberſetzungen auf engliſchen Boden verpflanzt. Unter dem neueſten Verlag von John Murray in London finden ſich z. B. Ueberſetzungen von Ranke's Geſchichte der Päpſte, von Göthe's Farbenlehre, dieſe von Charles Lock Eaſtlake, der ſich jedoch dagegen verwahrt, Göthe's Theorie in allen ihren Punkten vertheidigen zu wollen, ferner von dem erſt 1838 erſchienenen archäologiſchen Werke W. A. Becker's „Gallus“, oder römiſche Scenen aus der Zeit Auguſts. Auch ſind in neuerer Zeit mehrere Werke über Deutſchland erſchienen, z. B. Deutſchland, Böhmen und Ungarn von G. R. Gleig; Deutſchland, der Geiſt ſeiner Geſchichte, Literatur, ſocialen und ſtaatswirthſchaftlichen Lage von B. Hawkins, Bemerkungen über die Regierung und das Volk von Oeſterreich von P. E. Turnbull Esq., Luther und ſeine Zeit von J. E. Riddle, Geſchichte der Reformation in Deutſchland, der Schweiz und Großbritannien von Th. Fox. James Morier, der Verfaſſer des Hadſchi Baba, hat W. Hauff's Lichtenſtein überſetzt und bezeichnet den Dichter als den glücklichſten Nachahmer Walter Scotts. Auch von einzelnen Werken Leſſings ſind neulich engliſche Ueberſetzungen erſchienen.

In London ſtarb Lord St. Helens, einer der Vorſteher des britiſchen Muſeums und Mitglied der alterthumforſchenden Geſellſchaft, im 86ſten Lebensjahre.

In London hat ſich im vorigen Jahr unter Mitwirkung des Parlamentsagenten Northouſe ein Bureau gebildet, in welchem die Entwürfe, Grundpläne, Anſichten und Modelle von zur Ausführung beſtimmten Gebäuden oder überhaupt in das Fach der Architektur einſchlagenden Gegenſtänden, bevor ſie dem Parlament vorgelegt werden, einer genauen Prüfung und Begutachtung von dazu geeigneten Männern unterworfen werden. Eben ſo gut werden dort auch neue Entwürfe jeder Art gemacht, und die von den Parlamentsmitgliedern für nothwendig gehaltenen Veränderungen oder Verbeſſerungen der erſten Entwürfe in letztere eingetragen. Eine ähnliche Anſtalt iſt das ſeit 1836 in Dresden beſtehende Baubureau.

Der Architekt Zanth in Stuttgart iſt vom Inſtitut britiſcher Architekten in London zum Correſpondenten erwählt worden.

Nach einem engliſchen Blatte hat man in Mancheſter die Probe mit einem neuerfundenen Cement gemacht, welches ſich gegen die Gewalt des Feuers bewährte. Man hätte alſo bei Anwendung deſſelben von Feuersbrünſten wenig mehr zu befürchten und alle Feuerverſicherungsgeſellſchaften würden unnöthig. Ein kleines Haus, welches man mit dieſem Cement überzogen, wurde mit Hobelſpänen und andern brennbaren Stoffen gefüllt, und dieſe in Gegenwart vieler Perſonen, welche man zu dieſem Verſuch eingeladen hatte, angezündet.

Die Späne brannten, die Flamme schlug mit großer Heftigkeit heraus, aber das Haus blieb unversehrt; nur zwei oder drei Stellen, wo sich der Kitt losgelöst hatte, waren etwas beschädigt; im Ganzen jedoch kann man den Versuch gelungen nennen.

Man hat jetzt in Glasgow das zierliche Modell eines an der Seeküste zu erbauenden eisernen Hauses ausgestellt. Es hat 6 Zimmer, mit Küche und anderem Zubehör, und soll ausgeführt nicht mehr als 250 Pf. kosten. Ein doppelt so großes Haus von 14 Zimmern würde sich für 500 Pf. herstellen lassen.

Die schon früher erwähnte, von Clegg erfundene neue Locomotive bedient sich des atmosphärischen Drucks vermittelst einer Röhre oder Luftpumpe. Dem ersten Versuche wohnten der Marquis von Landsdowne, Lord John Russel und andere angesehene Personen bei, die sich selbst in einen Wagen setzten, welcher außerdem mit 1500 Pfund Eisen beladen war und dennoch 150 Fuß in einer Secunde zurücklegte. Ein solcher Wagen würde daher 7 deutsche Meilen in einer Stunde laufen können und die Bewegung weder Rauch noch Staub erzeugen; auch würden die Reisekosten um mehr als die Hälfte vermindert werden. Cleggs System besteht darin, daß er feststehende Dampfmaschinen, welche von Strecke zu Strecke auf der Bahn angebracht sind, anwendet. Ihre Thätigkeit ist die, daß sie in einem Cylinder einen luftleeren Raum hervorbringen, dessen Stempel durch den atmosphärischen Druck in Bewegung gesetzt wird, und dieser Stempel ist es, welcher, mit einer passend gestellten Stange verbunden, den ganzen Wagenzug nach sich zieht.

Eine sinnreiche mechanische Erfindung des Herrn Newis wird, unter dem Namen Aellopodes, gegenwärtig in London gezeigt. Es ist dies ein Fuhrwerk, welches ohne Pferd oder Dampf allein durch das Gewicht des darin Sitzenden vorwärts getrieben wird. Es ist leicht und elegant gebaut, und kann durch eine Person auf gewöhnlichen Wegen 20—30 (engl.) Meilen in einer Stunde fortbewegt werden. Auf Eisenbahnen würde dieß mit unglaublicher Geschwindigkeit geschehen können. Der Hauptzweck des Erfinders ist, daß solches zur Beförderung der Nebenposten gebraucht werde, wodurch nach dessen Berechnung der Postadministration ein großes Ersparniß erwachsen würde.

Frankreich.

Durch k. Ordonnanz ist die Zahl der einheimischen und auswärtigen correspondirenden Mitglieder der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften von 40 auf 50 erhöht worden.

Am 30. Nov. 1838 starb zu Paris Jean Baptiste Huzard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Medicin, der k. Centralagriculturgesellschaft, Ritter des St. Michaelsordens und der Ehrenlegion, geb. 3. Nov. 1755.

Der bekannte Agassiz in Neufchatel ist von der Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede in der naturwissenschaftlichen Section erwählt worden. Er erhielt 21, sein Mitbewerber, der Prinz von Musignano, 20 Stimmen.

Der Historienmaler Couder ist an die Stelle des verewigten Langlois zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste erwählt worden.

Stanislas Julian, Mitglied des Instituts und Professor am College de France, ist zum Adjunct Conservator bei der k. Bibliothek für die Section der chinesischen Bücher und Manuscripte ernannt, der Staatsrath Charles Du Noyer, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, ist zum Generaladministrator, Jomard zum Ehrenpräsidenten des Conservatoriums derselben Bibliothek ernannt worden. Gleichzeitig wurden durch k. Ordonnanz in 44 Artikeln Anordnungen über die Verwaltung der öffentlichen Bibliotheken getroffen.

Der bekannte Gelehrte Paulin Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris, ist zum conservateur adjoint im Departement der Manuscripte in der königlichen Bibliothek ernannt worden.

Durch k. Ordonnanz vom 14. März ist der Akademiker Gay-Lussac zum Pair von Frankreich ernannt worden.

Der Componist Paer, Professor am Conservatorium in Paris, Mitglied des Instituts, starb am 4. April, 68 Jahre alt.

Der Professor der innern Heilkunde in der medicinischen Facultät zu Paris Dr. G. Andral hat die durch Broussais's Tod erledigte Professur der allgemeinen Pathologie und Therapie in derselben Facultät übernommen.

Die als Herausgeber altfranzösischer Poesien bekannten Gelehrten Francisque Michel und Achille Jubinal in Paris sind zu Professoren der ausländischen Literatur, der erstere in der Facultät der Wissenschaften zu Bordeaux, der letztere in derselben Facultät zu Montpellier ernannt worden.

Der Professor an der Akademie der Künste zu Mailand, Pompeo Marchesi, und der Professor der auswärtigen Literatur in Rennes, Fav. Marmier, haben den Orden der Ehrenlegion erhalten.

Der seither abgetretene Minister des öffentlichen Unterrichts v. Salvandy legte am 5. Januar in der Pairskammer einen Gesetzesentwurf zur Sicherung des literarischen Eigenthums vor. Die Grundzüge desselben sind folgende: Der Verfasser hat während seines ganzen Lebens das ausschließliche Recht, seine Werke herauszugeben. Dasselbe Recht steht nach seinem Tode 30 Jahre lang seiner Wittwe, seinen Erben oder andern, die an seine Stelle treten, zu. Kein dramatisches Werk kann anders, als mit Genehmigung des Verfassers, auf einem Theater aufgeführt werden. Nach dessen Tode kann es ohne Genehmigung der Erben aufgeführt werden, so jedoch, daß an diese 30 Jahre lang das Honorar für die Aufführungen zu bezahlen ist, wie es der Verfasser während seines Lebens bezogen hatte. Das Eigenthumsrecht auf dramatische Werke, die im Druck erscheinen, fällt unter die Bestimmung über sonstige Druckschriften. Dieselben Grundsätze finden auf die Erzeugnisse der bildnerischen Künste Anwendung, in der Art jedoch, daß, im Fall ein Originalwerk verkauft worden ist, der Käufer ausschließlich berechtigt ist, zur Copirung desselben, vermittelst des Gypsabgusses, des Stichs u. s. w. zu ermächtigen. Die Musikwerke fallen in Betreff ihrer Herausgabe in die Kategorie der Druckschriften, in Betreff der theatralischen Aufführung unter die der dramatischen Dichtungen. Wenn ein Verfasser ohne Erben stirbt, so beerbt ihn nicht, wie bei andern Hinterlassenschaften, der Staat, sondern das Publikum ist der natürliche Erbe, wobei jedoch die Rechte der Gläubiger vorbehalten werden. Die Zahl der zu hinterlegenden Exemplare neuer Werke wird von 2 auf 5 erhöht. Zuwiderhandelnde werden im ersten Fall mit Geldbuße, im zweiten mit einer weitern Geldbuße und Gefängniß bestraft.

Am 29. Dec. 1838 wurden die Ueberreste La Harpe's, die seit 1805 in dem Kirchhof Vaugirard ruhten, mit großer Feierlichkeit nach dem Kirchhof Père La Chaise versetzt.

Am 14. Januar starb zu Paris Chr. Graf von Nicolay, Pair von Frankreich, ein sehr geachteter Staatsmann und Gelehrter.

Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter ist ins Französische übersetzt worden.

Am 4. März starb in Paris der Professor der Harmonie am Pariser Conservatorium Ladurner aus Tyrol, vor 25 Jahren einer der berühmtesten Clavierspieler.

Der Decorationsmaler Ciceri in Paris hat ein sehr einfaches Mittel erfunden, die Farbe in den Stein hineinzubringen, und darauf ein ganz neues System in der innern und äußern Verzierung der Häuser und Gebäude gegründet. Die Farbe dringt in den Stein hinein, bedeckt denselben nicht, wie bei dem gewöhnlichen Verfahren mit einer Kruste, welche durch die Zeit und Witterung schnell verändert und zerstört wird. Im Gegentheil, die Oberfläche wird, nachdem sie die Farben angenommen hat, polirt und dadurch dem Marmor ähnlich, so daß der Stein einen Glanz und eine Halbdurchsichtigkeit erhält, wie sie bisher die von der Natur gefärbten Steine besaßen.

Ein Franzose, Derrian, hat eine wichtige und interessante Erfindung gemacht: die Mimographie oder mimische Noten, vermittelst welcher ein Tänzer einen ihm unbekannten

Tanz mit allen Details auffaſſen und aufführen könnte, wie ein Muſiker eine nie gehörte Melodie vom Blatte lieſt.

Peter von Cornelius in München hat vom König der Franzoſen den k. Orden der Ehrenlegion erhalten.

Das Comité für Künſte und Monumente hat zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt: Heideloff in Nürnberg, v. Klenze und Gärtner in München und den Architekten Knapp aus Würtemberg, derzeit in Rom.

Das Modell zu der in Straßburg aufzuſtellenden Statue Johann Guttenbergs iſt durch David von Angers, Mitglied des Inſtituts, beendigt und wird ſogleich in Paris in Erz gegoſſen. Es hat ſich in Paris ein Hilfscomité zur Annahme von Beiträgen für dieſes Denkmal unter dem Vorſitz Lamartine's gebildet.

Die Bretagner beabſichtigen dem um ihre Sprache und Literatur ſo hoch verdienten kürzlich verſtorbenen Gelehrten Le Gouideo in ſeiner Vaterſtadt Conquet ein Denkmal zu errichten.

Mit dem Conſervatorium der Künſte und Gewerbe in Paris ſoll eine umfaſſende Reorganiſation vorgehen. Die Sammlungen der Anſtalt ſollen in Verhältniß zu den neueren Fortſchritten in den Gewerben und der Mechanik gebracht, das Publikum ſoll zu denſelben und in die Bibliothek, ſo weit es mit ihrer Erhaltung vereinbar iſt, zugelaſſen, auch die Bibliothek Abends für Arbeiter geöffnet werden. Es wird eine öffentliche unentgeltliche Vorleſung über Maſchinenzeichnen ſtattfinden. Die in dem Amphitheater des Inſtituts zu haltenden Vorleſungen erſtrecken ſich über angewandte Geometrie, angewandte Mechanik, mechaniſche Technologie, beſchreibende Geometrie, angewandte unorganiſche und organiſche Chemie, angewandte Phyſik, Landwirthſchaft, gewerbliche Oekonomie, Gewerbegeſetzgebung. Mit dem Conſervatorium wird eine Vorbereitungsſchule für 400 Knaben von 10 bis 14 Jahren verbunden.

Der Kupferſtecher und Schriftgießer Colſon in Grenoble will eine neue Maſſe für die Buchdruckerſchrift, ſtatt der bisherigen aus Spießglanz und Blei, entdeckt haben, die vorzüglich dem Druck der Journale durch mechaniſche Preſſen zu gut kommen würde. Er will den Käufern ſeiner weit härtern Schrift eine zehnjährige Dauer ohne Umgießung verſprechen, ohne den Preis der ältern Schriften zu überſchreiten.

Zu der im Frühling d. J. in Paris veranſtalteten Induſtrieausſtellung haben 76 von den 86 Departements Frankreichs Producte eingeſchickt. Die Zahl der Producenten, welche ihre Erzeugniſſe ausgeſtellt haben, beträgt 3348, wovon 2047 aus dem Seinedepartement.

Jakob Hartmann zu Münſter im Departement Oberrhein, einer der erſten Fabrikanten Frankreichs, Inhaber der berühmten Baumwollenſpinnerei, iſt am 24. März im Alter von 65 Jahren geſtorben.

Italien.

Die Akademie zu Turin hat die Profeſſoren Hofrath Dr. Guſtav Hänel in Leipzig und Dr. Karl Witte in Halle zu Correſpondenten ernannt.

Die Akademie der Tiberina hat in ihrer Sitzung vom 2. Febr. den Großfürſten Thronfolger von Rußland als Ehrenmitglied aufgenommen.

Die bisherigen Ehrenmitglieder der Akademie von San Luca, Profeſſor Conſtantin Thon in Petersburg und geh. Rath Generalintendant der Bauten Ritter Leo von Klenze in München ſind zu Verdienſt- und auswärtigen Mitgliedern ernannt.

S. H. der Papſt hat die Geſellſchaft dei Lincei in Rom zur Akademie erhoben und ihr den Namen päpſtliche Akademie der Wiſſenſchaften gegeben.

S. M. der König von Neapel hat die Academia Carolina in Meſſina zu einer Univerſität erhoben. Die theologiſche Facultät iſt nach der Reform von 1806 wieder hergeſtellt worden.

Die ſolenne Verſammlung des archäologiſchen Inſtituts zur Feier des Winckelmannsfeſtes wurde bis zum 8. Januar verſchoben, wo der Großfürſt Thronfolger von Rußland derſelben beiwohnen konnte. Tags darauf begann der gewöhnliche Wintercurs des Inſtituts. Ritter Canina lieſt über römiſche Topographie, Dr. Braun über römiſche Muſeographie, D. Abeken über die Geſchichte der Kunſt bei den Römern.

Der Großherzog von Toskana hat genehmigt, daß Piſa als Verſammlungsort der italieniſchen Gelehrten, ähnlich der jährlichen Verſammlung der deutſchen Naturforſcher, gewählt werde. Ein ähnliches Geſuch war von andern Staaten abgelehnt worden. Die Verſammlung ſoll nach dem Programm vom 1—15. Oktober dauern. Die Medicin und die Agrikultur ſind unter die die Verſammlung betreffenden Wiſſenſchaften eingeſchloſſen. Es ſind nicht nur die einzelnen italieniſchen Akademien eingeladen, ſondern es ſollen auch die Vorſteher der berühmteſten auswärtigen Akademien davon in Kenntniß geſetzt werden. Ihre Mitglieder werden nach Vorzeigen ihres Diploms nach Gebühr aufgenommen. Dem Senior unter den jetzigen Profeſſoren in Piſa ſteht am 1. Oktober die Eröffnung der Verſammlung zu, welcher er während ihrer ganzen Dauer präſidirt. Die Generalverſammlung wird ſich am zweiten Tage in ſo viele Sektionen theilen, als die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zweige, welche die gegenwärtigen Mitglieder bearbeiten, es erheiſchen. Am ſiebenten Tag wird die Generalverſammlung beſtimmen, wo und wie man im nächſten Jahr zuſammenkommen wird. Zu Anfang des Auguſt ſollen neue Cirkularſchreiben erlaſſen werden, welche über die getroffenen Maßregeln, über Wohnung und über alles das Auskunft geben, was dazu beitragen kann, den Aufenthalt derer, welche die Verſammlung mit ihrer Gegenwart beehren, bequem, heiter und friedlich zu machen.

Der Papſt hat an die Stelle des abgetretenen Kardinals Odescalchi den Kardinal Staatsſekretär Lambruschini zum Großprior des Maltheſerordens in Rom ernannt.

Am 18. Mai Morgens 5 Uhr ſtarb zu Rom der Kardinal Feſch, Erzbiſchof von Lyon, geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1763.

J. M. die Königin Wittwe von England hat vor ihrer Abreiſe von Malta eine Summe von 6000 Pfund Sterling ausgeſetzt zur Erbauung einer proteſtantiſchen Kirche.

Im Königreich Neapel iſt am 2. März ein Geſetz über die Abſchaffung des Sklavenhandels veröffentlicht worden, welches kraft eines Vertrags zwiſchen Neapel einerſeits und England und Frankreich andererſeits erlaſſen werden mußte.

Für die klaſſiſche italieniſche Literatur wird vom Grafen Mariano Alberti ein Werk von hohem Intereſſe erwartet, eine Sammlung von bisher ungedruckten Briefen, Gedichten und andern Papieren Torquato Taſſo's, von Briefen des Herzogs Alphons von Ferrara, ſeiner Schweſter Eleonore, des Herzogs und der Herzogin von Mantua, J. B. Guarinis u. a.

In Rom war im letzten Winter eine nicht unbedeutende Anzahl deutſcher Gelehrten thätig. Das archäologiſche Inſtitut, obwohl durch den Abgang von Bunſen und Gerhard zweier ſeiner ausgezeichnetſten und thätigſten Mitglieder beraubt, ſchreitet ſtets rüſtig ſeine feſtbezeichnete Bahn fort. Der Sekretär deſſelben, Dr. Emil Braun, und der deutſche Vorſtand, Miniſterreſident von Keſtner, wetteifern in dem Beſtreben zur Aufrechthaltung und Förderung einer ſo wichtigen und bewährten Anſtalt. Gervinus arbeitet in tiefer Zurückgezogenheit an ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte. Dr. Schulz aus Dresden beſchäftigt ſich mit der Ordnung ſeines Materials zu einer Kunſtgeſchichte Süditaliens. Dr. Pagencort aus Berlin arbeitet an der Geſchichte Roms im Mittelalter. Profeſſor Palaczky aus Prag ſammelt für ſeine pragmatiſche Geſchichte Böhmens. Der öſterreichiſche Archäolog D. O. Melly iſt unabläſſig bemüht, Material zu einer Siegelkunde des Mittelalters zuſammenzubringen. Ein anderer Oeſterreicher, Fürſt Lichnowsky, benützt die reichen Quellen Roms zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte des Hauſes Habsburg.

Der k. preußiſche Generalmuſikdirektor Spontini in Berlin hat den päpſtlichen Civilritterorden des h. Gregorius erhalten.

Der Tenorist Adolph Nourrit, einst der Ruhm der großen Oper in Paris, hat am 8. März in Neapel durch einen Sturz aus dem Fenster sein Leben freiwillig geendet.

Am Morgen des 2. Febr. verschied in Rom der rühmlichst bekannte Architekt, Professor Joseph Valadier, Vorsteher der öffentlichen Bauten und Ritter der Ehrenlegion. Er war daselbst den 27. März 1757 geboren. Unter den vielfachen Denkmalen, mit welchen er seine Vaterstadt schmückte, nehmen die Anlagen der Passapieta auf dem Monte Pincio die erste Stelle ein.

Böhmen.

Die böhmischen Stände haben in ihrer Versammlung vom 13. April 1835 beschlossen, das Andenken an ihren unvergeßlichen König, weiland S. M. Kaiser Franz I., durch ein Monument zu verewigen. Unter den auf öffentliche Aufforderung eingegangenen Vorschlägen fand jener für die Errichtung eines Monuments auf einem durch seine Lage nothwendig vielbesuchten, allen Einwohnern und Fremden zugänglichen, durch seine Umgebung angenehmen Platze, mit welchem zugleich eine bleibende wichtige Verbesserung und Verschönerung für Böhmens Hauptstadt verbunden wird, die vorzüglichste Beachtung. Dieser Vorschlag, verbunden mit dem langgefühlten Bedürfnisse der bisher bestehenden unbequemen und höchst beschränkten, ja gefahrvollen Verbindung der Alt- und Neustadt Prag mit der Kleinseite durch enge, unfreundliche Gassen, abzuhelfen, war es, der die böhmischen Stände in der spätern Versammlung vom 28. März 1836 bestimmte, auf dem rechten Moldauufer, von den städtischen Mühlen bis zur Färberinsel, ein Quai zu erbauen. Dieser Quai, längs des Flusses, mit einem gefälligen Geländer versehen, mit schönen Häusern und Bauten, Kaufläden geziert, von Fahrenden und Fußgängern viel besucht, wird von der Brücke und Kleinseite aus den schönsten Anblick, und von der Quaistraße selbst eine herrliche Ansicht auf den Laurenziberg, auf den mit Palästen gekrönten Hradschin, auf den Fluß und seine freundlichen Inseln, so wie auf die ehrwürdige alte Brücke, und auf die gleichzeitig über die Moldau zu erbauende Kettenbrücke gewähren. Es werden nun Künstler und Sachverständige Deutschlands und der ganzen Monarchie aufgefordert, durch Vorlegung geeigneter Entwürfe und Ideen zu dem großen Zwecke mitzuwirken. Sowohl zu Prag im ständischen Landhause, als auch bei den Kunstakademien zu Wien, Mailand und Venedig, dann in den k. k. österreichischen Gesandtschaftskanzleien zu Berlin und München kann ein besonderer Situationsplan von jedermann eingesehen werden. Das Monument wird in der Mitte des 250 Ruthen langen und 15 Ruthen breiten Quais aufgestellt, und es sollen zur Verschönerung der Quaistraße, längs derselben, neue, dem Monumente und dessen Höhe angemessene, bürgerliche Wohnhäuser in einem gefälligen Styl erbaut werden. Zu diesem Behufe werden die durch Demolirung der bisher bestehenden alten Gebäude und Planirung der Straße entstehenden Baustellen den Meistbietenden mit der Verbindlichkeit verkauft werden, den Bau von außen nach den vorgezeichneten Façaden zu führen, wobei die Bestimmung der inneren Eintheilung dem Bauherrn selbst überlassen bleibt. Die einzubringenden Ideen und Entwürfe haben daher das Monument und diese neuen Häuser zu umfassen, von den letzteren genügt der bloße Entwurf oder die Zeichnung der Façaden, bei dem ersteren dagegen muß zugleich der Grundriß und der Maßstab beigefügt, und in der Zeichnung das Detail des Monuments, insbesondere bei der allenfallsigen Idee einer großen Säule mit dem Standbilde des Kaisers, zugleich die Inschriften und Basreliefs des Gestells, die Proportion der Statue, deren Stellung und Kostüm genau mit dargestellt werden. Für jenen Plan oder Entwurf, nach welchem die Ausführung erfolgt, wird ein Preis von 300 Dukaten in Gold festgesetzt und die Konkursfrist bis Ende des Jahrs 1839 mit dem Beisatze bestimmt, daß die Plane und Entwürfe mit dem abgesondert und versiegelt vorzulegenden Namen und Wohnorte der Verfasser an die k. k. Landespräsidialkanzlei zu Prag einzusenden sind.

Rußland.

Die k. Akademie zu St. Petersburg hat den an der Universität zu Dorpat angestellten, jedoch schon im zweiten Jahr in St. Petersburg anwesenden und mit elektromagnetischen Arbeiten beschäftigten Professor Jakobi, den Exarchen von Georgien, Erzbischof Eugen, den Dr. Dahl zu Orenburg, den Professor Naumann in Königsberg, den Professor Harlan in Neuyork, Overmeer Fischer in Batavia zu Korrespondenten ernannt.

Am 30. Dezember 1838 starb zu Helsingfors Professor Bonsdorff, korrespondierendes Mitglied der Akademie von St. Petersburg.

Am 5. Oktober 1838 fand zu Mitau eine Zusammenkunft der lettischen Literaturgesellschaft Statt. Die Mitglieder legten viele merkwürdige und wichtige Schriften über die Geschichte und Literatur dieses Landes vor; so las Dr. Napirski Auszüge aus der Autobiographie von Heinrich Latysch; Pastor Wend theilte drei alte lettische Hochzeitgesänge mit; Pastor Katterfeld einen Plan zu einem Unterrichtsbuche für Soldaten lettischer Zunge; der Vorstand der Gesellschaft Neander die Handschrift einer lettischen Grammatik; Lieventhal eine lettische Grammatik, welche nach der russischen Grammatik von Gretsch entworfen ist. Die gelehrten Mitglieder arbeiten thätig für die Bildung ihres Vaterlands, und zeigen in ihren Schriften den Wunsch, Rußland mit der Sprache, den Sitten und der Geschichte der lettischen Stämme bekannt zu machen.

Am 24. Dezember 1838 beging die Universität zu Dorpat das Fest ihrer vor 25 Jahren geschehenen Stiftung. Bei dieser Gelegenheit trug Professor Runge, Dekan der Juristenfakultät, einen Bericht über den Zustand und die Wirksamkeit der Universität im letztverlaufenen akademischen Jahre vor; er knüpfte daran eine biographische Skizze und Charakteristik des im Februar 1838 zu Gießen verstorbenen, um die Universität Dorpat sehr verdienten Professors von Clossius und veröffentlichte sodann die Preise, welche mehreren Studierenden zuerkannt wurden. Nach Beendigung des festlichen Aktes versammelten sich die Professoren und Studierenden der Rechtsfakultät im juristischen Hörsaale, wo die feierliche Aufstellung eines Brustbildes des verstorbenen Clossius Statt fand, das seine dankbaren Schüler vom Maler Hau hatten ausführen lassen.

Nach einem k. Ukas vom 21. Februar sind die Vorlesungen auf der Wladimir-Universität Kiew auf ein Jahr suspendirt.

In Rußland bereitet sich die definitive Rückkehr der griechisch-unirten zur griechisch-russischen Kirche vor, welche die Mehrheit des Klerus und des Volkes verlangt. Der Kaiser hat genehmigt, daß die christlichen Angelegenheiten der rechtgläubigen und der griechisch-unirten Konfession, die bisher von zwei verschiedenen Abtheilungen des dirigirenden Synods geleitet wurden, nunmehr zu Einer Abtheilung desselben vereinigt werden. Zum obersten Chef der römisch-katholischen Geistlichkeit in Rußland wurde der Präsident des römisch-katholischen geistlichen Kollegiums, Bischof Ignaz Paulowski, mit der Würde eines Erzbischofs von Mohilew und Metropolitan aller römisch-katholischen Kirchen in Rußland ernannt. Die oberste Aufsicht über das geistliche Lehrfach, welche bisher einer besondern Kommission der geistlichen Schulen anvertraut war, ist jetzt auf kaiserlichen Erlaß in dem heiligen Synod vereinigt. Demgemäß geht die Kommission der geistlichen Schulen ganz ein, und die zum Geschäftskreis derselben gehörigen Gegenstände des Lehrfachs und der Oekonomie sind dem Synod übertragen worden.

Im Februar starb zu St. Petersburg Graf Michael Speransky, wirklicher Geheimerath und Präsident der Gesetzesabtheilung im Reichsrath. Er ist Verfasser des Statuts für die Organisation und Verwaltung Sibiriens, das am 3. August 1822 die höchste Genehmigung erhielt, und noch jetzt als Richtschnur der Verwaltung dient. Später entwarf er im Auftrag des Kaisers aus den bisher ungeordneten Gesetzsammlungen ein systematisch geordnetes Reichsgesetzbuch, das, 1835 in 15 Bänden vollendet, nur die Grundlage der Gerichtspraxis bildet. Die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte ihn wesentlich die Redaktion der Partikulargesetzbücher für diejenigen Provinzen des Kaiserstaats, welche nach besondern Verfassungen verwaltet werden, wie die weißrussischen und deutschen Gouvernements, und auch diese Arbeit ist fast ganz vollendet.

Der k. Finanzminister und obere Chef der k. Bergingenieure Graf Canerin hat auf Befehl S. M. des Kaisers dem Oberbergrath Professor Nöggerath in Bonn in Anerkennung von dessen literarischen Verdiensten die große goldene Medaille zugesandt, mit der Inschrift: Praemia digna viro eruditissimo J. Nöggerath, professori academiae Bonnensis.

Die Vormünder der Kinder des verstorbenen Alexander Puschkin, der Graf Strogonoff und der kaiserliche Kammerherr Altzykoff, haben für Rechnung ihrer Mündel die Werke jenes großen Dichters in 8 Oktavbänden mit seinem Bildnisse nach dem Gemälde Utkins herausgegeben. Die zehntausend Exemplare starke Auflage war in sechs Wochen gänzlich vergriffen, und die Herausgeber beabsichtigen, nun eine neue zu veröffentlichen, welcher einige noch nicht bekannte Gedichte und eine Biographie des Verfassers beigefügt werden sollen.

Am 16. März starb zu St. Petersburg im 34sten Lebensjahre der Bildhauer Otto Sigismund Rurge aus Hamburg.

Einer k. Verordnung zufolge werden alle Künstler der k. Theater nach ihren Talenten und Anstellungen in drei Klassen getheilt. Die Artisten erster Klasse, die das Theater verlassen, können, wenn sie es wünschen, nach zehnjähriger oder wenn sie Zöglinge von Theaterschulen waren, fünfzehnjähriger Dienstzeit in allen Ressorts in Civildienste treten, mit den Rechten der Kanzleidiener dritter Klasse.

Polen.

Den jungen Polen soll künftig nicht mehr gestattet werden, auswärtige Universitäten, selbst nicht die zu Berlin, zu besuchen.

In Polen sollen alle Kinder aus gemischten Ehen ohne Unterschied zur Annahme der griechischen Konfession veranlaßt werden.

Griechenland.

Die stets im Fortschreiten begriffene Universität Athen erhält Zuwachs für ihre Bibliothek durch Geschenke von allen Welttheilen her. Durch deutsche Aerzte, vorzüglich durch die Leibärzte des Königs, ist ein Hebammeninstitut an der Universität gegründet.

Durch die Bemühungen des Archäologen Dr. Roß und des Direktor Dr. Anselm soll eine neugriechische Literaturzeitung ins Leben treten, der sich die bedeutendsten einheimischen und fremden Gelehrten Athens als Mitarbeiter angeschlossen haben.

In Athen starb zu Anfang d. J. der ausgezeichnete junge Philolog Dr. Arthur Kocher aus Wilster, der sich seit anderthalb Jahren in Griechenland selbst mit archäologischen Forschungen beschäftigte.

Der Bildhauer Siegel aus München befindet sich in Athen, um die Ausführung des kolossalen Löwen zu übernehmen, welchen König Ludwig von Bayern den in Griechenland verstorbenen Bayern in Nauplia errichten läßt. Professor Imhof, welchem dieser ehrenvolle Auftrag zuerst geworden war, verließ wegen der seiner Gesundheit nachtheiligen klimatischen Einflüsse Griechenland.

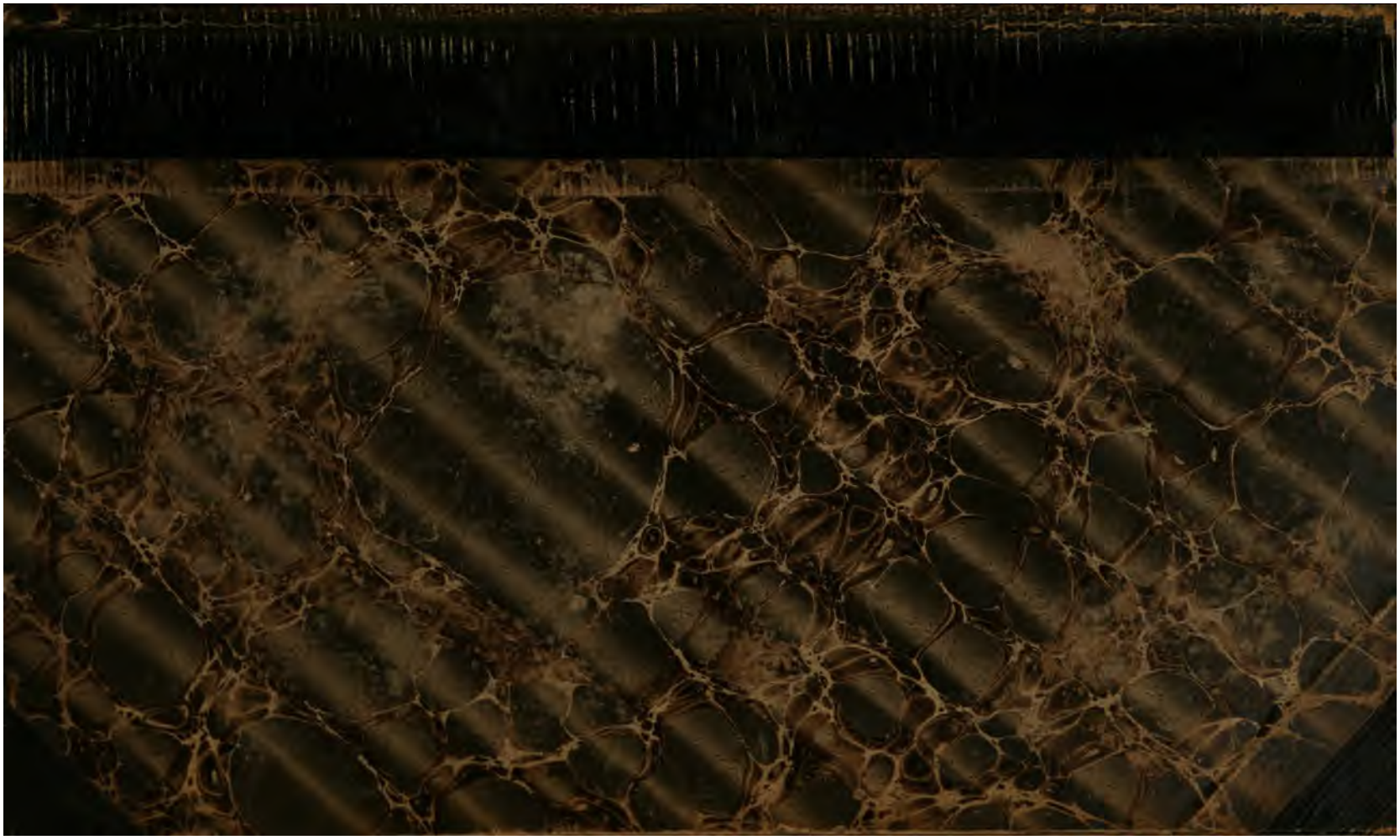
Das Monument, welches die Freunde des Dr. Rothlauf demselben auf Poros errichten ließen, ist vollendet. Es besteht aus einer Granitpyramide, auf welcher eine weiße Marmorplatte folgende Inschrift trägt: dem bayerischen Arzt Rothlauf, der als Opfer seiner Philanthropie auf Poros im Jahre 1837 während der Pest starb, seine Freunde und Mitbrüder.

Türkei.

Am 17. Februar, einem von den Astrologen als glücklich bezeichneten Tage, erfolgte unter religiösen Feierlichkeiten die Uebersiedelung der 180 Zöglinge der Schule von Top Kapu zu Konstantinopel in die zu Galata Serai errichtete medicinisch-chirurgische Akademie, nach dem Beinamen des Sultans Adile genannt. Der k. k. Oberarzt Dr. Bernard ist mit Organisirung der neuen Anstalt beauftragt.

Algier.

Die Zahl der Deutschen in Algier mit Einschluß der Elsäßer beträgt etwa 3000. Die in der Stadt selbst ansässigen Deutschen bilden einen sehr achtbaren Theil der Bevölkerung; es sind die angesehensten und reichsten Kaufleute, die meist klein angefangen; einige junge Frankfurter Kaufleute machen die bedeutendsten Geldgeschäfte. Ein deutscher Leseclrkel, der seit Kurzem zu Stande gekommen, findet große Theilnahme.

Nordamerika.

Am 19. Januar 1839 wurde zwischen den Niederlanden und den vereinigten Staaten von Nordamerika ein Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen, wornach die auf Schiffen beider Nationen ein- oder ausgeführten Waaren in beiden Ländern gegenseitig nicht höheren Abgaben unterworfen seyn sollen, als die auf nationalen Schiffen ein- oder ausgeführten.